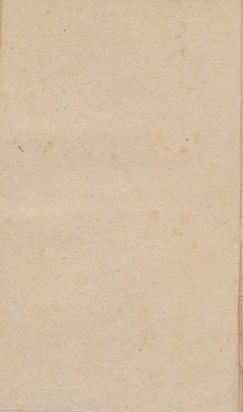


D 613





Neue Monatschrift

für

Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

— LL 9.

herausgegeben

Friedrich Buchholz.

Neumann,



Zwei und Vierzigster Band.

Berlin,

bei Theodor Chr. Fr. Enslin.

1833.

சென்னை மாவட்டம்



3635

சென்னை மாவட்டம், சென்னை.



சென்னை மாவட்டம், சென்னை.

சென்னை மாவட்டம், சென்னை.



சென்னை மாவட்டம், சென்னை.

3635

Inhalt

des zwei und vierzigsten Bandes.

	Seite
Ausgabe aus Renouvier's Geschichte der Regentenschaft und der Minderjährigkeit Ludwigs des Jungsten. (Fortsetzung.)	1
Befehl unter dem Einflusse des Beschlusses von Dou- len-Conté. — Ueber die Finanzen. — Ueber die Vertheilung. — Schwerey der Arbeit. — Fiskus.	
Zusagen zu den staatswirtschaftlichen Appearaten. (Fortsetzung.)	39
Neuer Zusatz. Ueber die sehr wichtige Entdeckung der staatswirtschaftlichen Lehre, die als positive, z. B. bei demselben stehende Wissenschaft betrachtet.	
Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand der Ge- rechtigkeitssage u. der Strafgesetze in Frankreich. (Aus dem Französischen.)	59
Bemerkungen zu dem in der Preussischen Staatszeitung und der Hagerberger allgemeinen Zeitung enthal- tenen Aufsätzen über eine Verbesserung des Münz- wesens und ein gleiches Gepräge für ganz Deutsch- land.	100
Wodurch ist der innere Friede Preussens während der drei letzten Jahre bewahrt worden.	105
Ausgabe aus Renouvier's Geschichte der Regentenschaft und der Minderjährigkeit Ludwigs des Jungsten. (Fortsetzung.)	117
Bemerkung des Königs. — Zurückführung der Finan- zen. — Unterhandlungen mit England und mit Rus- land. — Marie Theresia. — Gemälde ihres So- hns. — Briefe auf das Leben ihres Vaters.	
Zusagen zu den staatswirtschaftlichen Appearaten. (Fortsetzung.)	150
Neuer Zusatz. Ueber den Fortschritt der sogenannten Wissenschaften auf die Entwicklung der Staatswirt- schaftlichen, als positiven Wissenschaft.	

	Seite
Fragmente einer Abhandlung über den Ursprung des schyphraen Jahrcunders.	169
(Aus dem Französischen.)	
Fünf Preisaufgaben einer neuen Akademie und Be- merkungen zu denselben.	219
Audige aus Iementop's Geschichte der Regierung und der Minderjährigkeit Ludwigs des Jun- geren. (Fortsetzung.)	231
Urtagen von Paris. — Le Blanc's Proceß. — Schen- kung. — Wählrecht des Parlaments. — Erbliche Regierung. Kritik. — Verfassung des Reichs. — Empfindlichkeit Spaniens, dessen Einigung mit dem Kaiser. — Der Herzog von Richelieu und der Abbi von Montan. — Kämpfe und Kämpfe des Bischofs von Poitiers.	
Zugaben zu den staatswirthschaftlichen Specimenen. (Fortsetzung.)	261
Zehnte Zugabe. Was ist die Bedeutung der Bedeutung des schyphraen Jahrcunders die Bedeutung der staatswirthschaftlichen Specimenen?	
Miscels Maclellan's Urtheil über Befestigungen.	289
Ueber die Versuche einer Klassifikation des menschl- chen Geschlechts.	298
Welche ist für Persien der Fideleumisse und der Majors?	329
Audige aus Iementop's Geschichte der Regierung und der Minderjährigkeit Ludwigs des Jun- geren. (Fortsetzung.)	347
Neuherstellung nach Fortsetzung der Insant. — Pa- len. — Einrichtung in Bonn. — Kritik zu Bonn. — Preußen. Friedrich Wilhelm. — Hoff- land. Katharina die Erste. — Einrichtung der Wi- li. — Jenseits des Rhein. — Einrichtung des Herrn Krepps. — Bonn. Minister.	
Zugaben zu den staatswirthschaftlichen Specimenen. (Fortsetzung.)	372
Elfte Zugabe. Durch welche Abhandlung ist die staats- wirthschaftliche Specimenen gelangt, die persien Wi- li ist zu werden?	
Umständliche Nachricht von der gewaltsamen Ent- führung eines des Reichens aus dem 1. J. 1809.	413
(Die Entführung a. d. Fortsetzung des Reichens Paris.)	
Ueber Freiheit als Wirkung und als Ursache.	429
Fragment eines in der letzten Versammlung des lei- stenden Vereins zur Verbesserung der Wissen- schaften gehaltenen Vortrags.	446

N o t i z e n

Lemontey's Geschichte der Regentschaft und der Minderjährigkeit Ludwigs des Fünfzehnten.

(F o r t s e t z u n g.)

Belier unter dem Vorzeichen des Herzogs von Beaufort. Condé. —
Ueber die Finanzen. — Ueber die Betteln. — Schwärzer Ka-
der. — Eilfste.

Dem Antritt seines Ministeriums hatte der Prinz von Condé durch die Ernennung des Grafen von Breghla, des Herzogs von Noailles, des Grafen von Noailles, des Grafen Dubourg, des Herzogs von La Feuillade und des Herzogs von Grammont zu französischen Marschällen, so wie durch acht und fünfzig Promedosen in den Heiligen-geist-Orden, beehrt. Diese Verschwendung hoher Aus-zeichnungen kündigte mehr Uebereilung im Charakter als Besonnenheit in dem Geiste des Prinzen an; denn sie diente

noch weniger, die Zahl der Freunde zu vermehren, als die Zahl erkrankungsheeller Gesunde zu vermindern. . . .

Während der Krieg, vermöge eines falschen Kalküls, bemüht war, den Hof zu erobern, schmeichelte sich der General-Kontrollor Paris-Duverney, das Volk durch einen noch ärgeren Mißgriff auf seine Seite zu bringen. Der unsichere Werth der Banknoten und der anhaltende Krieg-Zwang hatten den Preis der Lebensmittel und des Arbeitslohs über die natürlichen Verhältnisse hinaus gestiegen. Duverney übernahm es, sie dahin zurückzuführen; doch wollte er, was gewiß höchst seltsam war, dem Uebel durch dieselben Mittel abhelfen, die es herbeigeführt hatten. Er verminderte den gesetzlichen Werth der Münzen nach und nach um mehr als die Hälfte *) und stellte den Fied auf den dreifigsten Denier **). Diese unglaubliche Nothheit regt Bürger in Erschauern, welche mit den Erschütterungen der Regierung vertraut sind, und bringt alle Handels-Abkennnisse zum Stillstand. Doch Duverney, gewohnt, auf die todtten Werthe der Wisa einzurichten, oder in den Tagen das Joch der Nothwendigkeit aufzulegen, vergißt, daß er gegenwärtig gewissermaßen mit einer lebenden und leidenschaftlichen Natur zu kämpfen hat. Grundsätze sollen sich, auf sein Geheiß, eben so schnell verändern, als seine Beschlüsse. Die Kapelle stülzt sich mit denen, welche seine Prinzipie zu

*) Beschl. vom 4. Feb., vom 27. März, vom 22. April 1724 und vom 14. May 1725. Der Kaiser's. fand in diesen vier Abfassungen von 27 Stroh auf 14, die Mark Goldes von 1067 bis 12 Coust auf 541 bis, 5 Coust, und das die Mark Silber von 74 Stroh 4 Coust auf 38 bis 17 Coust.

**) Edikt vom 28. Juni 1724.

erörtern trugen; die königlichen Truppen haften ein auf die Befehle der Hauptstadt, welche ihren Anordnungen unterthänig waren. Ein Schreiben des Ministers empfahl den Intendanten der Provinzen diese Forderungen und Beispiele als Beispiele zur Nachahmung. Frankreich geräth darüber in die größte Verwirrung. Man vermauert die Läden derjenigen, welche ihre Preise nicht herabsetzen auf den Stand der Münzgesetze. In einigen Orten unterwarf die öffentliche Macht sämtliche Verkaufsstände des Verkehrs einem Zarf *). Als im Jahre 1793 der Tod noch schwächer war, als die Drohung, erneuerte sich dasselbe Unternehmen unter der kaiserlichen Benennung von Maximilien. Allein es erschien als unfruchtbar selbst in diesen verhängnißvollen Zeiten, wo Ungewissen nicht mehr in Erstaunen setzten. Man bewachte hiernach das Verweilen, das unter einer minder abschüßigen Regierung daraus hervorging. Dieser Kampf, in welchem Dummheit den Eigensinn des (wenn gleich falschen) Wissens und der Prinz von Condé den Eigensinn der Unwissenheit brachte, dauerte länger, als man hätte befürchten mögen. Da jedoch jede Strenge das Maßmaas vergrößerte, und da die Opposition allenthalben eifern wurde: so sah man sich genöthigt, die Scala noch schneller hinauf zu steigen, als man auf ihr herabgestiegen war, und den

*) Herr Souffrein hat in seinem Essai, sur la ville de Libourne, den allgemeinen Zarf ausbreitet, welcher 1794 in dieser Stadt durch die vereinten Anordnungen des Jakobinern, des Parlaments und des Magistrats zu Stande kam. Diese Arbeit wurde den 30. Juli durch ein Schreiben des General-Kontrollors genehmigt, worin es hieß: „Untersuchen Sie wohl die Preise, zu welchen man die Kaufleute zwingen kann, ihr Waaren zu verkaufen, so daß die Ungewissenheiten unter ihnen befristet werden.“

Münzen ihren vollen Werth zurückzugeben. Der unbefangene Minister begriff zu seiner Schande, daß, wenn man etwas, das die Zeit allein bewirken kann, gewaltsam herbeiführen will, man das, was unternichtlich geschehen seyn würde, nur unnötig macht. Der Staat verlor durch diese Münzveränderungen vier und dreißig Millionen, acht mal hundert und acht und zwanzig tausend acht hundert und achtzehn Livres auf die Summen, welche die Einwohner in ihren Kassen entweder wirklich hatten, oder zu haben vergaben. Diese so wohl verdiente Niederlage brandmarkte vom ersten Schritte an die Talente Duboulay's, und brachte gegen die Verwaltung des Herzogs ein Vandalenß von Haß und Verachtung in Geseh, das sie bis zu ihrem Ende verfolgte *).

Finanz-Verstümmel hat gewöhnlich vorübergehende Plagen, weil die Raschheit ihrer Wirkungen eine baldige Reform nöthig macht. Allein es giebt Gesetze, deren gefährliche Folgen die Grundlagen der öffentlichen Ordnung langsam untergraben. Je weniger ihrer Wirksamkeit augensichtlich ist, desto mehr hätte die Weisheit über ihre Prinzipie nachdenken sollen. Weismann verdiente die Fluth von wichtigen Gesetzen, welche die ersten Monate des herzoglichen Ministeriums zu überschweben schien; denn die Unrastlosigkeit neuer Verordnungen ist in der Regierung fast immer ein Symptom der Schwäche oder der Anarchie.

*) Man sieht hieraus, wie weit die Staatsverfalltheilnahme in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von aller Ordnung entfernt war; denn, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, so wären des Duboulay's Maßgriffe unthätig geblieben. Hier offenbart sich also von neuem, „daß die Weisheit die Welt regiert,“ und daß Staatsmänner nur ihre Werkzeuge sind. Ann. d. Her.

Debarney versuchte seine gesetzgeberischen Talente an der Unterdrückung der Bettler, deren Zahl durch die Fehler Ludwig's der Vierzehnten und durch die Unvorsorglichkeiten der Regierung unendlich gewachsen war. Allein die Bettel, welche, wenn von menschlichem Elend die Rede ist, an die Stelle der Sklaverei der Africa getreten ist, gehört nicht zu den Wunden, die leicht zu heilen sind. In den von Durenoy abgefaßten Deklarationen würde man eine verworrene Spur holländischer Institutionen nachrechnen können, wenn man nicht bei weitem mehr von dem Charakter der Vertheilung und Unversichtigkeit getroffen würde, welcher allen Arbeiten dieses Zeitrums ihr Gepräge gibt. Er war auf den Einfall gerathen, zu jedem Hospital des Königreichs ein freiwilliges Asyl für die Dürftigen, ein Gefängniß für die Bettler und Wirthhäuser für die Einen wie für die Andern hinzuzufügen. Doch an den, für solche Ausgaben notwendigen Fonds fehlte es entweder gänzlich, oder sie reichten nicht aus. Die öffentliche Meinung setzte außerdem seinem Planen einen scharfen Widerstand entgegen. Sie war mit sich selbst darüber einig, daß die Regierung des Herrn Herzogs mehr geeignet sei, die Leute arm zu machen, als armen Leuten beispringen; sie ließ also kein Geheiß gards, wie eine stolze Seele Wohlthaten verschmäht, deren Urheber sie verachtet. Alle Verwalter von Hospitiern kamen darin überein, die Handwerke untergehen zu lassen, und die Flucht der Gefangenen zu begünstigen. Die Munitio-Truppen und die Gendarmen erhoben es zu einem Ehrenpunkt, keinen Bettler zu verhaften. In den Gehirnen der Schwärz ließ man Gegenschlägen antworten; allein man mußte sich hüten, diese Unglücklichen im Bereich der Schwel-

gen Garnisonen angestellt; denn sie erhielten keinen Parton unter den Edelknechten ihrer Landknechte. Nebentriebene Einnahme mochte das Jolge beitragen zu dieser allgemeinen Maßnahme. In der Absicht, die Bettler zu erkennen, beschloß man, ihnen ein unvertilgbares Zeichen aufzudrücken. Einige von ihnen wurden Chemikern überliefert, welche verschiedene Arzneimittel an ihnen versuchten; und zuletzt verfügte ein amtliches Schreiben die Vergeblichkeit dieser abschaulichen Versuche, und befahl, dem Arm der Bettler ein Brandmal aufzudrücken, wie man es mit Herden einer anderen Gattung thut. Es war zu befürchten, daß der Raum der Hospitaller nicht hinreichen werde für die Menge der Eingebrochenen; doch der General-Kontrollor Dedon hob dies Hinderniß auf folgende Weise: „Da sie auf Stroh liegen und mit Brot und Wasser genährt werden, so werden sie weniger Raum einnehmen.“ Diese abschreckenden Werke wurden zu Chantilly mitten unter Bäumen untergebracht, auf welchen der Herzog den Staat zu Grunde richten, und seinen jungen König durch die ansehnliche Kraft der Vergnügungen und einer unerhörten Verschwendung ver-
dorb *).

*) Im Jahr dieser Zeit stand ein veränderter Geist dem Herzog von Orleans. Erhalten von Clermont, eine von den Schwägern des Herzogs von Bourbon, bewohnte sie ihr ganzes Leben hindurch, und blieb in ihrem heurigen Eitelverstande ihrem Betragen getreu; denn man glaubt, daß sie sich durch eine heimliche Ehe mit diesem jungen Hofmann verbunden hatte. Vergleichen man nicht schon an diesem ausschweifenden Hofe. — Es scheint, als ob die Hölle von Chantilly für dergleichen barbarische Thaten bestimmt worden wären. Im Jahre 1718 kam sie, der Marquis auftragsgemäß, Langer auf einen Ortspatz, wo Amstelsche Frauen bei Hofe in überhöher Tracht ein Volk aufstießen. Die dann aufstehen mit lauten

Der Eingekerkerten Armandoville verbrachte in dieser Zeit die einzige Handlung, welche eine Spur von seinem Ministerium zurückgelassen hat. Er verfaßte eine Declaration über den Diebstahl *), welche den mit Blut geschriebenen Befehlshaken Karls des Fünften entgegen zu setzen schien. Wahr ist, daß, je mehr Kunst und Handel das bewegliche Eigenthum und die Zeichen des Reichthums vervielfältigten, gereizte Begierden und erlischene Entwendung um so weniger gesühnt werden durch die gemäßigten Strafen, welche für rohe und Ackerbau treibende Völker anstehen; die Regierung hatte gesehen, durch wie viel Verbrechen der vorübergehende Glanz ihres Papiergeldes besetzt wurde. Allein der unwürdige Cecilienreiter d'Aguesseau's überschritt die Grenzen der Gerechtigkeit in diesem Gesetz, das, ohne allen Unterschied, die Todesstrafe über jeden Hausdiebstahl ausspricht, ohne daß der Werth des entwendeten Gegenstandes, oder irgend ein anderer mildernder Umstand in Betracht gezogen werden dürfte. Konnte die Gerechtigkeit des französischen Charakters zweifelhaft werden, so würde diese Probe sie an den Tag gebracht haben. Die wohlhabende Klasse verweigert die Schlachtopfer, die man ihrer Sicherheit darbringen wollte. In der Bestrafung

Geht; die andern werden schwächlich zu Boden. Doch das milde Thier ließ sich endlich in seinen Käfig zurücksetzen. . . Diese Thier noch ebenfalls im Jahre 1718 wurde auch noch gehalten bei Paris durch die Verhelf einer ansehnlichen Giquette, welche sich anführte zwischen dem Marquis von La Roche, Unter-Bibliothekar der Frau Herzogin von Bourbon, welcher das Thier gab, und dem Marquis von Digne, einem eben so ansehnlichen Bibliothekar der Herzogin von Berry, welcher es annahm.

*) Vom 4. März 1722.

eines so niedrigen Verstandes, wie der Diebstahl ist, sollte die öffentliche Meinung das Schändliche zwischen dem Schuldigen, der sie that, und dem gräßlichen Herrn, der sie veranlaßte. Man fürchtete sich eben so sehr, das Gesch anzusehn, als es zu überretten; und aus diesem merkwürdigen Kampfe entsprang, daß das Mißverhältniß der Strafe den Verbrecher beschädigte, und daß der Handdiebstahl nirgend allgemein und unbestraft war, als in Frankreich.

Voll Scham über ein Gesch, das seinen Namen mit einer verächtlichen Uebelnacht besudelte, noch mehr beschämt von dem Bedürfniß, dies Gesch zurückzunehmen, betrachtete der Siegelkammerherr zwar die Verächtliche zu Modificationen desselben bei der Anwendung; doch diese zogen, wie man es erwarten konnte, die Strenge der Regel dem Aufschrei der Billigkeit vor, und lehnten sich nicht an eine geheime Einladung, welche die Neue sich nicht mit legislativen Herren zu bekleiden wagte. Armentouville's schickames Schreiben ist und aufbewahrt worden in einer Sammlung der Ordennungen des Eises, und man erinnert sich vielleicht des Feuers, welches dies Schreiben gegen Ende des abgewichenen Jahrhunderts, in dem Schooß des Pariser Parlaments anrichtete, als daß seiner Mitglieder großmüthig genug war, in einem öffentlichen Platte an das Daseyn desselben zu erinnern. Nicht ohne Schmerz sah ich ein verheerend Tribunal ein blutdürstiges Gesch, dessen Willkür ihm als eine gefährliche Last hätte erscheinen sollen, wie angestammtes Gut vertheidigen. Ich kann sie nicht begreifen, diese hartnäckige Abhängigkeit an unmenschlichen Gewohnheiten, und es hat für mich der wiederholten Zeugnisse bedurft, um mich, gewissermaßen gegen meinen Will-

ten, von der instinktiven Grausamkeit zu überzeugen, welche den französischen Gerichten eigen war *). Was es damit auch auf sich haben mochte: ein Theil des Mißthats, den der Eingekerkerte, wenige Monate darauf, auf das Schicksal der Befangenen fallen ließ, war vielleicht eine Sühne für seine verhängnißvolle Unweissbarkeit. Die Deklaration vom 11. Juni 1724 schaffte dem Gebrauch ab, die Gefangnisse wie ein Domänen-Reich zu verpachten, und reinigte Frankreich von diesem Ueberreiß ungläublicher Barbarei, über welchen das Jellulier Luthwigs des Weychens in seiner Jenseitsheit hingschlüpft war.

Nicht gern nicht ich das Ethis, welches das Schicksal der Schwärzen in unseren Kolonien regelte, ein Gesetz

*) Wähle wir unter den Parlamenten das Pariser, welches für weniger hart gehalten wurde, und setzen wir, auf gut Glück, in seinen Besetzen einige Blätter auf, welche durch seine Rechtsmedien gebildet sind. War es denn nicht das Parlament, das sich, während der ganzen Regierung Karls des Vierten, angeordnet durch Befehl des Königs und einer päpstlichen Bulle, erzwang, den von Luthwigs Verurtheilten den Befehl eines Richters zu gestatten? Mit solchem Willen hätte es im Namen der Gerechtigkeit, was man will, seinen Willen als die höchste Sache in einem Lande betrachten können, dergleichen Richter waren so hartnäckig, mit dem Gesetz die Verlegung der Gerechtigkeit und des Woywods der ersten Strafen theilen zu wollen. Als Ludwig der Sechzehnte im Jahre 1788 den heiligen Erben hatte, einen Vertrag zwischen Anspruch und Verletzung der Lebensrechte verprochen, hatte dasselbe Parlament die Freiheit, Widerstand zu leisten, und, was noch ärger ist, es hätte sich in trübsinnige Expirationen, um eine große und notwendige Veränderung zu bewerkstelligen, die, wenn sie früher nicht angenommen worden, die Ermordung der Gerechtigkeit und so vieler anderer Unschuldigen verursacht hätte. In Wahrheit, glaubt man nicht das Recht einer Sühne zu verdienen, welche fürchtet, daß man ihr die Dankschuld antreiben werde?

nennen; denn ich möchte nicht, daß ein Elend ohne Bedenken die Sanction einer ehrenwürdigen Tönnung erhalte. Vergeltlich bemühte sich der Verfasser des schwarzen Gesetzbuches einen Schatten von Gerechtigkeit in nothwendige Grausamkeiten zu verweben. Was das Ethis hinsichtlich der Strafe billigte, wurde überschreiten; was es Sittliches enthielt, blieb unbeachtet: denn der Elare, den das bürgerliche Recht den Gerächtschäften und den Heerden seines Gebieters gleich stellt, trägt nicht einmal die Fähigkeit, bestraft zu werden, in sich. Nur von unsen Sitten, nicht von unsen Gesetzen kann sein Schicksal abhängen. Die indische Kompagnie, dem Schiffbruch entronnen, fing an, die Franzosen mit eutfernten Vaterlanden vertraut zu machen. Unter anderen Himnidesstücken modifizierte sich ihr Charakter durch neue Liebhabereien und neue Verurtheile. Ich werde in der Folge die lebhaftesten Reaktionen nachweisen, welche das Naturel der Kreolen und der Kolonial-Volkstand auf das Vaterland ausübten. Doch schon jetzt darf ich bemerken, daß der charakteristische Zug der französischen Pflanzter eine allgemeine Ungeduld, zu genießen, war, und daß, indem diese künftige Leidenschaft sie bestimmte, die Zahl und die Arbeit der Sklaven über die Gränzen der Klugheit hinaus zu führen, sie hindurch den Vermögens einer beslagunwürdigen Heerde zu sich her sammelten. Hätte irgend eine Webersicht die Urheher des Rades geleitet, würde dann nicht ihre erste Sorge gewesen seyn, ein gewisses Verhältniß zwischen der weißen Bevölkerung und ihrer brutalen Rasse Afrika's festzustellen, welche von der Natur zur Weichlichkeit eingeladen ist, und von der Gewalt zu Beschwerden, die keinen Lohn finden, angehal-

ten wird? Sie arbeiteten vielmehr dahin, die Zahl der Europäer zu vermindern, indem sie die unbefehlteste sündliche Unbulsfahndt in die Kolonien einführten. Schlenbrian hatte an diesem gefährlichen Fehler mehr Antheil, als Bedummigkeit; er verschloß die Augen eines unaufmerksamen Staatsraths gegen das Beispiel Englands, das sich seiner amerikanischen Kolonien bediente, um die hartnäckigsten Schten aus seinem Schoße zu entfernen. Doch Frankreich war von einer solchen Weisheit so weit entfernt, daß es ohne alle Noth seine eigenen Dissidenten erblühte.

Ich deute hier auf die Deklaration hin, welche den 14. Mai 1724 wider die Kalkinisten erlassen wurde. Dies unselige Gesetz hat zwei Regierungen zu thun gegeben; sechszig Jahre hindurch hat es das Schicksal des protestantischen Theils der Franzosen gemacht. Seine Wirkungen waren so seltsam, daß der scharfsinnige Mathieu, weil er an einer Erklärung derselben zweifelte, sie ein Glücksspiel nannte. Obgleichliche Personen, Minister, Colbert de Seignef, Maillebert, Turget, Breteuil, Lomenie bekämpften es in kräftigen Schriften. Doch eine Weile verborg ihnen sich den gehrimten Ursprung desselben. Ich habe glücklichweise diese Abhandlung, welche nicht bis zu dem Staatsrath Ludwig des Sechzehnten gelangen konnte, wieder aufgefunden. Sowohl den Urheber dieses verhängnißvollen Gesetzes, als die besondern Umstände seiner Abfassung will ich bekannt machen. Vorher muß ich jedoch erzählen, wie seit Todwige des Wirtzhutes Lobe die Lage der Protestanten beschaffen war; denn die Rücksichtigkeit, womit man über die Regenschafft zu urtheilen geneigt ist, hat diesen Theil ihrer Annalen nicht einmal im Vorübergang berührt.

Ein strenger Feind, welcher neun und vierzig Jahre lang wider die Reformirten *) angeworben war, bildete für die neue Regierung ein schweriges Erbschaft. Der Tod des Vorfelgers erfüllte die Unterthanen mit süßen Erwartungen. Die Alpenhöfner gaben einige Glückwünsche zurück; das Delphinat, das Languedoc, die Culiace und das Poitou sahen sie zurückkehren, diese Menge von Dissidenten, welche die Tyrannei zur Verstellung geduldet hatte. Die Verheißung des Evangeliums, welche den Christen gebietet, gemeinschaftlich zu leben, war ihre erste Pflicht. Freuden und Leiden dienten zu diesem Zweck. Damit darin nichts Verächtliches vorzukommen möchte, untersuchten sie die Nothwendigkeit davon, und begaben sich am festgesetzten Tage mit ihrem Weibem, Kindern und Greisen an Ort und Stelle. Die Verheißung, welche sie selbst dem Regenten darüber ertheilten, athmeten Unschuld und Einsicht. Die Kirche, welche im Jahre 1637 achthundert und sechs Kirchen gezählt hatte, lernte jetzt mehr, ohne Trügel und Priester, und bestand nur durch ihren Glauben, ihre Sitten und ihre Martyrer: Seligen, weit mehr, als die Diocese der Pelit, oder die Disziplin der Synoden. Der Herzog von Orleans schloß sich vielleicht durch das Vertrauen der Protestanten eben so geschmeichelt, als in Verlegenheit gesetzt. In seinem Gemüthe war nichts, das der Verdammung des evangelischen Kultus entgegen gewesen wäre; in seinem Herzen verheißte nichts die Abscheulichkeiten der letzten Regierung.

*) Ludwig der Vierzehnte hatte, vor der Zurücknahme des Edikts von Nantes, ein und vierzig Befehle wider die Reformirten gegeben. Alle diese Befehle sind nach dem Tode Mazarins widerrufen und begannen mit den ehrenrührigsten Bittgesuchen des Königs.

Er hatte jedoch seine eigene Macht nur durch den Beistand einer Partei von Fremden geschützt; und für diese den Gewissensrath (*le conseil de conscience*) erwidert: eine seltsame Zusammenstellung von Wätern und Dingen, welche nur dadurch verständlich konnte, daß man an sich selbst noch nicht für irgend ein Gesetz vorhanden ist. Wallunge konnte berechnen ihn außerdem, daß eine allzu plötzliche Duldung den zu Gallienem genöthigten Ueberrufen des alten Hauses — diesen zahlreichen Feinden, welche für das Umdenken des Königs und für die Fortschritt des katholischen Glaubens so eifrig gestimmt waren — Waffen in die Hände geben konnte. So getheilt zwischen seinen Neigungen und seiner Evidenz, erklärte der Regent, daß er die Ehre wider die Schiere aufrecht erhalten werde, daß er jedoch in ihrem guten Betragen Veranlassung zu Schonungen zu finden hoffe, die seiner Milde entsprechen. Vermuthen wir jetzt das Schicksal der Schiere unter einer so prägnanten Zurückweisung.

Die Provinzen gehorchten den von Ludwig dem Großen geordnet und nach von Heinrich Seifert besetzten Kommandanten. Ihre Gewalt war unbegrenzt, so fern sie gegen die Kaperel gerichtet war, und nur der Unterschied ihres Charakters entschied über die Mannichfaltigkeit ihrer Aufregung. Im Delphinat wuchsen die ersten Mahnungen der Milde die Aufmerksamkeiten des Königs von Madrid, und, das System der Dragonaden befolgend, warf er einige Soldaten in verdächtige Dörfer. Doch das Volk dieser Gegenden, von Natur gemäßigt, fein und viel mehr eigennützig als religiös, trat in Unterhandlungen ein; und die Gemeinden erkaufen den Rückzug der Besatzungen durch

das Versprechen glücklicher Abschaffung des Ketzers. Was die Geschäftlichkeit der Dauphiner auf dem rechten Rheinufer zu Stande gebracht hatte, das bewirkte der Schweden in Languedoc. Der Herzog von Noailles trieb seine Truppen vorwärt, und seine Wachsamkeit war von schrecklichen Thaten begleitet. In diesem Lande beweglicher Einbildungskraft war die Niedergeschlagenheit um so größer, je unbefangener die Reformirten in ihrer Eigensinnigkeit hervorgetreten waren. Drei und zwanzig Tage nach dem Tode des Königs war alles gründgesunken unter das feindliche Joch der Rechtgläubigen *). Der Regent konnte sogar fünf und zwanzig tausend Mann Bürger-Wälgern entlassen, die seit der Empörung der Ransforden auf dem Wehrem waren, und in der Provinz eine Art von Bürgerkrieg verlängerten. Durch die nach strengem Verfahren nicht Vertheidigte Guiane im Zaum. Dieser Marschall, in dessen Aktern der Justizdienst der Staatsrath rasste, brachte in Vorschlag, daß man die ruhigen Versammlungen der Wälgte abschließen sollte **). Der Regent glaubte, dieser Unglück-

*) Schreiben des Herzogs von Noailles an den Regenten vom 21. Sept. 1713.

**) Der Herr Marschall von Veneff berichtet, daß die Ransforden fortführen, in der Nähe von Rorer und von Elmas Versammlungen zu halten, und daß die Bürger dieser Städte davon Theil nehmen. Er macht aufmerksam auf die Folgen, welche eine strengere Verfolgung, so lange das Uebel noch im Werden ist, noch sich zeigen werde; er ist der Meinung, daß man allen Truppen den Befehl zum Angriff auf Versammlungen ertheilen müsse, die in der Nachbarschaft ihrer Quartiere gehalten werden. Er. Königl. Hoheit, dem man davon Kenntniß gegeben, billigt die Entsehung. Der Prinz hat sich dahin erklärt, daß die Wälgte mit dem Tode bestraft werden sollen, und daß er im Ubrigen seine Billigung dem

sehen zu sehen, wenn er sie der Gerechtigkeitpflege des Parlaments von Bordeaux anheim gäbe. Doch wird Langelum, in welchem Montecquieu's Jugend noch ohne Ansehen war, gehorchte auf eine grausame Weise den Eingebungen Vernunft; und der Regent sah sich genöthigt, eine große Anzahl möglicher Bürger, die man zu Galgen-Strick verurtheilt hatte, der Rente zu entlassen. In der Eile und im Allgemeinen überwarf der Graf von Chamilly die Strategie des schenischen Vasaletts. Gut oder schlecht unterrichtet von denen, welche die Festung besuchten: genug, er steckte ihre Häuser in Brand. „Durd ist“ — so betraute er an das Kriegs-Censil — „vollkommen ohne Unordnung, ohne Widerstand, und von Seiten der Truppen ist alles mit dem besten Eifer und der vollkommensten Mannstucht bestraft worden.“ Da der Hof nicht absehen konnte, wo ein so absonderlicher Eifer sein Ziel finden würde: so setzte er den Beschluß, den Grafen von Chamilly die Festung preis zu geben, und ihm die Verfolgung aller übrigen Dissidenten zu verbieten. Von dieser Zeit an verlor er seinen gelungenen Gang, eher zu suchen über die Hindernisse, welche durch eine allzu menschliche Beschränkung beseitigt wurden. Dieser grausame Beantwarter war der Kasse des Marschalls von Chamilly, für welchen die Rente in einem Kloster die portugiesischen Reliquie suchte.

In dem Prototypen des Marcks kündigte sich seine Klugheit-Schwärmer an. Ich bemerke bloß, daß sich un-

Parlament von Bordeaux hat gethan habe; allein er willigt in den Antrag, der gegen diese Versammlungen mit beauftragten Truppen vollzogen wird, denn er will das Übergewicht vermeiden.“ (Kaiser bei Kriegs-Censil. Sitzung vom 22. Febr. 1717.)

ter die Lutheraner der Städte Stumpelgarde, welche durch einen, die Gewissensfreiheit rechtfertigenden Traktat mit Frankreich verbunden waren, einige Meinungen deutscher Fürsten einschlichen. Das Parlament traf, in Ermangelung des Bessern, Anstalten zur Verfolgung dieser mystischen Neuerer. Doch der Herzog von Orleans, über diesen unbesonnenen Eifer spottend, ersparte ihnen die Härten, welche Ketzerei zu vertheidigen. Als Albrechts Entwürfe dem französischen Krieg eingeladen, war zu befürchten, daß die, in ihren Ermahnungen getauften Kalscheiten des Südens auf die Verführungen des Auslandes lauschen würden. Doch ihre Treue blieb unerschüttert, und sie wurden darin bestärkt durch die Ermahnung, welche Jakob Vaugage, der angesehenste Geistliche des protestantischen Europa, an sie richtete. Der Abbe Dubois hatte diesen gelehrten Flüchtling auf seiner ersten Sendung nach Holland kennen gelernt, und ihn durch die Zurückgabe seines Vermögens an Frankreichs Vortheil geknüpft. Dieser edle Austausch von Gerechtigkeit und Gerechtigkeit machte dem Charakter Vaugage's eben so viel Ehre, als der Verräther Dubois.

Inzwischen besaamen einige Staatsmänner die Folgen der Zurücknahme des Edikts von Nantes. Sie wußten, daß die Liebe zum Vaterlande noch lebte in dem wandernden Gemüthe der Flüchtlinge, und daß der längst erwartete Augenblick der Vergewaltigung entscheidend war für ihre Rückkehr oder ihren Verlust. Sie legten also dem Herzog von Orleans Bescheiden vor, welche ohne die Verordnungen des verstorbenen Königs zu bekämpfen, dem Staat eine Schaar von Manufakturisten und festem Handwerkern zurückgeben sollten. Vor allen Dingen handelte es sich um die Schen-

dung

dung einer Kolonie in der Stadt Donai. Doch der Senatsrath befruchtete diese politischen Schenkungen mit Eitelkeit, und der Entwurf wurde gänzlich zurückgewiesen: im Jahre 1717 von den Janessenen, und im Jahre 1722 von ihrem Widersacher. Die kaiserliche Regierung theilte sich zwischen dem Senatsrath und dem Rath des Innern; jedes hielt immer das Feuer der Verfolgung an, während dieser es zu beschwichtigen versuchte, ohne es löschen zu können. Die Register des letzten Hieton ein treues Gemälde von der Lage der Schüler dar, welche man abwechselnd Protestanten, Reuebekehrte, oder Schlechtbekehrte nannte, je nach der Beschaffenheit der Schläge, die man ihnen zu vertheilen gedachte. Lange anhaltende Mißbräuche der Gewalt hatten den Lauf der Gerechtigkeit gestört, und die Pfarrer hatten sich eine furchtbare Polizei angewandt *). Man sah sie den Familien-Frieden stören, und diejenigen, welche sich vor den Potibigen verheiratet hatten, als bloße Verführer und Verführten auseinander jagen. Der Senatsrath heulte diese gegen-gesellschaftliche Wuth. Doch auch der Tod eines Protestanten war, an gewissen Orten, das Zeichen zu heftigstrennenden Ausschweifungen. Willkürlich fohrte der Pöbel den Reichthum des Repart. Die Richter überließen ihn dem Fenster, und einige Obrigkeitlichen trieben die Unachtsamkeit so weit, daß sie die Konfessionen

*) Dieser, Pfarrer von St. Nikolaus-Bez.-Kirche in der Dökyt Woiwod., ist, aus eigener Aussage, ein jüdischer Witzbold, der eine afrikanische Leibesgestalt war, von Eskorten mit Ketten versehen; und die Witzbolden nach einigen Tagen nach richtiger Strafe. Es wird bemerkt, daß dieser Pfarrer selbst die Eskorten ausführte, um die Ketten zu schenken, unter welchen diese Unglücklichen den Tod erlitten.



seines Vermögens für sich verlangen. Solchen Absichten nachzugehen suchte der Staatsrath einem Jügel anzulegen *); allein seine Kräfte reichten nicht wider. Die Freiheit des Gewissens erschien ihm als eine Empfehlung, und unter den geringfügigsten Vorwänden ließ er den Nachbarn ihrer Kinder wegnehmen **). Diese Art von Gewaltthätigkeit, die man als ein treffend Aufwandsmittel gegen die Keckheit betrachtete, wurde mit der Wirkungslosigkeit vermischt, die der Schwelgerei eigen ist. Die Erfindung selbst gebühet der Frau von Mannen, welche, als eine Feindin blutdürstiger Strafen, immer für diese Waffengel war. Diese Frau, welche niemals Kinder hatte, und von den Hottentotten ihrer Mutter entfernt lebte, trug nichts in ihrem Harn, was sie vor der Grausamkeit dieses Cyclus hätte warnen können.

In Dingen, die von ihm selbst abhängen, betruß der Degen eine minder furchtsame Veranft. Er verlangte,

*) „Man muß die Art und Weise, wie die den Ortsanwesenden Befehlungen ertheilen, nicht kennen, wenn man sich nicht verpflichtet hält, ihrem Willkür den Preis zu zahlen, nur macht das Schauspiel, sie auf der Achtung fortzuschaffen, eine sehr gute Wirkung. . . Sie werden sehen, wie notwendig es ist, diese Aufträge in Eile zu halten, und wie wichtig zugleich, daß dergleichen Rath sich nicht zu Unvorsichtigkeit anstrengen in Fällen, wo die gewöhnliche Vernünftigkeit nicht eher entscheiden kann, als nachdem sie von den Ortsanwesenden Instructionen erhalten hat, welche den Absichten des Hofes gemäß sind.“ (Briefe des Raths des Innern gezogen aus dem Regium.)

**) Hier ein Beispiel, das Wort für Wort aus dem Regium entlehnt ist. Sitzung vom 4. Jan. 1716. „Die Schörr von Mont de Marfan in Calcutta verlangen die Erlaubniß, in Gewissens Ruhe sein zu dürfen. Nichts.“ Ich bemerke, daß mehr als die Hälfte dieser Regierer mit solchen traurigen Eingebenen angefüllt ist: so wahr ist es, daß eine Regierung sich in unheilbare Verlegenheiten stürzt, wenn sie den Forderungen nachgibt, nachfolgend zu werden.

daß man den schweizerischen Soldaten der in Frankreich dienenden fremden Regimenter Dörfer antreiben sollte, wo sie ihrem Ackerbau obren könnten. Eben so trieb er den Unterthanen protestantischer Mächte, welche in Frankreich standen, Kirchhöfe an *); bis dahin ließen ihre Familien sie über die Gränze belangen, nachdem die Zollbeamten auf ihren Gängen ein Vei gelegt hatten, daß sie vor den weiteren Verletzungen ständiger Gewalt beschützt. Wenn die Ueberreste französischer Soldaten waren und blieben das Spielwerk der empfindlichsten Barbarei, die zugleich alle öffentliche Ordnung stürzte. Feindlich wurden sie von ihren Verwandten eingeschickt. Offene Pöbels waren in Paris die gewöhnliche Bühne dieser verstoßenen Verwandtschaften. Man weiß, daß Daqueten's Kinder mit den Gebeinen dieses großen Mannes eingingen. Im Jahre 1730 wurde der Leichnam der berühmten Adrienne Lecouvreur durch einen kognitischen nach der Bourgogne-Straße geführt und schließlich im Schut der Himmels unter einem Erdbecken verscharrt. Die Leiche führte der Marschall von Sachsen nach diese Schmach, als er den Befehl gab, daß der glorreichen Adrien-

*) Durch den Vertrag vom 10. Juli 1713. Dieser, fast unbekannt gebliebenen Vertrag verbot französischen Franzosen bei Strafe des Absterbens, im Reichsbegräbnis fremder Protestanten beizusetzen. Erst drei Jahre später (1716) trat endlich die Stadt Paris einen Kirchhof in der Nähe des Boulevards St. Martin ab. (Nähe des Stadthaus). In dem Vertrag wurde das Recht nach Stücken verpachtet; kam im Jahre 1740 sah der Englische König, welcher sich Rechte in Montpellier verheimlichte, sich genötigt zu sein, mit eigenen Händen ausgehiebene Gräber zu verschütten. Der Herr des Reichs und der Kaiser bei diese Gelegenheit in nachlässig betrachteten Verfall. In man in einem nicht-überlebten (nicht Recht) findet, verzögert.

reife des Bürger von Gentenay vom Kall verpöhet werden sollten. Erst im Jahre 1726 verpflichtete ein Gesetz, ohne den den Protestanten zu reden, die Polizei-Beauxten zur Befragung derjenigen, welche die römische Kirche von der Gemeinshaft ihrer Todten ausschloß. Keine es darauf an, nach dem bisher Bemerkten, über den Antheil zu urtheilen, welchen die Regenschafft an den Schicksalen der Eekher hatte: so mußte man sagen, daß, weil es ihr eben so an festen Prinzipien, wie ihrem Werkzeugen an Ueberschüssigkeit, fehlte, sie wenig Gutes und weit mehr Böses leistete, auch kein fröhliches Unrecht abstellte. Die einzige wahre Erleichterung, welche der Eekher zu Theil wurde, kam aus einer selbstsamem Quelle. Die Pest im Süden beschäufigte die Unterdrückter mit ihrer eigenen Sicherheit so sehr, daß die Schlachtopfer darüber zu sehen kommen konnten. Diese Pestplage, welche den Streit um die Velle Unigenitus nicht zu Stillstand kommen ließ, beschützte den Kalbaismus in Kraft des Gesetzes stöcklicher Geduldigkeit, welches die Anwesenheit der Eekher nach dem Geade ihrer Handlung bestimmt. Wie es sich auch damit verhalten mochte: eine schreckende Ergebung umhüllte die reformirten Kirchen während der letzten Jahre der Regenschafft; und Duress, welcher fast unumschränkt waltete, nahm sich wohl in Ruhe, ihren ruhigen Schimmer zu nehmen.

Wie war es möglich, daß ein neuer Edikt von Indulgentheit zu diesem Triumph der Indulgentheit hinzugefügt werden konnte? Wie konnte es ausgehen von einem Hofe ohne Scham und von dieser Familie der Eekher, bei welcher sich die Keckheit des Gedankens fortspaltete, wie ein erblicher Eiz; und dies alles zu derselben Zeit, wo

der gottesfürchtige Kaiser Karl der Sechste in Prag eine Protestanten-Kolonie mit großem Verachte nistete? Kaserne de Tressan, entworfen von italienischen Architekten, und Almosnier des Regenten, war durch die Kunst dieses Prinzen Bischof von Rennes und Schatzir des Senatsfraths geworden *). Die Vertraulichkeit der Berathen (councils) und selbst und selbstig Pfanden, die er, wie man sagt, vereinigte, kündigt einestwege einen gestrohen Pöblen an. Sobald er Mitglied des Raths geworden war, bestimmten ihn Eitelkeit, Egoel und das Beispiel Liffy's, der im Kriege gegen den Jansenismus den Purpur gewonnen hatte, sein Glück in der Verfolgung der Protestanten zu versuchen; und so unternahm er dies Werk, ohne Plan, ohne Überlegung, ohne Leidenschaft, mit der Naht eines Mannes, der die Rebellen eines aufgegebenen Bergwerks wieder anfängt. Es wurde ihm jedoch weit leichter, einige alte Gesetze zusammenzufesteln, als ihnen von neuem Heiligkeit durch die Autorität zu verschaffen. Dubois vertauf seinen Entwurf mit der groben Verachtung, womit er alle Neuerer bezählte. Nach dem Tode dieses Ministers, erblitz Tressan den Herzog von Orleans um seine Zustimmung ohne Erfolg. Die Trägheit und die Langsamkeit dieses Prinzen paßten nicht zu der Rolle eines Varsolgers, welche sein Almosnier — von allen seinen Ministern gerade derjenige, den er als den überflüssigsten zu betrachten gewohnt war — ihm aufschwanden wollte. Doch, als unter der Regierung des Herrn Herzogs die legislative Gewalt der Pöblenung Preisgegeben war, brachte der hartnäckige Pöblat

*) Er wurde in der Folge Erzbischof von Rennes und Director der Delaunade.

es dahin, daß dieser Schand der Regenschafft ohne Ver-
fang als eine Huldigung des verstorbenen Königs und als
eine einfache Beschönigungs-Formel angenommen wurde *).
Nachdem auf diese Weise das Ungemittel heraus geführt
war, gedachte er den Herrn von Duville, die Schläge zu
leiten. Der Greis starb; doch seine Kraft schien sich von
neuen zu beleben für eine Verrichtung, die den Leidenshaf-
ten seines Lebens so sehr entsprach. Die geheime Instru-
tion, welche er für die Intendanten aufsezte, ist ein We-
senstück von List und Unterdrückung. Der Tod überraschte
Duville, als er dies Werk vollendete, und den Versuch der
Vente genoß, der seine letzten Tage begleitete.

Das Ersinnen über die Deklaration von 1724 wird
von allen Zeitgenossen bestätigt. Die Geislichkeit, die In-
tendanten, hatten sie weder gesucht noch vorhergesehen.
Sie beklagte für Frankreich den Verlust der Verbannten;
sie beachte gestreute Erfolge in Kraft, deren Absterben durch
eine neue Regierung, durch sanftere Sitten und durch eine
allgemeinere Aufklärung beschleunigt wurde. Sie ließ die
von dem Jesuiten Lellier sechs Monat vor dem Tode
des verstorbenen Königs in Gang gebrachte Bittion zu, daß
es in Frankreich keine Kolonisten mehr gebe, und indem
sie gleichwohl diese nicht für Katholiken anerkannte, beklagte
sie dieselben in einem Zirkel ohne Ausweg. Der Absasser
verließ seine Unersahrenheit in der Zusammenstellung un-
verträglicher Verfügungen; denn ihm war eingangen, daß

*) Die Minister Ludwig bei Eschschelm fanden den Vor-
wurf der Deklaration von 1724 ohne vorausgegangenen Bericht, und
so, daß bloß am Ende die Data aller Bitten angegeben waren.
Sie beglückten ihr Ersinnen über diese außerordentliche Form.

Falsch der Vorsehung, von den Faktionen der Kirche hin und her zerren, in Verfolgung der Regard ganz entgegen- gesetzte Systeme angenommen hatte. Zwei Neuerungen dieses Codes werden das Genie seines Urhebers ins Licht stellen. Die erste übertrifft die Wuth der alten Edikte, welche zur Befreiung der in die Regard Zurückgefallenen erforderte, daß sie ihre Prokaste vor einem Gerichtsbreanten beständig hätten. Treffend, umschrieben mit einer Form, welche die Schuldigen schon machte, schied sie die einfache Aussage der Pfarrer und Villare unter, und beladete die Diener der Kirche mit einer Verriethung, die so wenig zur Heiligkeit ihres Charakters paßt. Die zweite Erfindung des Viskops von Nantes, weniger grausam in ihrem Folgen, war Kindern entlehnt, die im selben Abglauben steken. Sie berechnete die katholischen Priester, die Neubekehrten ohne Zeugen zu besuchen. Sei es nun, daß unverschämte Priester bei diesen Besuchen alle bösen Sitten gezeigt, oder daß die kalvinistischen Weber das unbesonnene Gesetz benutzten, um betrügerische Befehle anzuliegen: genug, dies Verrecht erlag dem Ubergewicht des Standals *). Im Uebrigen wurden alle früheren Proskriptionen sorgfältig erneuert: Ausschließung von Aemtern und hohen Professen; Vererbung der Kinder; gebrandmarkte Ehen;

*) In dem, unter dem 31. Jan. 1790 an den Kardinal von Blois gerichteten Decret, heißt Herr von Tressan, daß diese Verfügung nicht zum Standal gegeben hat, und daß man darauf Berichts lassen muß. Allein er behauptet, daß sie nicht durch ihn in der Welt gekommen ist, und daß er nicht begreift, wie und durch Wen sie sich ausgebreitet hat. Das Geselchlich wirft Licht auf die Unrechnung, wenn die Schätzung unter dem Ministerium des Herrn Dreyot betrieben wurde.

unrechtmäßige Geburten; entzogene Erbschaften; Tod, Exile, Gütereinziehung treffen, als wären es Verbrechen, das Mord, die Blutschuld, die Eassfreundschaft, die tödlichsten Handlungen, die heiligsten Rechte. Hätte die Regierung zu ihrem Unglück die Macht gehabt, dies traurige Diktat vollständig zu vollziehen, so würden, unter ihren Augen, zwei Millionen Bürger, zugleich des Kultus, der Moral, der Familie und des Vaterguts beraubt, eine fremde Nation im Exile, eine Art von barbarischem Stamm geworden seyn, noch tiefer gestellt, als die Juden, ganz gleich den Sagabunden, die man in unseren Tagen durch die räthselhafte Bezeichnung von Ignoranten kramlich macht.

Die ersten Wirkungen dieses ungelogen Befehls verriethen die meisten seiner Schrecken. Man mußte es so gleich anpassen durch die Ausnahmen, welche die Kaiserin in Elsas, die Holländer zu Paris und die Schweizer in Lyon verlangten *). Die Weislichkeit, welche es zu fordern nicht gewagt haben würde, nahm es mit Entsetzen an, und indem sie in dieser Begünstigung einer neuen Vergewaltigung des Untertans einer langen Unbultsamkeit fand, übertrieb sie die Maßregeln desselben. Doch, was unter dem

*) Nicht sehr weniger wollte im Jahr 1734 Vignon, Intendant von La Rochelle, die in Frankreich anstößigen Engländer und Holländer zwingen, ihre Kinder in der Parochial-Kirche taufen zu lassen, anstatt sie, ihrer Gewohnheit gemäß, in England und in Holland taufen zu lassen. Als Vorwand führte er an, „daß das Eodespiel stets die höchste Pflicht des Königs von Frankreich gewesen sei.“ Man mußte ihm dartun, daß die Excommunication des Ungetauften nicht die des Franzosen im Ausland gestattete Gegenwärtigkeit diesen insofern nicht über verbannten. Die Unwissenheit der Juristen fing damals an, sich gerath zu werden.

hauptsächlich nur Körperhaftigkeit war, wurde Fanatismus in den unteren Rangordnungen der Kirche. Der Briefwechsel der Intendanten bezeugt, wie sehr sich die Pfarrer damals von früheren Gebildeten entfernten und sich angelegen setzen ließen, Protestanten, welche sich zur Eingekung ihrer Ehen oder zu anderen Akten eines Scheinbaren Glaubens an sie wendeten, durch geistlichstrenge Proben zur Verwerfung zu bringen. Sie verlangten von ihnen, daß sie ihrem verstorbenen Eltern fluchen, und schwören sollten, sie glaubten an ihre ewige Verdammniß. Am bittersten nach diesen unmenſchlichen Glühen zeigten sich die Pfarrer des Dröbenau. Auch Paris war Zeuge eines Verbrechens, das alle Städte in Trauer geführt haben würde. Eine Tochter, eine Römte, war schändlich genug, ihre Mutter anzugehen *). Ich bemerkte jedoch, daß um diese Zeit sanftere Prinzipie die Obrigkeit beſtützten. Mehrere Tribunale verurtheilten das neue Gesetz nicht, und blieben beſonnen ſich darüber die Biſchöfe. Doch andere Gerichteſtühle folgten blindlings dem Rathe der Pöbeln, und die in ihrem Wirkungskreise gehörenden Richter wanderten ſchaarenweiſe aus. Der Pretiger Court de Schelin, deſſen Wiſſenheit die Ceremonien vor dem Hinterſtellen Albrecht's bewahrt hatte,

*) Den 11. Auguſt 1724 erfolgte die Heirath, welche die Schenkerin Schenke Marie-Elisabeth de la Mairie, Kammerfrau der Königin, darauf antrat, daß Frau Courant, ihre Mutter, eingekung werden möchte, allhierzu ſie ihre ewige Seligkeit alles zu beſuchen ſei. Die Polizei, welche ſie, beſuchte ſich damit, ihr die Pöbel abzuſprechen, und ihr zu beſehen, daß ſie Paris nicht verlaſſen ſollte. Eine Unterſuchung beſchloß den Akt, um welcher bewogen, wie ſicherlich eine Regierung werden kann, die ſich darauf einſetzt, Glaubensformen zu erſetzen.

sch sich aus seinem un dankbaren Vaterlande vertrieben, und nahm in seiner Wiege das Kind mit, dem die Wissenschaften das berühmte Werk von der Uerwelt verdanken. Das war die sechste Auswanderung der Reformirten. Das eroberte Schweden rief sie zu sich durch eine Proclamation, und die Vorsehung bediente sich des Ehrgeizes eines französischen Bischofs, um auf unsere Kisten die Läden aufzufüllen, welche der Ehrgeiz eines Kriegers verursacht hatte. Der Rath des Königs, über die nachtheiligen Folgen der Declaration belehrt, schwankte zwischen Neugier über die Unschicklichkeit, wozu er sich hatte beschließen lassen, und menschlichen Schrecken, den geschehener Schritt zurück zu thun. Nachdem er Rücksprache mit dem Intendanten genommen, verbot er heimlich jedes Verfahren gegen den Rückfall in Repetition, und Vorsicht war um so nöthiger, weil dies, ganz in dem Geiste der spanischen Inquisition gedachte Verfahren jeden Protestanten erreichen konnte. Zu gleicher Zeit ordnete jedoch der Kriegsminister Hinterhalte an den Ordnungs-Übungen an, um sich der Flüchtlinge zu bemächtigen, und Exempel an den angesehensten Bewohnern reformirter Dörfer zu statuiren. Wären unter diesen Widerprüchen verlor das Gesetz an Achtung, und sechs Jahre später sieht man den unermüdblichen Treppan des Cardinal Fleury inständig bitten, das Gesetz desselben durch neue Verfügungen zu beleben *). Dieser alte Minister, unter welchem das Gute,

*) Dies Verbot erfolgte ohne Carlens's Willkür; denn dieser Prälat kannte es noch im Jahre 1730 nicht, und billigte sich darüber, daß man sein Urtheil über die in Lüttich Zurückgebliebenen zu Stande bringen könne. Es mag bemerkt werden, daß, seitdem das Gesetz erlassen hatte, es gebe in Frankreich auch Welschere, die sich

nie das Böse, die Dämonstrafe hielt, achte nicht des eiser-
nen Nachbarn. Unglücklicherweise ist nichts gefährli-
cher, als der Schlämmer schlechter Gesetze *).

Nahen wir uns diese Zeit an, aus welcher noch
einige Tragen übrig sind: diese Zeit, wo aus dem Schooße
der Reichlichkeit und der Künste, wo aus der Regierung
eines gutmüthigen Königs eine Verwirrung hervorging,
welche barbarischer Zeitalter würdig war. Die neue Sage,
daß es in Frankreich keine Kalamitäten mehr gebe, und der
alte Böhlgreif, in denselben Händen die kirchliche Gewalt,
welche Katholiken machte, mit der bürgerlichen Verwirrung,
aus welcher Bürger hervorgehen, zu vermengen, waren die
ersten Ursachen dieser Verwirrung. Die Juristen, abgöt-
terische Verächter der Episcopalfürsten, entwickelten sie, und
eine verhängnißvolle Vereinigung von Umständen bewaffnete
den Haß zu Gunsten der Episkopen. Der Krieg mit dem
englischen England erhitete die Gemüther; das zunehmende
Einsamwerden des Königs führte auf den Gedanken, daß
eine blutige Hantel einem Schürer über die Kaiser
des Thrones werfen werde; und nachdem durch den Tod
des Cardinals von Brum und durch Vergeßlichkeit seines
Folgers die Staatskassette unabhängig geworden waren,
blieb Herr von la Vrillière Sekretär über das Schicksal der
Schürer. Er war der Kaiser seines Namens, welcher die
Dankgabe der Verfolgung in den Händen hielt. Seine

sehr heftige Verurteilung des Verbrechens des Königs ist kon-
stitutiv, und Verurteilung und Konstitution nach sich zog.

*) Dies ist das Werk der unter dem 31. Januar 1730 von
dem abgesetzten Desfarges, von welcher in einer früheren Zeit die
Hände gestrichen ist.

Wäim hatten ihr Geld dieser erblichen Stränge zu verdanken, und Familien-Üeberlieferungen gewannen in seinem Augen leicht die Farbe von Staatsgründen. Ein Jahrgesalt, daß er von der Verpflichtung bezeugt war, außerdem der Preis seiner Grausamkeiten. Ganz plötzlich verwandelt sich die Konzeption des Palastes in eine trübsige Verfolgung, die sich dreimal bis in den Norden ausdehnt. In der Nieder-Normandie entrißt man, mit grausamer Gewaltthat, Kinder, welche das achte Jahr zurückgelegt haben, der elterlichen Pflege, und durch Entzweiung und Selbsttödtung beugt man die Familien denen, welche dem Bogenschießen entronnen sind. Sechshundert Einwohner flüchteten sich erschrocken zu unsern Nachbarn. Vor allem aber senkte sich das Ungewitter auf das Land zwischen den Alpen, der Loire und dem Ocean. Man verurtheilt die Häuser der Edelknechte; ihr Waidname werden den Edelknechten entzogen; Soldaten bringen Noth und Todschlag in die Hochwälder der Wälder; Jesuiten dienen ihnen als Spione und Führer; die Leiche eines dieser Wälder, der im Winter eines schrecklichen Angriffs nicht weit von Nîmes getödtet wurde, giebt zu erkennen, daß keine Rolle ihrem Eifer gewidmet ist *).

*) Die Juden hatten sich an die Spitze dieser Verfolgung eben so sehr aus Ehrgeiz, als aus Genuß gestellt. Der König hat ihnen eine kasse und beste Wälder müssen, zur Vertheilung derselben jedoch mit Furcht und Schrecken zwingen, was zu allen Zeiten ihre doppelte Nothwendigkeit. Mit denselben Augen sehen sie Verbrechen und Grausamkeiten an. Hier die Geschichte, die ich hierüber in einem Schreiben der Gräfin von Combaud an den Grafen, nachmaligen Marschall von Flandern, vom 8. Dezember 1734 finde. „Der Herzog von Orléans soll morgen in die französische Akademie aufgenommen werden. Die Festsetzung dieses Namens sollte in diesen Lo-

Die Gefangnisse strecken von Gefangenen aller Alter und Geschlechter. Die Bewohner der Levenizen und des Vira-roid lassen ihre Hütten und ihre Freunde im Stich, und verbergen sich in den Wäldungen. Kommissionen, an deren Spitze die Intendanten von Nisch, Montpellier, Perpignan, Poitiers, Montauban und la Rochelle stehen, wählen die Schlosstopfer; die Parlamente von Besceaur, von Niz und von Grenoble bleiben ihrerseits nicht untätig, und ein einseitig beschloß des letzteren Hofes preskribirt zweihundert. Toulouse sieht den Posten la Rochette und drei abtödtige Brüder, Namens von Cassade, hinarbeiten. Pfahnen sagend gehen sie zum Tode, und der Pastor, der mit ihnen sterben soll, segnet die drei Brüder vor ihrer Hinrichtung an. Umstehen setzt man dabei, daß das letzte Wort der Verurtheilten durch Fremdschmerz erstickt wird. Der süßliche Valerius-Sklave erbaunt darüber, daß man einfache und gottesfürchtige Menschen, welchen der Herrschsucht das Verandmal aufgedrückt hat, ihm zur Erde in Ketten legt; höchlich gerührt er darüber sagt in Unwillen. Weiber, denen man das Haar abgescheren und die man

gen gelehrt; doch sie ist aufgeschoben worden, weil der Vater Leu-venius, welcher bestimmt war, die Edkinder zu haben, sich mit der Frau Marckhallen überworfen hat. Man berichtet, daß sie sich gleich über den ersten Theil der Verurtheilung ausgesprochen haben, weil der gute Vater aus dem Marckhall einen Heiligen machen wollte durch die Befragung, er habe das Kennzeichen in den Levenizen nur gesendet, um als Märtyrer zu sterben. Wie man sich verhalten wird, weiß ich nicht. Die Marckhallin will nicht die Witter eines Heiligen sein; der Doctor will seine Exaltation nicht aufgeben, und bei einer zweiten Wiederholung ist nichts wahrscheinlicher, als daß sie als Feinde für immer auseinander gehen werden."

mit Ketten gepackt hat, werden für ihr ganzes Leben in Gefängnisse des Thurnes von Konstantin gesperrt, mitten unter den pestentialischen Dämpfen von Sigurd, Mortel. Den 30. März 1745 machte der Kaiser von Venedig, unser Abgesandter in Preußen, die Regierung mit dem grausamen Schicksal dieser Unglücklichen, und mit der allgemeinen Theilnahme der Deutschen an demselben bekannt; doch der Hof blieb taub gegen Seufzer, deren Echo von Berlin her erklang. Als, einige Jahre später, der Prinz von Braunsau sich diesen Schlund öffnen ließ, fand er den Überrest so vieler Schlachtopfer: viele hundert Unglückliche, welche, vergessen von der ganzen Natur, und erhalten durch eine Art von Wunder, noch athmeten. Ergriffen von Mitleid und vom Mitleidsgefühl beim Anblick dieser leidenden Gesichter, die sich ihm zu Füßen warfen, und deren Elend zu schildern keine Sprache hindurchende Stärke des Ausdrucks hat, zerbrach er ihrer Bitten *). Eine von ihnen, Tochter eines evangelischen Geistlichen, suchte hier seit sechs Jahren. Eine andere, Marie Gerard, war blind seit ihrem vierten Jahre. Anna Solardet war schon sechzehn Jahre in diesen unterirdischen Löchern, als den 11. April 1749 der große Friedrich vergänglich sich um ihre Befreiung bemüht hatte. Es giebt kein Bildniß von dieser Sch-

*) Herr von la Voisine war sehr aufgebracht von dieser großmüthigen Bewegung des Königs von Braunsau, und überreichte ihm den Befehl, die vierzehn in Freiheit gesetzten Händer wieder absperrten zu lassen. Doch der Prinz von Braunsau, dem es nicht an Entschlossenheit fehlte, antwortete ihm: „Ich habe das verrückte Befehl nicht verstanden lassen, und so lange ich in der Provinz zu befehlen habe, wird man es nicht wieder öffnen.“ Er wandte sich darauf an den König, der sein Verfahren billigte.

ehren; ihre Verfolgung dauerte von dem Tode des Kardinals von Henry bis zur Zerstörung des Jesuiten-Ordens *). Ich vermute, daß man die Zahl der Verurtheilungen auf tausend, die der Excommunicationen auf drei tausend, und die der Excommunicationen, welche die letzte dieser Regierung war, noch höher setzen kann. Bemerken wir indes, daß die, von einem so barbarischen Wahnsinn befallene zwanzigjährige Periode zugleich diejenige war, wo der literarische Ruf der achtzehnten Jahrhundert in Frankreich seinen stärksten Glanz ausstrahlte. Dieser unerwartete Kontrast von Aufklärung und Unwissenheit, von Weisheitsflüssen und Hinrichtungen, von Philosophie und Wildheit hätte zu dem Glorben führen mögen, daß innerhalb derselben Zeiträume zwei ein Uebersetzung, Einem und Zivilisation ganz verschiedene Welten lebten.

Aufgeopfert ohne Widerstand hielten die Protestanten auf, eine Partei zu seyn. Die Großen, bei welchen selbst die Tugenden vom Ehrgeiz betrüben, hatten Kalends Gegebenen für die Gungbezeugungen des Hefes hingegeben. Die Physiognomie dieser Welt erhielt sich nur im Innern der Familien. Hier folgen einige Sätze, die ihr damals eigen waren, und welche die Toleranz unserer Tage gänzlich vermischt hat. Der Landmann der Berge, in seinem Glorben unterdrückt, plant ob dem Joch; Nichts geht er be-

*) Eine unerschöpfliche Quelle davon kann man nach der Untersuchung des Werks von Brant de la Chapelle machen, das den Titel führen: *Notwendigkeit der öffentlichen Gottesdienstverehrung unter den Christen*; so wie nach der päpstlichen Bulle, welche dem französischen und unparteiischen Patrioten von 1791 angehängt ist.

ten, wie man auf Nord ausgeht. Die Weiber tragen Waffen unter ihren Kleidern, und die Sitten der Gegend bleiben schon und misstrauisch. In den Städten zeichnet eine rauhe und ausländische Miene die Soldaten aus, und eine hülfreiche Feldverlichkeit vereinigt sie, wie die mährischen Weiber. Ihr Volk ist ohne Bettler, ihr Handel ohne Fanderei. Das Land bewohnt, schaffen sie Kapitale; geschieden von den öffentlichen Beamten und von den Schindlern der Elendheit, pflanzen sie Handlanger, welche die Reichthumsheute in Ansehen bringt, und Manufakturen, welche die Zeit vervollkommenet, von Vater auf Sohn fort. Ein Gesetz zwingt sie, keine andere Diener zu halten, als Katholiken; ein anderes noch grausameres Gesetz nöthigt die schwangeren Weiber, Beisand anzuschauen von häßlichen Händen. Eifrige Bischöfe folgen diejenigen an, die sich in Schiffen auf offenen Meeren den hochwärtlichen Segen ertheilen lassen. Häufig findet sich ein Pfarrer oder ein Mönch ein, welcher die Familie besucht, die Erbarmungsbücher untersucht, die Kinder ausfragt, und sich, wie ein beschwerdes Gespenst, vor den Tisch setzt, an welchem gegessen wird. Dieser zur Verwundtheit gewordene Brauch bildet sie, von dem janzigen Alter an, zu einer seltenen Zurückhaltung. Stets der Gefahr ausgelegt, ihre Kinder zu verlieren, oder mit schwerem Gelde zurückzukaufen *),

wächst

*) Eine unermüdete Eilung kleinerer Völker ist, daß sie ihre Volkswirthe verdrängen. Unter Ludwig dem Vierzehnten gründeten die Unhaltbarkeits-Gesetze die Pyramide der Intendanten und der militärischen Befehlshaber. Unter Ludwig dem Fünfzehnten rief die Deklaration von 1724 die Beschlagnahmen zurück, bürgerlicher und militärischer Beamten in's Leben. Von vielen Beispielen will ich

welchß ihre gegenseitige Liebe durch diese Verborgniß, und man ersieht nicht mehr darüber, daß man in diesen patriarchalischen Häusern Herdengeseelen antrifft, wie Johann Baker, der sich für seinen Vater einsetzt, sich an dessen Stelle zu den Galeeren verurtheilen läßt, und diese Strafe sieben Jahre lang ohne Murren erträgt *). Duldend, wie die ersten Christen, haben die Reformirten Glauben und Liebe mit diesen gemeint. Die heiligen Schriften, die sie den Nachforschungen ihrer Feinde zu entgegen wissen, sind das Studium und der Trost der Verfolgten. Am meisten

und zusehen. So wie, da Herkulesmann von Westfalen, verzeiht sich mit dem Jesuitenkloster, und siehe! dieser Priester macht ihm eine seine Töchter, und zwar gerade die, für welche der Vater die meisten Wünsche hat. Sabotagekloster, da rühmt Manufakturist zu Altona, hat 1848 Kinder. Dieser Handlungsbücher, die sich noch immer in den Häusern seiner Eltern befinden, wollen auch, daß es ihm im Laufe seiner Lebens nahe an 100,000 Thaler kostete, um den ungeordneten Forderungen zu begreifen, welche die Furcht, sein Leben zu verlieren, ihm verurs. Das Langenbeck wurde, nach diesen Punkt be trifft, nicht besser regiert, als Schwedenland und Klein-Asien noch bis auf unsere Zeiten regiert worden sind.

*) Johann Baker erhielt am 1. Januar 1736 von den Eltern, welche seinen Vater verhasst hatten, weil er in der Nähe von Altona einen evangelischen Gottesdienst begrundet hatte, die Erlaubniß, sich für ihn einzusetzen. Durch ein rechtskräftiges Urtheil vom 12. März desselben Jahres wurde er für seine Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt, wie ein anderer Handlungsbücher, Namens Langenbeck, vom 12. Mai 1762 fertigte der Herzog von Schlesien den Befehl aus, nach welchem er in Freiheit gesetzt werden sollte. Dies Urtheil und rührende Lebenszeit wurde der Inhalt eines sehr reichhaltigen Schenkens, das Generalleutnant de Salsbourg im Jahr 1767 schrieb, und das 1770 in Gießen, und erst 1778 auf einigen französischen Theatern aufgeführt wurde.

gefallen ihnen die dunkelsten Stellen, weil das Auge des Unterdrückten sich darin mit glücklichen Visionen ergeht. Ihre Einbildungskraft nimmt auch höheren Flug an den Orten der Verdüster; denn diese sind abwechselnd das Tütel reisender Soldaten, die Höhlungen der Steinbrüche, und die Tiefen der Erdschlünde. Der Marschall von Richelieu, welcher sehr wohl wußte, wie sehr die Seele durch solche rauhen und riesenmäßigen Anblicke zu starken Eindrücken genöthigt wird, entzog die Kalvinisten seines Suberzement der Einde, und ließ ihnen verschiedene Sekunde mäßigen Umfangs an, worin er ihre Gottesverkörperung duldete. In dieser Pollux erkenne ich die Kränze des menschlichen Derges, die man von einem so vollendeten Hofmann erwarten durfte. Die Klasse der evangelischen Geistlichen schien sich an die Wiege der christlichen Kirche anzuschließen. Priester einer Sekte, welche sehr wenig Schränke und viel Verlehrung fordert — berufen, sich im offenen Felde und vor Versammlungen vernahmen zu lassen, welche sich bitwischen auf zwölf- bis zwanzigtausend Glieder belief — bedürfen sie, zur Erfüllung ihres Berufs, einer großen physischen Kraft. Doch wie weit notwendiger ist ihnen Stärke der Seele! Gehauet, ohne blühenden Wohnort und Wismellen ohne Namen, reifen sie Nacht, und kein Wirth birgt ihr Haupte, ohne das seinige in Gefahr zu bringen; die Heiligkeit ihrer Verrichtungen und die Majestät der Befehl sind ihre einzige Bedeckung. Ein Leben ohne Ruhe, und Opfer ohne Zahl genöthigen ihnen keine andere Aufsicht, als — einen Balgen auf Erden, und eine Palme im Himmel. Verdoppelt sich der Sturm, so gehen die Geister sich zurück; und Lausanne näherte in diesen belagerten

wenigen Jahren eine Pfangschule von Mäxtern *) werden läßt sich dabei nicht, daß die meisten dieser Tugenden weniger das Verrecht des Degens, als die Frucht des Unglücks sind; und ich wisse, ob die Reformirten, an der Stelle ihrer Widersacher, nicht dieselbe Strenge gelbt haben würden: denn Glaubenslehren, in welcher der Fanatismus vorherrscht, begünstigen nur allen sehr harte und nach Gewaltthat hinstrebende Gefühle. Unsere Jesuiten blieben weit davon entfernt, Rücksicht mit ihren verblühenden Triumphern zu vereinbaren, und Beobachter, welche höher standen, als die Köpfe der Schulen, haben in ihren Lehren von der Gnade nichts weiter erkennen wollen, als eine Art von Kalvinismus, mit Werglauben überzogen.

Die Verfolgung der Protestanten endigte also ein schwerer Traum. Der National-Charakter hatte sich abgemattet an diesen unnützen Kriegen, und das Gesetz von 1724 empfing, so zu sagen, seinen Todesstreich auf dem Schaf-

*) Die Pfangschule von Mäxtern wurde auf Kosten mehrerer protestantischen Städte unterhalten: England, Holland, Preussens u. s. w. Die Zeit, wo diese freiwillige Ansammlung aufgehört hat, liegt uns sehr nahe. Wiege sie nie wieder lehren! Die Verträge des Handelsvertrags für französische Vertriebenen war eine Schuld der Erblichkeit. Nach der Zerschmetterung des Stütz von Mainz schickten sich viele Emigranten des städtischen Frankreichs dahin, und pflanzten ihre Wissenschaft auf ihnen, in Terrassen unermessliche Wege. Diese Methode, welche Herr Lullin de Chaboulay in seinen Vorlesungen über Italien die kanarische Kultur nennt, war, durch die Rückkehr der Emigranten, aus Voltaire nach Frankreich gebracht worden. Die Vertriebenen unserer ersten Bekannten war im Ausland so glücklich, daß, auf mehreren Ausdrücken der Wege, welche Bruch umgeben, der Morgen Frankreich, der von ihrer Ankunft in der Regel bei Königen zu sehen kam, sich gegenwärtig für 10,000 Franken verkauft.

jet des Calais. Wohl würde man daran gethan haben, wenn man es damals, oder wenigstens bei Eröffnung der neuen Regierung, zurückgenommen hätte. Doch Herr von Maurepas, welcher in sein Ministerium dieselbe Gefühlswelt brachte, die Ludwig der Funfzehnte auf dem Thron entwickelt hatte, überließ der öffentlichen Meinung was der königlichen Macht angehörte. Die Apothie dieses vernünftigen Geistes machte die Umwälzung vollständig. Die Parlamente warfen sich auf zu Vertheidigern derselben Götter, die sie noch vor kurzem unterdrückt hatten, und kämpften in den größten Aufopferungen für ihren bürgerlichen Stand. Redner der Magistratur und der Gerichtsstellen gelangten in dieser Instruction zur Verhörmittel, und sehr wohl erinnere ich mich der wunderbaren Theilnahme, welche diese standalösen Handlungen fanden: diese Handlungen, in welchen auf der einen Seite Gerechtigkeit, Gerechtsame und Angest, und auf der anderen Gesez, Religion und die niedrigste Habgier hervortraten. Der Rath des Königs, fortgerissen von dem gemeinen Enthusiasmus, wagte es nicht, Beschlüsse zu fassen, welche mehr den Charakter der Billigkeit, als den der Regelmäßigkeit hatten, und die Minister selbst legten es nur darauf an, ein Gesez zu erlassen, das man weder zerstreuen, noch achten konnte *). Die versammelte

*) Herr von Vergennes ertheilte dem Obersten des Kaiserthums zu Verhandlungen im Ausland, mit welcher die Kaiserin, ohne Frankreich zu verlassen, sich in dem höchsten Stande begeben, dessen Kopien ihre Eben einlegte. Die Predigten waren gekürzt und ruhig; die Polizei suchte bei nichtlichen Begegnungen dem ersten Ansehn, welcher den Dispositionen bekannt eigen ist u. f. w.

Geistlichkeit drang zwar noch immer auf Nicht-Tuldung; doch die meisten ihrer Mitglieder mißbilligten im Stillen einen solchen Grundsat. Die Jesuiten würden sich nicht bei diesem Humanismus bloßer Etiquette beruhigt haben; allein dieser große Orden war nicht mehr, und seine Aehnlichkeit speigeln aus dem Stabe ein kraflloses Gift *). Der aufgestante Theil der Nation war über diese heuchlerische Gesetgebung so beschämt, daß, bei der ersten Versammlung der Reichsien, das Bureau, an dessen Spitze der älteste Bruder des Königs stand, sogleich die Abschaffung dieser Tyrannie in Vorschlag brachte. Kurz, die Formen des bürgerlichen Standes wurden den Protestanten durch den Erzbischof von Toulouse, damaligen Premier-Minister, zurückgegeben. Dieses Zugeständniß machte nur Illusionen; denn man hielt es für unvollständig und altes spät erfolgt. Wie gerichts es auch seyn mochte: immer schien es weniger von der hohen Veranast des Throns gegeben, als der Schwachköpfigkeit einer in Verfall gerathenen Regierung entrisen, und als Zeichen der Verlegenheit tief es

*) Während der Staatsrath des Königs vom Monat November 1787 eröfnete, gaben die Gr. Schatzkammer, Bernand und Desfont, ohne ihre Namen zu nennen, ein Buch von 288 Seiten heraus, das den Titel führte: Abhandlung, in Gegenwart des Königs vorzulesen von einem patriotischen Minister im Staatsrath, über den Entwurf, den Protestanten bürgerlichen Stand zu verschreiben. Dies Buch übertraf an Zucht und Festigkeit bei weitem die Worte: Tyrannie. Wenig Genauigkeit in den Thatfachen, eine Vorurtheilhaft, die an Wahr nicht, vor allem aber die Gleichgültigkeit des Jahrhunderts, machten, daß es eine freudige Aufnahme fand. Es wurde schnell gedruckt, und unangenehm vertheilt auf Kosten derjenigen, die ihr Verfallen von den Verfassern hätte lernen.

alle Mißvergnügen zur Theilnahme an dem Schiffsbruche der Monarchie.

Und so erlebte denn endlich, nach drei und sechzig Jahren, eine Detonanz, welche mit eben so viel Reichthum als Unbilligkeit abgefaßt war, und deren Schicksal immer verhängnißvoll blieb — verhängnißvoll durch ihre Entstehung, durch ihre Folgezeitung und selbst durch ihren Ausgang. Ich habe diesen großen Hefegriff des Ministeriums des Königs nicht ins Licht stellen können, ohne in einem zusammengebrachten Gemälde die Wirkungen zusammen zu fassen, die er hervorbrachte. Gehe wir nicht nur von einem eiferhaften Gesichtspunkt aus; und dieses nur von so großer Wichtigkeit, daß es zu einer leichten Versetzung in der Ordnung der Thatfachen berechtigte.

(Fortsetzung folgt.)

Z u g a b e n

zu den

staatswirthschaftlichen Aphorismen.

(Fortsetzung.)

V i e r t e Z u g a b e

Ueber die sehr allmähliche Entstehung der Staatswirthschaftslehre, diese als positive, d. h. des Beweises fähige Wissenschaft betrachtet.

Die entschlossenen Bewunderer des Alterthums vermögen nicht zu leugnen, daß in den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller griechischer und römischer Nationen nichts enthalten ist, woraus hervorginge, daß sie von der Wissenschaft, welche seit etwa einem Jahrhundert durch Staatswirthschaftslehre bezeichnet wird, auch nur eine Ahnung gehabt hätten. Vorausgesetzt nun, daß diese neue Wissenschaft nicht nur einen Werth, sondern sogar einen überwiegenden Werth hat — wie geschah es, daß sie so unerschrockenen Geistes, wie Platon und Aristoteles, Cicero und Seneca waren, fremd bleiben konnte? Noch mehr, wie geschah es, daß, wenn sie noch gar nicht vorhanden war, diese schaffsinnigen Köpfe, nicht zu Urtheilen derselben wurden?

Um dies Problem auf eine nur einigermaßen genügende Weise zu lösen, muß man vertraut seyn mit dem Funda-

mental-Gesetze, welchen der Entwicklungsengang des menschlichen Geistes, bei allen scheinbaren Unregelmäßigkeiten, nochwendig und unabänderlich unterworfen ist.

Dies Gesetz besteht darin, daß das intellectuelle System des Menschen, betrachtet in allen seinen Theilen, nach und nach drei durchaus verschiedene Charaktere hat annehmen müssen: namentlich den theologischen, den metaphysischen und zuletzt den positiven oder den physischen Charakter.

Der Mensch hat demnach damit angefangen, Sinnliche Erscheinungen als solche zu betrachten, welche aus dem überlithen und anhaltenden Einflusse übernatürlicher Kräfte hervorgehen; er hat sie sodann betrachtet als hervorgebracht von verschiedenen, den Körpern zwar imwohnenden, aber ungleichartigen und von einander getrennten abstrakten Kräften; er hat sich endlich darauf beschränkt, sie als solche anzusehen, welche einer gewissen Anzahl unverbinderlicher Naturgesetze unterworfen sind; und diese sind nichts weiter, als der allgemeine Ausdruck der in ihrer Entwicklung beobachteten Erziehung.

Wer den Zustand des menschlichen Geistes in den verschiedenen Zeitabschnitten der Zivilisation kennt, hat keine Mühe, die Wahrheit dieser allgemeinen Thatsache zu bekräftigen. Eine sehr einfache Beobachtung kann genügen, wo diese Revolution für den größten Theil unsrer Vömer vollendet ist, zur Befähigung befähigen. Die Erziehung des Individuums stellt, so weit sie ihrem natürlichen Laufe überlassen bleibt, notwendig die Haupt-Krisen dar, welche die Erziehung der Nation in sich schließt, und wechselsseitig. Wer demnach mit seinem Jahrhundert im Gleich-

gewandt steht, wird, heut zu Tage, leicht an sich selbst denken, daß er, von Natur, in seiner Kindheit Theolog, in seiner Jugend Metaphysiker und in seinem Mannsalter Physiker gewesen sei; die Geschichte der Wissenschaften aber beweiset geradezu, daß es sich mit dem Gange des menschlichen Geschlechtes nicht anders verhalten hat. Dagegen kommt alsoan, daß es möglich ist, zu erklären, weshalb die Bildung menschlicher Ideen einem solchen Gange nothwendig folgen muß.

Den Beweis davon zu liefern, muß man dies Gesetz, wie alle übrigen geistig-sittlichen Thatsachen, aus einem doppelten Gesichtspunkt betrachten: 1) aus dem physischen Gesichtspunkt seiner Nothwendigkeit, d. h. als herrührend von den natürlichen Gesetzen der menschlichen Organisation; 2) aus dem moralischen Gesichtspunkt seiner Indispensabilität, d. h. als dem einzigen natürlichen Modus für die Entwicklung des menschlichen Geistes.

In der ersten Beziehung ist das Gesetz leicht aufzufassen.

Ein nothwendiger und unentzerrlicher Gang bestimmt das menschliche Geschlecht, theologisch zu seyn, ehe es naturwissenschaftlich werden kann. Die persönliche Einrichtung des Menschen auf die übrigen Wesen ist die einzige, wovon er, vermöge der Empfindung, die er davon hat, den Modus begreift. Er ist demnach verleitet, sich die Rückwirkung, welche die äußeren Körper auf ihn ausüben, so wie ihre Wirkung auf einander — eine Wirkung, von welcher er direct nur die Resultate in sich aufnehmen kann — auf eine analoge Weise vorzustellen. Zum wenigsten muß er sie so auffassen, so lange die Fortschritte der Beobachtung

ihm noch nicht die auffallenden Unterschiede zwischen dem Gange dieser Phänomene und dem der seinigen klar gemacht haben. Aendern sich in späterer Zeit seine Vorstellungen in dieser Hinsicht, so geschieht dies einzig, weil er, durch Erfahrung und Nachdenken von seinen ursprünglichen Eindrücken geheilt, unbedingt darauf Verzicht leistet, den geheimnißvollen Produktions-Modus der Erscheinungen, dessen Kenntniß seine Natur ihm für immer versagt, zu durchdringen, um sich auf die Beobachtung der offenkundigen Gesetze zu beschränken. Denn, wenn wir, selbst heut zu Tage, bei allen positiven Kenntnissen, die wir erwerben haben, zu begreifen versuchen wollten, vermöge welcher Macht die Thatsache, welche wir Ursache nennen, selbst in der einfachsten Erscheinung die hervorbringt, welche von uns Wirkung genannt wird: so würden wir, auf eine unermessliche Weise, dahin gelangen, Bilder zu erzeugen, ähnlich denjenigen, welche den ersten menschlichen Theorien zur Grundlage gedient haben.

Der Mensch beginnt demnach nothwendig damit, daß er alle Körper, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, als lebendige Wesen anschaut — als Wesen, welche ein, dem seinigen ähnliches Leben haben, das jedoch im Allgemeinen stärker ist, wegen der mächtigeren Einwirkung der weissen unter ihnen. Hieraus hängt die Entwicklung seiner Beobachtungen ihn dahin, daß er diese erste Hypothese in eine dauerhaftere verwandelt: in die Hypothese einer tothen Natur, die von einer mehr oder minder großen Anzahl übermenschlicher, unsichtbarer Wesen geleitet wird, welche, verschieden und unabhängig von einander, ihren Charakter und ihre Autorität nach, der Art und dem Umfange der

Erscheinungen entsprechen, die ihrem Einflusse zugeschrieben werden. Diese Theorie, welche sich Anfangs nur auf die Erscheinungen äußerer Körper ausdehnt, erstreckt sich selbst über die des Menschen und der Gesellschaft, sobald die menschliche Betrachtung sich diesen Gegenständen zuwendet. Jetzt erst gewinnt die theologische Philosophie eine trauer Konsequenz; denn erst jetzt beginnt sie, auf die Fortschritte des menschlichen Geistes einzuwirken.

Wäre die unvermeidliche und anhaltende Vervollkommenung der natürlichen Kenntnisse jögert nicht, dies System zu modifiziren; und sie endigt immer mit der Zerstörung desselben. Genau genommen ist der Mensch nie vollständig Theolog gewesen; denn es hat immer einige Erscheinungen gegeben, welche so einfach und so regelmäßig waren, daß er sie, gleichsam von Hause aus, als natürlichen Gesetzen unterworfen betrachtete. Nur waren diese Erscheinungen, gleich Anfangs, weder die zahlreichsten, noch die wichtigsten. Was die übrigen betrifft, so läßt sich behaupten, daß der Mensch seine Zuflucht zu theologischen Erklärungen nur so lange nimmt, als die physischen Anschauungen nicht möglich gewesen sind; denn sind sie es einmal geworden, so hält er sich ausschließlich an ihnen.

Der erste Einfluß, den die Fortschritte der Beobachtung ausübten, hat aber immer darin bestanden, daß der menschliche Geist die Zahl der übernatürlichen Axiome vermindert hat; und dies geschah, indem er diejenigen Verordnungen, welche ursprünglich mehr forderten, durch einige in demselben Maße ersetzt, worin die Verordnungen der Erscheinungen an Allgemeinheit gewonnen. Bis auf den äußersten Grad getrieben, hat diese Wäkung damit

gerichtet, daß sie dies theologische System vereinfacht hat, und zwar so, daß darin alles zur Einheit zurückgeführt ist.

Von diesem Zeitabschnitte an hat die Wirksamkeit des selbstem Polypten, das den menschlichen Geist erst aus dem Heuschädel zum Polypten, und dann aus diesem zum Theismus trieb, denselben bestimmt, die direkte Dogmatisierung der großen übernatürlichen Ursache in immer engere Kreise einzuschließen, und dieselbe nur für die Leitung derjenigen Erscheinungen aufzusparen, deren natürliche Gesetze ihm unbekannt blieben. Was die übrigen betrifft, da die Entdeckung ihrer Gesetze es erlaubte, sie mit größerer Genauigkeit vorherzusagen und folglich mit besserem Erfolge auf sie einzuwirken, als die theologischen Theorien es gestatten hatten: so hörte der Mensch je mehr und mehr auf, in seinen gewöhnlichen Speculationen den diesen Gebrauch zu machen, und bediente sich dagegen jener, weil sie seinen beiden großen Bedürfnissen, vorherzusagen und zu handeln, besser entsprachen. Endlich, nachdem die natürlichen Anschauungen eine hinreichende Allgemeinheit erlangen hatten (wie dies gegenwärtig der Fall ist), nachdem sie, in einigen Hauptpunkten, alle Arten von Untersuchungen, welche unsrem Witzeln entspringen, zusammengefaßt haben, hat der menschliche Geist, indem er das, was nur für eine gewisse Anzahl von Erscheinungen in's Klein gebracht war, analogisch auf alle Erscheinungen, die unbekannt nicht ausgehen, angewendet, alle, sammt und sonders, unwiderstehlichen Naturgesetzen unterworfen, denen immer genauere Aufklärung, von nun an, der einzige vernünftige Zweck unserer speculativen Arbeiten ist. Die theologische Methode, welche bis dahin noch nicht aufgehört hatte, in Gebrauch

zu seyn, hat demnachst als eine betrachtet werden müssen, die nicht länger benutzt werden konnte, und die positive Methode hat angefangen, die Thätigkeit unserer Intelligenz ausschließend zu leiten.

Nächststehend genommen auf die Bedingungen der Entwicklung des menschlichen Geistes, findet man also, daß dieselbe nothwendig mit der theologischen Philosophie hat anheben müssen, ehe sie zu einer positiven oder der Evidenz fähigen Philosophie gelangen konnte. Wie derselben Gewißheit aber läßt sich darthun, daß der Uebergang von der einen zu der anderen nicht ohne den Dayosshentstist der metaphysischen Philosophie möglich war.

In Wahrheit, die theologischen Begriffe und die positiven Begriffe haben einen allzu verschiedenen, sogar einem allzu entgegengesetzten Charakter, als daß unser Geist, welcher nur durch keinah' unmerkliche Uebergänge vorsschreitet, von den einen zu den anderen ohne Mittelkräfte übergehen könnte. Diese unumgänglichen Mittelkräfte nun sind — gewesen, oder haben seyn müssen, jene metaphysischen Begriffe, welche, indem sie zugleich der Theologie und der Physik verwandt sind, oder vielmehr nur die erstere, modifizirt durch die letztere, ausmachen, ihrer Natur nach ganz ungemeyn zu dieser Operation passen, wozin ihr ganze Nützlichkeit besteht.

Indem die theologische Philosophie sich unmittelbar an die Quelle aller Erscheinungen stellt, beschäftigt sie sich wesentlich damit, die hervorbringenden Ursachen derselben zu erschleiern, während die positive Philosophie, jede Aufindung der Ursache entfernend, weil sie den menschlichen Geist derselben unfähig glaubt, sich darauf beschränkt, das

Gesetz zu entdecken d. h. die konstanten Verhältnisse von Ursache und Folge, welche die Thatsachen unter sich haben. Zwischen diese beide Gesichtspunkte drängt sich natürlich der metaphysische Gesichtspunkt, welcher jede Erscheinung betrachtet als hervorgerufen durch eine ihr eigenthümliche abstrakte Kraft. Aufschätzbar ist diese Methode, wegen der Leichtigkeit, die sie gewährt, über die Erscheinungen zu urtheilen, ohne direct jene übernatürlichen Ursachen in's Auge zu fassen: Ursachen, welche daher der menschliche Geist, nach und nach, aus seinen Combinationen hat verkennen können.

Durch ein Verfahren dieser Art ist wirklich diese Veränderung in allen intellektuellen Richtungen bewirkt worden. Sobald die Fortschritte der Beobachtung dem Menschen dahin geführt hatten, daß er seine theologischen Begriffe verallgemeinerte und vereinfachte, ersagte er, in jedem besondern Phänomen, den ursprünglichen übernatürlichen Agenten durch eine entsprechende Entität, an deren Betrachtung er sich, von nun an, ausschließlich band. Anfanglich waren diese Entitäten Ausflußarten der obersten Macht. Allein, Dank sei es der Unbestimmtheit ihres Charakters! sie erdigen mit einer solchen Vergesslichkeit, daß sie nur als abstrakte Benennungen der Phänomene betrachtet wurden; und zwar nach dem Maße, worin der Fortschritt der natürlichen Erkenntnisse die Fortschritt dieser Art von Erklärung fähiger gemacht und zu gleicher Zeit gestattet hat, daß eine andere an ihre Stelle gebracht werden konnte. Auf diese Weise ist die Metaphysik ein zugleich natürliches und unumgängliches Mittel des Uebergangs von der Theologie zur Physik geworden. Ihr Triumph ist, auf der einen Seite, das

unsichtbare Zeichen, und, auf der andern, die unmittelbare Ursache des Verfalls der ersten und der Erhebung der letzteren geworden.

Wenn die obigen Betrachtungen auf das Klarste beweisen, daß die theologischen und metaphysischen Theorien für den menschlichen Geist ein unumgängliches Präliminarium gewesen sind: so beweisen sie mit gleicher Evidenz, daß diese Doctrinen keine andere nachtheilige Bestimmung gehabt haben können, weil ihrer Entwicklung nie etwas mehr gewesen ist, als eine anhaltende und ferseitscheinliche Tendenz nach positiven Anschauungen. Gerade weil sie geschickt waren, die Kindheit der menschlichen Vernunft zu kiten, sind sie nothwendig unsäglich, dieselbe als Säugelinnen zu dienen, sobald sie ihre Reife erlangt hat. Denn hat der menschliche Geist einmal eine Theorie wirklich aufgegeben, so kehrt er nicht zu derselben zurück. Kraft und Einfluß einer Methode bestimmen sich nach der Zahl und Wichtigkeit ihrer Anwendungen; und diejenigen, welche nichts mehr hervorbringen, kommen sehr bald gänzlich außer Gebrauch. Da nun, wenigstens seit zwei Jahrhunderten, die theologischen und metaphysischen Methoden, welche bei dem ersten Versuch unserer Intelligenz den Vorzug führten, gänzlich unfruchtbar geworden sind; da die umfassendsten und wichtigsten Entdeckungen — die, welche dem menschlichen Geiste die meiste Ehre bringen — seit jener Epoche einzig und allein aus der positiven Methode hervorgegangen sind: so ist einleuchtend durch die That selbst, daß die letzte es ist, der, für die Zukunft, die Leitung des menschlichen Gedankens anheim fällt.

Oben die wichtigsten und unsäbigen Dienste aller Art

zu verkennen, welche Theologie und Metaphysik in frühern Zeiten gelehrt haben und auf welchem Punkte des Erdballes meistens noch immer lehren, kann man sich gleichwohl nicht verhehlen, daß unser Geist nicht bestimmt ist, bis in alle Ewigkeit Thronen zu bilden, und sich für immer durch Logomachien zu strecken stellen zu lassen. Die genaueste und vollständigste Kenntniß der Naturgesetze, welche nur möglich ist, folglich auch die sorgfältigste Erforschung der Einwirkung, zu welcher das menschliche Geschlecht in Beziehung auf die Wesenwelt berufen ist: dies sind die echten und konstanten Gegenstände der Anstrengungen des menschlichen Geistes, sobald seine vorläufige Erziehung beendet ist. Die positive Philosophie ist demnach der Endzustand des Menschen: ein Zustand, welcher nur aufhören kann mit der Thätigkeit des menschlichen Geistes. Der Reiz, den sie darbietet, und ihrer vollkommenen Uebereinstimmung mit der Natur unserer geistigen Bedürfnisse, sind von einer solchen Beschaffenheit, daß, sobald sie anfängt, sich durch die Entdeckung einiger großen Naturgesetze zu bilden, die ausgezeichnetesten Geister mit ungemeiner Leichtigkeit, in den entsprechenden Punkten, den so verführerischen Erwartungen erhabener und absoluter Wissenschaft, welche Theologie und Metaphysik ihm gemäßen, einzusetzen, um desto eifriger jene reine Beugung zu suchen, welche sich an treue und genaue Kenntniß knüpft. Wahrscheinlich, es bedarf heut zu Tage keines großen Aufwandes von Worten, um eine Tendenz zu bekämpfen, welche sich jeden Augenblick und auf tausendfache Weise darstellt, sogar bei denen, die in der Ausbildung ihres Geistes am wenigsten vorgeschritten sind. Der Ekel vor mythischen und un-

stimm-

höchsten Begriffen hat sich enthalten gezeigt, wo sie haben in Konturen gebracht werden können mit positiven und natürlichen Begriffen; und wie sehr das Wort „Wissenschaft“ auch noch hier und da genüßbraucht werden möge: so gelangt man doch immer mehr dahin, alle theologischen und metaphysischen Speculationen davon auszuschließen und nur an positive Kenntnisse dabei zu denken.

Wollen wir hierbei sehen, so lauscht auf der Stelle ein, warum eine solche Wissenschaft, wie die Staatsrechts-
wissenschaft, nicht die Aufgeburst jenes eifernden Zeitalters
seyn konnte, worin Platon und Aristoteles lebten und wirk-
ten; ja nicht einmal die Aufgeburst einer späteren Periode,
namentlich derjenigen, worin Böpse, wie Cicero und Seneca
glänzten. Von eigentlicher, d. h. von erreichbarer Wissen-
schaft, konnte damals noch nicht die Rede seyn. Alle An-
schauungen, zu welchen man sich zu erheben vermochte, hat-
ten ihren Charakter in einer durch den Metaphysicismus
modifizierten Theologie, und waren eben dadurch unfähig,
eine Methode zu erzeugen, vermöge welcher man sich auf
die Beobachtung der Phänomene beschränkt, um die Gesetze
derselben kennen zu lernen. War indirect konnte aus der
Verbindung der Metaphysik mit der Theologie eine Ver-
besserung der natürlichen Theorien hervorgehen. Sofern
nämlich durch jene Verbindung der Uebergang des Poly-
theismus zum Theismus erleichtert wurde, und durch diese
Vereinfachung der theologischen Philosophie die Wirksam-
keit der großen übernatürlichen Macht auf eine gewisse all-
gemeine Meinung höchst unbestimmbarern Charakters zurück-
geführt war, sah der menschliche Geist sich nicht bloß be-
nötigt, sondern sogar eingeladen, die physischen Gesetze

jeder Erscheinung als Wirkungsarten dieser Macht zu studiren, was für die Ausbildung der physischen Wissenschaften nicht ohne Erfolg bleiben konnte. Vor dieser Epoche war jeder Physiker notwendig ein Theolog; denn jeder Verstand, der sich positiven Forschungen zuwendete, stieß auf eben so viel theologische Erklärungen, als es Phänomene gab, die einfachsten gar nicht ausgenommen. Nach dieser Epoche hatte man freieren Spielraum für positive Forschungen gewonnen; und daraus ist an und für sich klar, wie nur der Monarchismus die Initiative der Naturwissenschaft, diese in ihrem gegenwärtigen Umfange gewinnen, werden konnte.

Am deutlichsten leuchtet dies ein, wenn man Rücksicht nimmt auf die politischen Bedingungen, welche für die intellektuelle Erziehung des menschlichen Geschlechtes eben so unumgänglich notwendig sind, wie die philosophischen.

Nur vermöge einer, übrigens sehr notwendigen Abstraction, kann man die Entwicklung des Geistes des Menschen abgefordert von seiner zeitlichen Entwicklung, d. h. die des menschlichen Geistes ohne die der Gesellschaft, studiren: denn diese beiden Entwicklungen, obgleich verschiedenen in sich selbst, sind nicht unabhängig; sie üben vielmehr einen anhaltenden Einfluß auf einander aus, der für beide gleich notwendig ist. Es reicht aber nicht hin, zu fühlen, daß der Aufbau unserer Individualität nur in der Gesellschaft und durch dieselbe möglich ist; man muß auch anerkennen, daß die Natur und der Umfang der gesellschaftlichen Erziehungen in jedem Zeitabschnitte den Charakter und die Schwierigkeit unserer geistigen Fortschritte, und vice versa, bestimmen. Wer ist heut zu Tage nicht damit einverstanden,

daß es unendlich ist, legend einen rechten und dauerhaften Fortschritt des menschlichen Geistes wahrzunehmen, so lange jedes Mitglied der Gesellschaft genötigt ist, durch sich selbst für seine Fortdauer zu sorgen? Die Theilung zwischen der Theorie und der Praxis (diese allgemeine Ursache unserer Verwerflichkeit) ist nur alldann in keinem Grade vorhanden. Bei Hirtenvölkern, und selbst beiackerbauenden Völkern, deren Lebensweise dieses erste Hinderniß verschwinden macht, ist diese fundamental-Vertheilung noch weit davon entfernt, daß sie erfüllt werde: dazu ist außerdem erforderlich, daß die gesellschaftliche Organisation weit genug vorgeeschritten sei, um sich mit der Vielfachheit einer Menschenklasse zu vertragen, welche, frei gesprochen von der Sorge für die materielle Production, so wie von der des Krieges, sich auf eine anhaltende Weise der Betrachtung der Natur hingeben kann. Mit einem Worte: die Bildung menschlicher Kenntnisse steht in dieser Beziehung, wie in sehr vielen andern, einem bereits sehr zusammengesetzten Zustand voraus. Auf der andern Seite kann sich keine weltliche und kompakte Gesellschaft bilden, oder auch nur bestehen, ohne den Einfluß irgend eines Metaphysik-Systems, welches die Kraft hat, die Opposition der einzelnen Bestrebungen zu überwinden und zu einer beständigen Ordnung hinzuleiten. Diese Hauptverrichtung nun konnte nur durch eine philosophische Theorie erfüllt werden, welche, ihrer Natur nach, freigesprochen war von jener langsamen Elaboration, die der Entwicklung reeller Kenntnisse nothwendig ist und die verlässigste Garantie einer regelmäßigen und vollständigen politischen Ordnung fordert. Und dies ist der bewundernswürdige Charakter der theologischen Philosophie, mit Nach-

schluß jeder andern. Ihr verstand man, vermöge der Macht der Dinge, die ursprüngliche Einführung aller gesellschaftlichen Organisation. Ohne die Gewalt und den glücklichen Einfluß, den sie auf die Geister in der Kindheit der Völker ausübten allein vermag, würde sich keine haltende Klassifikation begreifen lassen, da diese doch allein fähig ist, den Ausfluß menschlicher Fähigkeiten zu gestatten, und sie zu einem gewissen Grade zu unterstügen. Welches andere Uebergewicht, als das der theologischen Lehren, hätte, inmitten einer Bevölkerung von Kriegern und Sklaven, das Daseyn einer Korporation, die sich nur mit intellektuellen Arbeiten beschäftigte, gestatten und aufrecht erhalten — noch mehr, welches hätte ihr die Präponderanz sichern wollen, die für ihre erste Operationen, so wie für die Stabilität der Gesellschaft unumgänglich nothwendig war?

Hieraus erklärt sich aber zugleich, wie eben diese Korporation eine entschiedene Gegnerin aller derjenigen werden konnte, welche in ihren Anschauungen hinausgingen über das von ihr vorgeschriebene Maß, wie es folglich gefährlich war, Entdeckungen zu machen, denen sie ihre Billigung versagen mußte, wenn ihre Wissenschaft und ihr Einfluß ungeschmälert bleiben sollte. Noch gegenwärtig ist es der Fall, daß in Ländern, welche unter priesterlicher Leitung stehen, neue Entdeckungen und Erfindungen etwas Unerhörtes sind. Um wie viel mehr mußte dies der Fall seyn in Zeiten, wo die theologische Philosophie die einzige war, die es gab, und wo die Völker nicht in einem solchen Zusammenhange standen, daß die Normen des einen nothwendig die des andern werden mußten! In Wahrheit, wir haben keine Ursache, uns darüber zu wundern, daß Geis-

den und Kömer in allem, was heut zu Tage Wissenschaft genannt wird und diese Benennung ausschließlich verdient, so weit zurück waren; nur das Gegentheil würde unsere Verwunderung verdienen: denn in einem solchen Phänomen würde die Wirkung ohne erkennbare Ursache seyn.

Bergegenwärtigt man sich vollends, in welcher Aufeinanderfolge die Wissenschaften nach und nach resultirt geworden oder zur Evidenz gelangt sind: so begrift man aufs Vollständigste, weshalb die Staatswirtschaftslehre, als Zweck der gesellschaftlichen Physiologie, nie irgend eine der Reife werthe Ausbildung selbst durch die vorzüglichsten Geister des Alterthums erhalten konnte. Von dieser Aufeinanderfolge soll in der nächsten Zugabe zu diesen Aphorismen gehandelt werden, wo sich dann zeigen wird, daß sich die Fortschritte des menschlichen Geistes auf eine Weise vollzogen, welche alle Erwartung ausschließt, und jede Vermuthung auf dem Wege, den man a priori nennt, unmöglich macht. Jetzt bleiben wir bei der Thatsache selbst stehen, um uns klar zu machen, weshalb die Alten von der Wissenschaft, welche als Staatswirtschaftslehre bezeichnet wird, so ungemein wenig ansetzten.

Vor allen Dingen will in Anschlag gebracht seyn, daß für den menschlichen Geist Muth und Genie zusammenfallen, was in diesem Zusammenhange nichts weiter sagen soll, als daß das letztere ohne den ersteren gar nicht Statt findet. Beobachtungsgabe, Scharffinn im Entdecken, Sorgfalt im Kombiniren u. s. w. kann bei Griechen und Römern in demselben Maße vorhanden gewesen seyn, worin sie bei Engländern, Franzosen und Deutschen angetroffen werden: es folgt daraus aber keinesweges, daß sie aufgefunden

waren, in wissenschaftliche Begierde dieselben Richtungen zu nehmen. Dies ist jedoch das Entscheidende. Ihr ganzer gesellschaftlicher Zustand unterlag ihnen sogar in einem sehr hohen Grade diese Richtungen. Sie waren im Wesentlichen kriegerische Völker, einhaltend genötigt die Waffen zu führen, anfänglich, um sich gegen die Angriffe ihrer Nachbarn zu wehren, in der Folge, um entferntere Staaten mit Krieg zu überziehen. Im Grunde bestanden sie nur aus zwei Klassen: aus einer Classe von Edlen, welche sich Bürger nannten, und aus einer Classe von Arbeitern, welche Sklaven genannt wurden. Ihre sinnlichen Instincten hatten bei weitem mehr den militärischen, als den bürgerlichen Charakter. Theilungen gemachter Beute, Zeremonien-Spiele aller Art lagen ihnen bei weitem mehr am Herzen, als freie Bewegungen des Menschen und Entwicklung seiner Intelligenz in den Künsten des Friedens. Daher die dürftige Theilung der gesellschaftlichen Arbeit, die man bei ihnen wahrnimmt. Nur durch Eroberung und Beute konnten sie sich zu wehren; und da die Arbeit bei ihnen nur einen Anspruch auf Verachtung gab, so war es wohl kein Wunder, daß ihre Capitale nur dem Luxus, nicht der Production zu-Statten kamen. Eigenschaft des Nothstands war ein ihnen durchaus fremder Gedanke; und wo das eine Volk ein Schutzrecht über das andere ausübte, da konnte man sich darauf verlassen, daß es dies Recht zu äußerster Verdrückung mißbrauchte: zu einer Verdrückung, die in der Regel keinen andern Ausweg übrig ließ, als den der Rebellion. Man kennt den Widerstand, den die alten Sappaten vor der Schifffahrt hatten; und man weiß, mit welcher Verachtung die alten Seefahrer von

Handel und Manufakturen reden. Platon verlegt seine himmlische Republik in unzugängliche Bergenden, nur damit in ihr nicht Handel getrieben werde; und Aristoteles, der in dieser Beziehung von seinem Meister gern abweich möchte, weiß zuletzt doch nicht, wofür er sich entscheiden soll *).

Solche Urtheile vertrauen zuletzt nichts weiter, als daß die vorzüglichsten Köpfe unter den Römern nicht dieselbe Aufforderung zu Ausbildung der Staatsrechtslehre hatten, die den Römern in den zwei letzten Jahrhunderten zu Theil geworden ist. Wirklich fehlte es jenen durchaus an den Muth, ihrer Betriebsamkeit die umfassende Entwicklung zu geben, welche der neueren Betriebsamkeit hat zu Theil werden können. Wie begrenzt waren ihre geographischen und ihre physikalischen Einsichten **)! Wie sehr gebrauchte sie ihnen an Kommunikations-Mitteln! Wie beschränkte sich folglich alles auf die einfachsten Einrichtungen und Professionen! Grundbesitz war nur dadurch zu erwerben, daß man, mit demselben, Eigenthümer von Kapitalien und von Arbeitern, d. h. von Sklaven, war.

*) E. Aristoteles de Republica Lib. VII. c. 6.

**) Ich führe hier eine Stelle aus der Aristotelischen Abhandlung „von Himmel“ an, welche zugleich ein Beweis von seinem Scherzfinn und auffallender Unkenntniß der Erde ist. Sie lautet, wie folgt: „Die, die Erde, ist rund, auch von keinem großen Umfang. Denn, wenn nur ein wenig gegen Mittag oder gegen den Morgen (Mitternacht) geneigt wird, so scheint sich der Gesichtskreis, und die Sterne über dem Haupt bekommen eine starke Krümmung und erscheinen nicht dieselben denen, die gegen Mittag, wie denen, die gegen den Morgen wandern. Denn da die Sterne, die in Megara und auf Syrakus gesehen werden, sich denen nicht sichtbar, die gegen den Morgen rufen; und die in den Centum gegen den

Die Alten glaubten daher, man habe alles gelernt, wenn man das Privat-Vermögen und die öffentlichen Einkünfte zu verwalten verstände. Dies ist der Sinn des Werks, das unter dem Titel: *Oeconomica* auf unsere Zeiten gekommen ist und den Eusebion zum Urheber hat. Derselbe Schriftsteller hat Finanzprojekte hinterlassen; doch von dem, was man in unseren Zeiten Staatswirtschaftslehre nennt, findet sich darin keine Spur. Der platonischen Republik sind zu allen Zeiten große Lobspprüche zu Theil geworden. Doch von Wem? Immer nur von solchen, welche sich nicht die Frage aufwarfen, wie fern Platons Ideen zur Natur der gesellschaftlichen Dinge passen, oder nicht. Aristoteles, in welchem sich die Tendenz nach dem Positiven durchaus nicht verkennt läßt, hatte zum Wenigsten eine Abnung von dem Daseyn der Bedingungen, an welche sich das Leben der Nationen knüpft. Er unterscheidet zwei Arten von Production: die natürliche, bei welcher man nichts weiter bepredt, als den Verbrauch des Herbergebrachten, es sei vermittelt des Landbaues, der Jagd, des Fischfangs, oder selbst vermittelt einfacher Künste und Handwerke; und die künstliche Production, deren einziger Zweck der Verkauf des Herbergebrachten ist. Die erste dieser Productionen findet er löblich, so wie den Austausch *in natura*, weil

Waren geliebt werden, gehen weiter in laus Eorum. Hieraus ist klar, daß die Erde nicht nur reich, sondern auch von Reichen umfungen ist, sonst würde nicht eine kleine Wartung eine große Volksernährung (der Eltern) genügt bringen. Daher scheinen diejenigen nicht Unbilligkeit anzunehmen, welche der Meinung sind, daß die Gegend um die barbareischen Eiden (nördliches Afrika) in Verbindung steht mit der asiatischen Asien, und daß dies ein und dasselbe Meer ist."

dabei eine Beschädigung gegenseitigen Vertrauens bedingt wird. Winder vertheilt urtheilt er über die künstliche Production, weil sie die Erwerbung des Geldes beabsichtigt. Was den Gemein betrifft, der sich vom Gelde dadurch machen läßt, daß man es verbirgt, oder daß man damit speulirt: so findet er darin das schlimmste aller Productionsmittel, weil es zum Ankaufen verleiht; ihm leuchtet also nicht ein, daß es unmöglich ist, ohne Kapital zu produciren, und daß es eben so unmöglich ist, Kapital zu bilden, ohne anzukaufen. Die Heilkunde ist ihm eine schätzungswürdige Kunst, weil sie einen Zweck hat, nämlich den zu heilen. Im Uebrigen hatte Aristoteles alle Verurtheile seines Zeitalters; in seinem Urtheile waren Sklaverei und folglich Kriege, wodurch man sich Sklaven verschafft, unzugängliche Productions-Argumente; und eben so wenig hatte er etwas einzuwenden gegen Fälschung und Raub, sofern man den Staatsaufgaben dadurch zu Hülfe kommt. Heißt das aber wohl die Wissenschaft der gesellschaftlichen Physik hien zu haben? Heißt das Staatsrechtslehre predigen?

Gang von dem Zustande dieser Lehre bei den Griechen, welche es zu keiner Zeit dahin brachten, daß der Geldgott unter 12 v. J. herabgegangen wäre.

In den classischen Schriftstellern läßt sich vollends nichts auffinden, was der Staatsrechtslehre, so wie sie in unseren Zeiten ausgebildet ist, auf das Entfernte verwandt wäre. Unbekannt mit der Quelle der Reichthümer, waren die Völker des Alterthums nur darauf bedacht, wie sie sich durch Gewalt und List in den Besitz derselben bringen wollten. Die Politik der Römer hatte keinen anderen Zweck; und dieser wurde nicht eher von ih-

nen aufgegeben, als bis sie mit ihren Eroberungen an Gränzen gelangt waren, die sich nicht überschreiten ließen. Unfähig sich von ihren früheren Entschlüssen zu trennen — unfähig sich über das Gesellschaftliche zu einer bleibenden Wissenschaft zu erheben — kannten sie, nachdem ihre fiskalischen Mittel eine durchgängige Erschöpfung herbeigeführt hatten, nur das Opfer des Eigennutzes werden, der sie verblendet hatte. Indes war für eine bessere Ordnung der Dinge durch sie sehr viel vorbereitet, und die nächste Zugabe wird zeigen, durch welche Uebergänge die Staatswirtschaftlichen vorbereitet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

B e t r a c h t u n g e n

über

des gegenwärtigen Stand

der

Gerechtigkeitspflege und der Strafgesetze
in Frankreich *).

(Aus dem Französischen.)

Seitdem die Zweifelsacht überall eingebracht ist, und die christlichen Glaubenslehren nicht mehr eine erastliche Stütze für die Moral sind, haben gewichtige Verrichtungen einen beschlagenerthen Verfall erlitten; gegründet auf das Gefühl der Pflicht, haben sie, seitdem die Pflicht ein Problem geworden ist, ihre gesellschaftliche Bestimmung vergessen müssen.

*) Bei der Uebersetzung dieses höchst merkwürdigen Aufsatzes, dessen Urheber ganz unbekant der St. Petersburger Schrift angeht, versehen wir keinen andern Zweck, als unsern Lesern zu ersten Betrachtungen über das Verhältniß der Gerechtigkeitspflege und der Strafgesetzgebung zu dem geltenden oder geltem sollenden politischen Systeme anzuleiten. Was sich nicht sagen läßt, ist, daß Frankreich, seit der Julus-Revolution, mit sich selbst in einem solchen Widerspruch gerathen ist, daß seine Leben nicht eher ein Ende finden konnte, als bis das wahre consocium gelitten seiner Gerechtigkeitspflege und seiner angeblich verbesserten Charte aufgegeben ist, die Befriedigung erfolge auf welchem Wege sie wolle. Dies ist jedoch, nach unserm Erachten, bei weitem nicht der einzige Gesichtspunkt,

Doch, die am tiefsten gekulten Profession ist — die Gerechtigkeitsspiege; und sie ist es, weil es keine erhabene giebt, so lange sie sich in ihrem Normal-Zustande befindet: eine fast priesterliche Verehrung, welche verwerflich wird, sobald sie aufhört ehrenwürdig zu seyn, für welche also kein Mittelweg zwischen Achtung und Verachtung gehalten werden darf. Die Leidenschaft für das Wahre und das Schöne, welche den Künstler und den Dichter in's Leben ruft; die Liebe für das Menschliche, welche das Herz des Arztes, des Priesters und des Sozialreformers entzündet: diese in den gemüthlichen Lebenskreisen so beweglichen und veränderlichen Gefühle, bilden, indem sie sich zur höchsten Gewalt erheben und feste Regel und unerschütterliches Gesetz werden, die Grundlage für die Pflichten des Richters. Nehmt diesen strengen Tugenden irgend etwas; ja, bringt auch nur den Zweifel in das Gewissen desjenigen, welcher berufen ist, über das Schicksal seines Mitmenschen zu entscheiden, und ihr werdet an der Stelle der Obrigkeit nur eine Urtheils-Maschine erhalten, die ein Verläufer des Nachrichters ist. Wie sollte man also nicht schreien beim Anblick dieser Zerknirschten, die für Euphorie und d'Agneseung gelien müchten? nicht schreien, wenn man die Traumbilder von Huldigungen und die weltlichen Heiligschreine, von

den man bei Durchsicht dieser Hefen sehen kann. Bald höher stellt sich die Frage: „Wie ist es anzulegen, um Gerechtigkeit und Gerechtigkeitsspiege in Harmonie zu bringen mit dem vernünftigen Proportionsgefühl? Eine Frage, die sich besonders in der gegenwärtigen Sprache erhebt, wo die Staatsrechtslehre je mehr und mehr zu einer positiven Wissenschaft wird, während Gerechtigkeit und Gerechtigkeitsspiege den Charakter der Stabilität in einem so hohen Grade besitzen.“

ße umgeben hab, in Vergleich bringt mit den Zurechtsetzungen an jene Obrigkeit der alten Zeit, welche eine Ansehnlichkeit von Ansehen, eine erhabene Information des Befehltes war, leidenschaftlos, wie dieses, und dabei, wie dieses, ohne Parteilichkeit, ohne sachliche Unterwerfung, und ohne Galle?

Wir gehören nicht zu der Gattung, die sich in ständlichem Bejammern der Vergangenheit abklemmt; wir sind davon so weit entfernt, daß der Fortschritt für uns Selbstverständlichkeit ist. Glaubend an eine menschliche Vervollkommnungsfähigkeit, müssen wir die Zeit, welche wir leben, für das am mindesten schlimme aller Zeitalter halten. Allein wenn unsere Uebergangs-Epoche, welche einen Zeitraum von achtzehn Jahrhunderten ablaufen sah und nur ein unbestimmtes Wehgefühl der Zukunft in sich trägt, mit einer ganz neuen Civilisation schwanger geht: so müssen die Schmerzen und Wehen dieser arbeitsthätigen Geburt sich und in trauigen und niederschlagenden Phänomenen darstellen. So beweint die ganz individuell gewordene Kunst die Vergangenheit, an welcher wenig zu bewahren ist, aber sie trübt über ungewisse Aussichten, ohne für unsere ungläubige Generation irgend einen Trost, irgend einen Rath zu haben. So fordert die Moral, gewisslich wie die Kunst, daß man das Böse vermeide, ohne zu wissen, wie man Tugend und Lugend erzeuge. So sucht, um zu unserem Gegenstand zurückzukommen, die Obrigkeit die Pflicht in einer unabweisbaren Gesetzmäßigkeit, und erfüllt ihre öffentliche Bestimmung in sehr vielen Fällen nur auf Kosten des Bewusstseins, daß ihr als Privat-Mann eigen ist. Dies aber rührt nur daher, daß, auf der einen Seite, Ueberlesung-

gen, der religiöse Glaube, die Ueberzeugung von einem unbedingten Rechte nicht mehr die Menschheit leiten, während, auf der andern Seite, die philosophische Vernunft, die Vergesellschaftung der Interessen, die Achtung für den Menschen und die natürliche Gleichheit noch nicht hinreichend formulirt sind, um Verbindlichkeiten mit sich zu führen. Es ruhet daher, daß unsere Welt mehr Irthümer jesset, als Wahrheiten entdeckt haben; daher, daß wir, bei aller durch sie gewonnenen Festigkeit, das Feste zu verlazgen und zu bekämpfen, es lange noch nicht dahin gebracht haben, das Gute preklamiren zu dürfen.

Doch wir wollen nicht leugnen, daß in dem Augenblick, wo wir damit umgehen, bedenkliche Wunden der Gesellschaft aufdecken, ohne angeben zu können, durch welches Mittel sie zu heilen sind, mannichfaltige Zweifel und Beunruhigen. Wohl haben wir daran zurückgedacht, daß eine herbe Kritik, welcher nicht Verbesserungsvorschläge zur Seite gingen, nicht selten Tödt und deklamatorisch, wo nicht gar menschenfeindlich und unangenehm war; wir haben uns die Frage vorgelegt: ob es dringend sei, unsere Leidgenossen an Uebel zu erinnern, ohne ihnen das Heilmittel anzubieten. Doch wir haben gedacht, daß es unter allen Umständen gut sei, den Irthum zu bekämpfen, weil die Zerstörung einer solchen Idee sehr bald zur Entdeckung einer wahren führt. Außerdem ist das geistliche Licht eine Fackel, welche, beim Abgang irdischer Einsicht, sicherlich ausflammt: man braucht ihn bloß zu folgen, um sich nicht zu verirren, vorzüglich, wenn man sich anschließt an den Führer aller schönen Seelen, an die Liebe zur Menschheit. Zum Wenigsten gerathen wir nicht dadurch in Ver-

legenheit, daß wir vermögen einen geschulten Körper und pünktlich befolgte Befehle anzuordnen; im Gegentheil, jeder begreift nur allzugut die Herabwürdigung der richterlichen Autorität und die Unverträglichkeit, welche zwischen unsern Befehlen und unserm Willen Statt findet. Die Könige und die Pöbels haben sich derselben mit einem glühenden, des Erfolgs nur allzu sicheren Haß bemächtigt. Nichts ist in unsern Tagen mit so viel Glück dargestellt worden, als die Laubharnisch und die Joffrid. Man lese Hugo Wierds Zellen auf die Gerichts-Säule. Glaukt ihr, daß die Härtheit und Schärfe seines Wortes das Ergebnis einer vorübergehenden Laune sind? Nein, gewiß nicht; der Dichter hat aller seiner Zeitgenossen Gefühle ausgedrückt; seine janten Ideen, in Schwung gebracht durch die moderne Philosophie, erheben sich gegen Jeden, der seinen Nebenmenschen mittelst eines Salariats mehr thut, und seine gehobene Vernunft sagt ihm, daß dies das Handwerk einer Obrigkeit ist, die nicht mehr von einem lebendigen Glauben befest wird.

Am Tage liegt, daß, wenn Irrthümer geübt und geachtet bleiben sollen, ihre Entscheidungen aus der Gewissheit des Wahren, ohne welche es keine Gerechtigkeit giebt, abfließen müssen: der Richter und der Mensch d. h. der Weisatmann dürfen nicht in Widerspruch mit einander stehen; die natürlichen Pflichten dürfen niemals den Staatspflichten weichen. Doch wo bleibt die moralische Gewissheit, nachdem es dahin gekommen ist, daß die einzige Regel der Billigkeit sich in dem geschriebenen Gesetz befindet? Wie kann der Richter, wenn er nicht auf eine verantwortliche Weise untreuend ist, ruhig bleiben bei Anwendung

von Strafen, welche der aufgallendste Theil der Gesellschaft als solche bezeichnen, die mit unseren Sitten in Widerspruch stehen? Im Mittelalter war — man begreift dies — der Handhaber der Geseze im Einklang mit sich selbst; mit Sicherheit und Würde konnte er von dem flüchtigen Rechte, über das Schicksal anderer Menschen zu verfügen, Gebrauch machen; denn, indem er, mit dem Katholizismus, den Gesez eine übermenschliche Quelle entlehnt, proklamirte er, in voller Uebereinstimmung seines Gewissens, daß man sich nicht weigern dürfe, ihm zu gehorchen. Allein es würde in Wahrheit eine allzu auffällige Annahme seyn, wenn man verlangen wollte, daß vor einem menschlichen Geseze, dieses edelgütig sey, oder schlecht — vor einem Geseze, das außer dem Zufall seines Daseyns keinen Anspruch auf Achtung hat — alle Zweifel sogleich verstummen sollen. Allen Deklamationen der Sachwalter über die Vortrefflichkeit der Legalität zum Trost, ist in unseren Zeiten die Prüfung ein in der Gesezgebu-; gewonnenes Prinzip eben sey, wie in jeder anderen Ordnung des Thatsächlichen. Ist das Gesez schlecht, so muß es fallen; und, allen Sophismen zum Trotz, haben alle diejenigen, welche sich mit der Anwendung seiner Unbilligkeit befassen, ihren Antheil an der Betrachtung, welche ihre Entscheidungen einfließen. Sagen wir es doch gerade heraus — denn das ist der Gedanke, welcher unseren Gegenstand beherrscht — mit einer Gesezgebung unter der Zivilisation, welche dadurch gelehrt werden soll, mit einer Strafbarkeit, welche von der Vernunft und der Besonnenheit edler Seelen verwerfen wird, kann die Obrigkeit wider Vertrauen noch Achtung erwarten; genöthigt, unaufhörlich bald mit der Willigkeit, bald mit dem Ge-

Ge-

Gesetz Vertrag zu schließen, verliert sich ihre Thät in diesen lästigen Kompromissen, welche von der Moral und von dem allgemeinen Vortheil gleich sehr geuißbilligt werden.

Delisante Erscheinung! es giebt heut zu Tage wenig aufgeklärte Menschen, denen nicht einleuchten sollte, wie tief die Gesetz unter der Zivilisation stehen, und die den Straf-Raber mit seinen verschiedenen Anhängseln nicht als die letzte und schmachvollste Spur barbarischer Zerkalter betrachten. Dennoch hält sich diese Gesetzgebung. Man erschrickt vor der unermesslichen Arbeit, die man sich unterstellen müßte, um Hand daran zu legen; man fürchtet, das gesellschaftliche Band zu erschaffen, indem man alles vorhandene in Frage stellt; und man begreift nicht, daß die Unendliche auf's Höchste gelangt ist: denn diese ist immer nur das Ergebniß des Widerspruchs zwischen den Ideen und den Thatfachen, des Kampfes theoretischer Einsichten mit einer abgeschmackten und zu Mechanismus gewordenen Praxis. In der That, es ist nichts weniger, als erfreulich, zu sehen, wie unsere aufgeklärtesten Gesetzgeber die gesellschaftliche Ordnung auf eine Strafsanktion stützen, die sie für nichtdrücklich und abgenutzt erklären. Ein noch niederschlagenderes Schauspiel entsteht, wenn die philosophische Oberkeit in ihren Scheissen mit Bitterkeit von Gesetzen redet, die sie ohne Bewissensthüße vollzieht, so oft sie, auf den Nichtersitz thronend, in dem Anklagerzimmer mit dem Sonntagseros das Gewissen des Menschen prüfengelassen hat. Der inkonsequente Welt-Repräsentant kombalirt zum Wenigsten Allgemeinheiten, und wir müssen annehmen, daß er nur gesellschaftliche Nothwendigkeiten berücksichtigt hat. Allein der Richter wölbt die Menschen, eben nach dem

andern, um sie schlechtem Gesetzen zu unterwerfen; er steigt herab in die Tiefe ihres Herzens, er folgt alle ihre Entschuldigungen, er zweifelt nicht, er wird sogar getäuscht, er meint seiner Versicherung nach. Doch selbst meidend läßt er das Eingeständniß für Den erröthen, den er überführt nennt und um den er Theilnahme vergessen hat. Dies ist, man muß es bekennen, eine von den schwachsten Seiten unseres gesellschaftlichen Zustandes. Man schämt sich glücklich, sie an mächtige Ursachen knüpfen zu können — gewissermaßen an verhängnißvolle — nur um nicht eine empfindliche Verfehltheit einzugestehen. Ach! die menschliche Schwachheit wird, fast ohne alles Bewußtseyn ihrer selbst, zu Heilem fortgerissen durch die Schwächen einer verhassten Geselligkeit. Dies ist so wahr, daß in bürgerlichen Angelegenheiten, dieselben Richter billige und gerechte Urtheile fällen, weil das minder verwerfliche Gesetz, ungeachtet seiner zahlreichen Anomalien, ungeachtet der verwerflichsten Progreßir, die es umgibt, und ungeachtet der Nothwendigkeit, eine Menge von Schmaroggen-Professoren und verhassten Monopolen von der Gerechtigkeitspflege leben zu lassen, gute Prinzipien aufstellt.

Doch welche Frage hat der Straf-Rodex in dem Sinne der neueren Philosophie gelöst? Auf welches nur einigermaßen große Prinzip hat er sich gestützt? Hat er irgend eine Strafe erfunden, welche besser? Hat er irgend eine Strafe aufgegeben, welche herabwürdigend? Der Tod, die Galeren, die Einsperrungen mitten unter ansteckendem Gefolge, die Verurtheilung unter der Benennung von Tasse oder Selbststrafe: dies sind, trotz aller, seit drei Jahrhunderten unachwankender Einsicht, trotz aller Philanthropie, die Maßre-

geln, welche er zur Sicherung der öffentlichen Wohlfahrt anwendet. Man glaubt genug gesagt zu haben, wenn man an kleine Verbesserungen erinnert, die uns eine blutige Revolution gekostet haben. Nun, wir werden sie nicht in Vergessenheit fallen lassen. Ausgemacht ist, daß vor dem Jahre 1789 die Gesetzgebung noch haßenswürdiger war. Entstanden in einem Zeitalter der Barbarei, hatte sie alle Kennzeichen ihres Ursprungs behalten: die vorläufige Justiz, die Verurtheilung auf das und das Mithrasfeld, oder die und die Art von Verurtheilung, langsame Formalitäten, welche den Angeklagten keine Garantie gewährten, und zuletzt schreckliche, schlecht vertheilte Strafen, ohne andern Beweggrund, als Uebertretung, ohne alle Uebereinstimmung mit der Natur des Vergehens; nichts Nationelles, nichts Menschliches, nichts, das einer Weisheit werth war! Reichem eine unnütze Ueberrückung und schwache Entschädigung für das menschliche Geschick aus? War es nicht vielmehr gänzlich abzutragen, um ein neues aufzuführen, das gegründet war auf die Idee des Fortschritts, auf die Würde der menschlichen Natur, auf die Pflicht, das menschliche Geschlecht lieber zu vervollkommen, als es herabzuwürdigen und zu foltern? Außerdem, was in der That schlecht war, ließ die Anarchie mit dem Despotismus in Verbindung bringen. Welche Verbesserung!

Die alte Gesetzgebung selbst hatte überdies ihre Quelle in allgemeinen Prinzipien. Wie brutal sie auch in ihrem Ursprunge sey, und auf welche noch brutalere Prozedur sie sich auch stützen mochte: so hatte sie in ihrer Anwendung doch etwas Ehrwürdiges; denn ein religiöses Gefühl von Gerechtigkeit prägte sich dem blutigen Thronen ein: die

Handlungen waren abſcheulich, aber ſie ruheten wenigſtens auf einem, wenn gleich irrthümlichen, Begriff ſtranger Rechte. Hingeſtellt zwiſchen den bewaffneten Arm des Ehedmanns und den vertheidigungsloſen Plebejer, glaubte die Lönigkeit der Parlamente an ihre eigene Würde; ſie war bereit, der materiellen Stärke Widerſtand zu leiſten, und ſchöpfte eine theile Unmorali aus ihrer Hingebung für das Geſetz, das ſie als geheiligt betrachtete. Alle Macht und Gewalt als einen Ausfluß der Gottheit betrachtend, glaubte der Richter Vollzieher höherer Befehle und Vollſtrecker göttlicher Rache zu ſeyn. Seinem allgütigen Glauben verdankte er den ſeltenen Charakter, der ſich in allen ſeinen Handlungen ſpiegelt, und dieſen eine höhere Billigkeit einſchleut. That er Böſes, ſo geſchah es im Irrthum des Verſtandes, nicht aus Bosheit des Herzens. Es waſten kein Zweifel ob, weder über das Strafrecht, noch über die Nothwendigkeit der Hinrichtungen; hinein lag die volle Ausbildung der von Gott aufgegangenen Euerdennacht. Was noch ſtärkeren Grunde war die Verſtrafung politischer Vergehungen die einfachſte Sache von der Welt: ein Majestäts-Verbrechen kam faſt dem Verbrechen verlegter Gottheit gleich. Die abergläubliche Verſehrung, welche ſich an königliche Perſonen knüpfte — eine Art von Verſehrung, welche gegenwärtig erloſchen iſt — machte unpoſſiblen die Huldigungen, welche man ihnen perſonate, milder verwerflich, und die Rache, die man an ihren Feinden ausübt, milder abſcheulich. Doch, was in der Anwendung die alte Gerechtigkeit an die Pflichten der Menſchlichkeit knüpfte, dies war die Religion, ſo rührend und ſo erin, ſo lange ſie die Freiheit predigte, anſtatt unter das Joch der Gewalt zu treten.

Die Schuldige war und blieb ein Christ. Vom Gesetz dem Rechtsichem überliefert, wurde er durch den Priester von seinem Verbrechen rein gewaschen; sein Tod schenkte milder hart nach dieser hohen Vergebung, die eine Art von Loskauf vom Verbrechen durch die Kreuz war. Es war nur ein, im Angesicht des herüberziehenden Sonnen, der Gesellschaft dargebrachtes Opfer eines Christen: eine Art von traueriger Anerkennung der großen Wahrheit, daß der Mensch dem Menschen ersehen soll, anstatt ihn herabzuwürdigen. Heute zu Tage aufgeklärter, haben wir höhere Pflichten zu erfüllen. Wir haben mehr zu thun für unseren schuldigen Bruder und für die Würde unserer Gattung. Die Expiation darf nicht länger dem Schöpfer überlassen bleiben; wir, wir müssen sie verwirklichen schon in dieser Welt. Dieser Pein, dieses Kreuzes, diese Kommunion, diese göttliche Vergebung, welche noch immer einen Theil des Schauspiels bei Sündigungen ausmachen — sie haben ihre Bedeutung und ihre Macht verlieren. Jammern wir nicht weiter darüber; die Menschheit ist seitdem vorgeschritten; unsere Pflicht erfordert, daß wir es besser machen. Verleihen wir uns also, diese Barmherzigkeit, diese Expiationen, diesen Loskauf von der Sünde, welche der Himmel nicht länger gewährt, auf der Erde heimlich zu machen. Was die christliche Liebe nicht mehr geben kann, das wird das Gefühl bürgerlicher Glückseligkeit im reichlichsten Maße ersetzen. Anstatt dem Unglücklichen und Schuldigen im Angesicht der Ewigkeit den Handrücken zu geben, mag er ihn von uns fordern; als Menschen sind wir ihm denselben schuldig, und nur als Menschen wollen wir es uns zur Pflicht machen, ihn zu heilen. Nicht es aber angebliche Philosophen, welche die

christliche Liebe als einen Zwang verlassen, um sich ihrer Selbstsacht bequemer zu machen — dann wehe ihnen! Sie sind abgefallen von der Sache der Gerechten; sie bleiben sogar zurück hinter dem Wank des Mittelalters und hinter dem Selbstigenen, welcher die Kettenlast seines Verdammtes trägt.

Doch die Ueberlieferungen des Glaubens-Zustandes haben sich aufrecht erhalten, ohne ihren Werth zu betrocknen. Eorgling hat man schlechte Texte beibehalten, ohne das Geheimniß des allgütigen Geistes zu besitzen, das die Grundlage derselben bildete. Seit dem Jahr 1789 hatte die Zweifelsucht den alten Glauben alle Energie geraubt. Gleichwohl hatte man keine Vorstellung von einer besseren Ordnung, und die überlieferten Gerechtigkeiten, von Obrigkeit auf Obrigkeit übertragen, ersetzten den Glauben, und verhinderten den Zweifel, sich einzuschleichen in die Gerechten. Auch hatten, selbst damals, die Mitglieder der Parliamente nichts Persölich-Hassenswerthes an sich, als sie muthwillig kämpften für ihr veraltetes Recht. Ihre Vertheidigung war bedauerlich, obgleich wunderbar, getrieben ein nicht geringes Interesse. Ihre Apologie des veralteten Verfahrens, die von Segur gegen Dupuy herrührt, ist in dieser Art ein Denkmal, das studirt zu werden verdient. Ueber dies alles ist eine Umwälzung hingegangen, welche die Gestalt der Welt bereits verändert hat, diese aber noch weit mehr verändern wird. Das Gesetz kann für die Zukunft nur auf Vernunft gegründet werden; es muß zuerst in dem öffentlichen Gewissen gegründet seyn. So setzen alle Verständigen es auf, obgleich die bis auf diesen Tag gemachten Versuche an Ergebnissen eben nicht fruchtbar gewesen sind.

Selbst die Geister, welche mit Hartnäckigkeit nichts zu schaffen haben wollen, haben, wider ihren Willen, Verstand lernen, und was sie auch sagen mögen, immer werden sie, gleich und, darauf dringen, daß das Gesetz nicht auf entlogische Verurtheile gegründet werde. Das Gesetz muß also jede vorgeschriebene Verurtheilung befriedigen, wenn es nicht Verachtung gegen sich und seine Anwohner einflößen soll.

Unglücklicherweise ist man dabei stehen geblieben, das Gesetz für den Ausdruck der öffentlichen Verurtheilung zu erklären. Man hat es nicht getraut, noch einen Schritt vorwärts zu thun: man hat sich nicht beruht, die traditionellen Irrthümer zu verworfen, jene schädlichen Verurtheile, welche die Verderbtheit der Schuldigen verneinen, abzuschaffen und sinnliche Strafmittel einer sorgfältigen und gewissenhaften Revision zu unterwerfen. Aufgestellt ist das Princip; und das ist viel: früh oder spät wird es seine Früchte tragen. Doch, weshalb bedarf es für die lichtvollsten Wahrheiten so vieler Generationen, damit sie sich in geistliche Thatsachen verwandeln? Seltsam! obgleich sich seit vierzig Jahren alles verändert hat, sind die Begnos Italiens geblieben; und die Ketten der Galeeren-Sklaven haben nicht aufgehört priedlich von Sicilien abzugehen, unter der Republik wie unter dem Kaiserreich, unter den restaurirten Bourbonn wie unter der baskinischen Monarchie. Man hat nicht einmal wahrgenommen, daß diese eben so entehrende als grausame Strafe dem vorhandenen Zivilisations-Grade nicht angemessen sei. Unter so vielen Publizisten, welche auf Verbesserung des Schicksals befreier Galeeren-Sklaven eingetragen haben, hat kein einziger

mit lauter Stimme die Schließung der Galerien gefordert. Und doch waren diese verabscheuenswürdigen Strafen, diese den Tod überwindenden Strafen, welche die Menschlichkeit unweiderwillig brandmarken, etwas Hundes, und hätten mit der Hundelacht verschmolzen sollen; sie waren eine letzte Spur der Sklaverei, des Rechts des Menschen über den Menschen, eine Art von Verurtheilung des Lebens der Besiegten in erzwungener Arbeit für Rechnung des Siegers. Wie viele Strafen aber haben denselben Ursprung! Die Geldstrafen, welche eine ganze Familie für den Fehltritt eines Einzigen bestrafen, rühren sie nicht her von dem vorzeitlichen Rechte der Fürsten über die Besitzthümer seiner Untertanen? Gleichwohl vervielfältigt man in unserm Lager diese Strafen mit einer Verschwendung, welche um so gefährlicher wird, je vollständiger die Verurtheile, auf welche sie gegolten waren, zerfallen sind. Sollen wir auch der Strafen gedenken, die man zu mäßigen versucht hat: der Einförmigkeit, der Absperzung, der Verhaftung? Strafen, verschieden der Theorie nach, doch so vermengt in der Vollziehung, daß der, zu Besserungsstrafen Verurtheilte der Behandlung eines Verbrechers ausgesetzt ist, den das Gesetz für insan erklärt? In Wahrheit, was sind sie mehr als Schulen der Verurtheiltheit, jene Central-Häuser, welche ohne alle Menschlichkeitsrücksicht geleitet werden, und wo schreibbare Ruhe die einzige Tugend ist, die man von dem Gefangenen fordert? Gewiß, alle diese Strafen bedürfen der Reformen, baldiger Reformen! Während man schwelgt, wächst die Verderbtheit, leidet die Menschlichkeit; die Strafsystematik, ausschweifend dem Prinzip nach, wildert sich in der Anwendung; sie empört, statt Schrecken einzusößen.

Auch hier muß man in frisches Fleisch schneiden. Auf dem Punkte, zu welchem wir gelangt sind, würde stichisches Bessersein nichts verbessern. Den Beweis haben wir in einem andern Geset. Die vorgedachte Milderung der Strafen für politische Vergehen hat nichts weiter bewirkt, als daß Empörer, welche früher nur würden zum Tode verurtheilt worden seyn, zu den Galeeren verurtheilt worden sind. Die Schöpfung einer neuen Einberleerungs-Strafe unter der Benennung der Pest, hat gleichmäßig die Unwirkbarkeit der Reformen im Einzelnen bewiesen. Unter einem verschiedenen Titel ist der Aufenthalt in den Zentral-Häusern wiederum Einberleerung, unter zwei andern Benennungen bewirkt im Rodey von 1810 verhängt worden. Glaube man denn, daß dieser Luxus in Verfügungen ohne mögliche Ausführung die eingeführte Ordnung achtungswerth mache? oder sieht man nicht vielmehr, daß er die Anarchie der Gesellschaft und die Ohnmacht des Gesetzgebens an den Tag bringt?

Es gibt aber, außer der Natur der Strafen, noch viel andere böse Elemente im Kriminal-Recht. Zuoberst zweckt es ausschließend darauf ab, das Vorhandene aufrecht zu erhalten, ohne dem Verthäter eine Bahn zu eröffnen; über die Massen hinaus vertheidigt es das Eigenthum und bietet der Arbeit gar keine Entschädigung dar; mit voller Macht beschützt es den Starcken und giebt dem Schwachen keine Vertheidigungsmittel; es bestraft den betheiligten Mißthäter, und giebt volle Sicherheit dem vorübergehenden Mißthäter. Zweitens gestattet seine ungenau, oft als zu eng gefaßten und immer schlecht formulirten Definitionen von Verbrechen und Vergehungen durchaus keine

Nachfrage über die Moralität der Handlungen, so daß der Urheber nach dem Grade seiner Schuldbarkeit behandelt werden könnte. Der Richter, dessen Hände durch die Vorschriften des Kodex gebunden sind, ist nicht selten geneigt, der Gesellschaft einen verheulenen Löswicht zurückzugeben, während Ketten und Pranger verschwendet werden an Heilkräfte, welche nicht herabwürdigen. Um auf gut Glück ein Beispiel zu wählen: entgehen nicht alle Handels-Spitzbäberlein der Uebung der Gefüge, und bestrafen nicht eben diese Gefüge aufs Härteste die Schwäche und das Elend? Der wahre Bankrottirer, der, ohne eigenes Vermögen einzulegen, mit dem Gelde Anderer Spekulationen macht, und folglich einen Kredit, den er der List verdankt, mißbraucht, ist gesichert vor allen Nachforschungen, während der zu Grunde gerichtete Handelsmann der vollen Strenge der Gefüge überliefert wird, wenn er die Schwachheit gehabt hat, das Mindeste von dem Unterpfande seiner Gläubiger zu entnehmen. Auf gleiche Weise verhält es sich in der Anwendung mit allen übrigen Definitionen; sie regeln nur materielle Umstände, oft ohne alle Beziehung auf Kriminalität, d. h. auf den Grad natürlicher Verderbtheit oder erworbenener Schlechtigkeit, den die Thatfache voraussetzt. Mancher kleine Gauner, über welchen korrekional geurtheilt wird, besitzt alle Hüfen, und übergiebt sich aller Schande vollen Straßendabern. Das Gesetz gewährt nicht die Mittel, sich darüber Bewußtsein zu verschaffen; die Obergrenze wird dies übergehen; denn sie muß ja ihrer Strenge für den Unglücklichen aufpassen, welcher das, seiner hungerleidenden Familie menscheliche Noth unter einem der verhängnißvollen Umstände entgegen hat.

Was die politischen Vergehungen betrifft, so sind die Bestimmungen des Criminal-Rechts nicht bloß unzureichend, sondern auch veraltet. Ein ganz besonderer Kodex ist gegen die Presse gerichtet, als ob die Presse Verbrechen außerhalb des gemeinen Rechts begehen könnte. Und diese mißbräuchlichen Verfügungen sind in der Praxis so ausgedehnt, daß jede noch so gleichgültige Thatsache ein Requisitionarium begründen kann, und daß der Zufall einer schändlich gekrümmten Jury hinreicht, um die Freiheit, die Ehre und das Leben des harmlosen Bürgers in Gefahr zu bringen. Haben wir in diesen letzten Jahren nicht gesehen, daß mehr als zweihundert Individuen, unter der schrecklichen Anklage von Verrath und Raub mit bewaffneter Hand, vor die Assisen geschleppt sind wegen einer Insurrection, welche die Gewalt zwei Stundenlang beunruhigt hatte? Haben wir nicht, fünf Monate lang, den Gerichtssaal in jedem Verhör das verabscheuenswürdigste *Vac vobis* gegen entwoaffnete und längst eingekerkerte Studenten, Handwerkbursche und Proletarier brüllen gehört? Für unangesehene Magistratspersonen war dies wirklich das beste Mittel zum Entkommen; denn es war für die, welche in der Gewalt am höchsten standen, die angesehenste Schwelcherei. „Der Leichnam des todtten Feindes riecht ja immer gut.“

Und diese ungerechten und noch ungerechter in Ausübung gebrachten Gesetze haben in unsere richterlichen Gewohnheiten tiefe Wurzeln geschlagen. Es ist ja eine ausgemachte Sache, daß die Gewalt nie Unrecht haben darf, und daß die richterliche Obrigkeit in ihren Verhandlungen regelmäßig mit ihr Bezauberung sein kann. Auch ver-

sagt man, kraft dieses seltsamen Vertrages, den Privat-Personen Verzeihung, um einem hohen Beamten, dem damit gebietet ist, gefällig zu werden; und so geschieht es, daß, noch heutigen Tages, alle Tribunale den 75. Artikel einer abgeschafften Konstitution für gültig erklaren: einen Artikel, welcher alle öffentliche Beamten unterwerflich macht unter dem Vorsitzenden eines Staatsraths ohne geschliche Unterscheidung, eingesetzt in unsere neuen Institutionen durch die Treue und Erblichkeit unseres Richter-Korps. Willen wir nicht, daß das Uebel tiefer liegt. Haben denn nicht die Kammer im Jahre 1831 der Gewalt das Recht ertheilt, ohne Verzeß zu wider, daß noch Verurteilung einiger Journalisten, als da sind, Aufforderung, Ermordung und so weiter? Und kein einziger, Depuirteter hat diese schreckliche Verurteilung bestritten! so sehr fürchtete man sich, für einen Verursacher von Unruhen gehalten zu werden. Man hat nicht begriffen, daß dieses unendliche Recht, indem es in das gemeine Recht eintritt, den Despotismus begründet; man hat nicht begriffen, daß, wenn es notwendig würde, die Gewalt davon nicht Gebrauch machen könnte, ohne daß es schriftlich abgefaßt und von dem Lande gebilligt wäre. Doch, ihr zum Voraus eine Indemnität-Gesetz ohne Grenzen genehmigen, heißt wollen, daß sie über kurz oder lang den Einfall bekommen, an den Strafen-Essen, mit oder ohne geschliche Aufforderung, die kleinste Konventionen gegen ihre polizeiliche Verordnungen mit dem Tode zu bestrafen. Diese fürchterlichen Thathandlungen waren in dem Gesetz enthalten. Die Gerichtshöfe und die Kammer haben sich wohl in Uebung ge-

nennen, sie anerkennen; allein die Stadt-Verordneten haben sich damit besaßt, Folgerungen daraus zu ziehen.

Dies sind einige von den Mängelheiten dieser gesetzlichen Ordnung, deren Beobachtung man sich das Ansehen gibt wie die einzige gesellschaftliche Pflicht zu betrachten. Die große Mehrheit der Richter behält alle schlechte Verfügungen derselben bei, und läßt nur das fallen, was ursprünglich einen Ausbruch von Wuth hatte. Man bekennt sich das Gesetz als einer Truh- und Schutz-Waffe; alles, was den Gewaltsthätern nicht verboten ist, scheint ihnen erlaubt. Sie beschwören es, sie verletzen es, sie stellen es an den Pranger; aus allen seinen Verfügungen geht immer nur das Willkürliche hervor; was schadet's, wenn nur die Form geistig beobachtet wird? Ist denn das Gesetz nicht für die Herrn Richter da? Beschreiben sie es nicht als ihr Eigenthum, das sie nach Belieben gebrauchen und mißbrauchen können? Wir haben es bereits gesagt, und wir wiederholen hiermit: „Die Thatfachen beweisen, daß die gesetzliche Ordnung nichts weiter ist, als ein leerer Name, wenn sie nicht auf Gewissenspflichten gegründet ist.“ Alles, was die menschliche Seele Barock und Grotesk in sich trägt, kann in einem belebenden und fruchtbaren Prinzip enthalten seyn; allein niemals wird man es in Artikel und Paragraphen darlegen können.

Und hier birmt sich die große Frage von der gesetzlichen Ordnung und von dem Gehorsam dar, welcher dem gesetzgebenden Rechte gebührt: eine Frage, die kaum noch anders als mit heugelerischer Zuchtlosigkeit erörtert worden ist, vor welcher wir aber nicht zurückweichen, in der Ueber-

zeugung, daß unsere Principien die beruhigendsten und gesellschaftlichsten, wie auch die fortschrittlichsten, sind.

Der Ausdruck „gesetzliche Ordnung“ bedeutet, um es gerade heraus zu sagen, unbedingt gar nichts als Wunschspruch einer Partei, welche daraus den Verweis von der Verantwortlichkeit ihrer Regierungsweise herleiten möchte. Wir haben es ehemals zur Zahne gemacht, indem wir es dem Willkürlichen und dem Belibigen entgegen stellten; doch niemals wird man verständige Leute zu dem Glauben bewegen, daß das Daseyn geschriebener Gesetze für das Glück des Landes ausreicht. Diese Gesetze müssen auch noch gute Gesetze seyn; und hinsichtlich der Obrigkeit ist erforderlich, daß sie in allen Punkten mit dem individuellen Bewußtsein jedes Bürgers in Harmonie stehen. Unsere Verbindlichkeiten in den Rechten einschließen, und in seinen Grenzen erforschen, wo unsere Rechte und unsere Pflichten sind, heißt uns herabwürdigen; in unserer gesetzlichen Organisation die sicheren und erhabenen Vorschriften nicht anerkennen, heißt die Wahrheit verleugnen, heißt der menschlichen Natur Gewalt anthun, heißt sogar, dem positiven Recht jede sanction, jede verpflichtende Eigenschaft rauben, und sich der Gesetze ansetzen, es unablässig unter die Füße getreten zu sehen.

In der That, der Begriff von Pflicht ist der erste, den unsere Organisation uns offenbart; denn von ihm stammen alle übrigen her. Aus der Pflicht entspringen unsere Rechte, unsere thätigen Thätigkeiten, unsere Freuden; wir sind Menschen nur durch das Bewußtseyn, das uns die Pflicht auflagt. — Auch besteht der Irrthum aller fanatischen Bewunderer geschlicher Ordnung hauptsächlich darin,

daß sie die Vortrefflichkeit der menschlichen Natur nicht anerkennen. Sie verstehen nicht, im Innern ihrer Seele zu lesen; verstehen sie es, so würden sie gerathet werden, daß der Mensch von Natur gut ist, daß die Tugend die Regel, das Laster die Abweichung bildet. Doch sie glauben, das Recht erfunden zu haben, und sie leugnen es, wenn sie es anderswo antreffen, als in ihren unvollkommenen Werken, aber auch in Widerspruch mit denselben. Gleichwohl muß das Pflichtgefühl, so wie es in unserem Bewußtseyn niedergelegt ist, die Triebfeder aller unserer Handlungen seyn; seinen Vorschriften müssen wir uns vor allen Dingen anbequemen. Dessen schäme ich für das gesellschaftliche Gesetz, wenn es ihm entgegen ist! Der edlere Christ geräth nie in Verlegenheit, wenn sich die Frage darbietet, ob er sich lieber dem Gesetzbuch unterwerfen, oder dem Naturgesetz gehorchen soll. Die gesellschaftliche Vollkommenheit würde in ihrer vollendeten Uebereinstimmung angetroffen seyn. Sie herbeizuführen, ist die Angelegenheit der Philosophen.

Wenden wir hieraus folgern, daß es von unserer Laune abhängt, das Gesetz des Landes zu verletzen? Nein, durchaus nicht. Im Gegentheil, unsere Principien können allein die Verletzung des geschehenen Gesetzes verhindern; denn, da der Laster nur durch die Straf-Sanktion den Gehorsam erzwingt, so braucht man nur stark zu seyn, um sich seinen Vorschriften mit voller Sicherheit zu entziehen. Wir, die wir die Pflicht über die menschlichen Gesetze erheben, verstehen uns darauf, wie man sich der gesetzlichen Autokratie unterzieht, wenn sie unser Gewissen nicht verletzt. Ihr Thatsachen, ihr seid es, durch welche Ideen gesellschaftlicher Anordnung fortgepflanzt werden; denn ihr ver-

Setzt auch nicht darauf, die Waage zu halten zwischen zwei Thatsachen, die sich bestreiten. Was uns anlangt, so erkennen wir nur Ein Recht; und dieses scheint eben. Ohne also einem Gesetze eine mystische Wirkung zugewenden, wissen wir, daß man sich zum Verbrecher mache, wenn man, um des Privat-Vortheils willen, die öffentliche Ordnung stört. Wir glauben nicht, gleich dem Christen, daß die Verurtheilung unter alle Verurtheilten in die Zahl unserer Verblendlichkeiten gehört; doch eben so wenig legen wir uns das Recht bei, über das gesellschaftliche Gesetz aus dem Gesichtspunkt unserer Persönlichkeit zu richten. Wir widerstehen ihm nicht widerstehen, außer in dem Falle, wo das Interesse der Menschlichkeit es gebietet; wir widerstehen ihm nur widerstehen, wenn Gefahren, nicht wenn Belohnungen mit dem Widerstande verbunden wären. Ist demnach die Rede von einem Angriff auf das positive Gesetz, so behandeln wir den Menschen nach dem Beweggrund, von welchem er geleitet worden, nicht bloß nach der vollbrachten That. Ehe wir über die Moralität einer Handlung urtheilen, erschließen wir, ob sie aus einem reinen Entzweien oder aus einem verwerflichen Egoismus entspringen ist. Wir sehen in Hampdens Steuerverfugung einen Zug des Heroismus, weil er sein Haupt für die Freiheit aufsetzt; und wir sehen in der Steuerverfugung des Kapitalisten, welcher sein Einkommen verbiegt, um den Staat zu betrogen, die Hinnahme eines schändlichen Vorgehens. In derselben Thatsache, wenn sie mit verschiedenen Absichten geschehen wiederholt ist, können wir eine schändliche und eine des Pantheismus würdige Handlung wahrnehmen.

Im Uebrigen ist das Verbrechen des Vorgehens sehr einfach

soch zwischen den Befehlrechten des natürlichen Rechts und den Befehlen der Verordneter. Hat er sein Vertrauen zu einem Führer gewählt, so wird er, je nach seiner Pflicht, gehorchen, oder Widerstand leisten: das Schlimmste, das er dabei wagen kann, ist ein Irrthum und eine Gefahr. Doch verhält es sich wohl eben so mit der Obrigkeit? Sie, welche das geschriebene Gesetz anwendet, und dabei dem Irrthum unterworfen ist, wie alle übrigen Menschen — wie kann sie, da das Gesetz nicht von ihr herrührt, ihr Verstand und ihre Verrichtungen in steter Harmonie erhalten? Ist sie nicht dem Gesetzbuch unterthan, oder hat das Gesetzbuch für sie feste Gewissheits-Principien? Wenn einige seiner Verfügungen kühnlich sind in dem Urtheil der Obrigkeit, wie sollen sie ihr alsdann einen ausreichenden Glauben zur Pflicht machen, und wie will sie dieselben vollziehen, ohne daran zu glauben? Auch scheinen die Regierten durchweg an dieser Schwierigkeit. Sie sind gewiss, eingeweiht, daß ihr Recht auf einer Fiktion beruht. Nach ihrem System ist keine Gesellschaft möglich, wenn man sich weigert, das Gesetz für vollkommen zu halten bis zu dem Augenblicke, wo es unbillig ist. Doch für eine gesellschaftliche Deutung ist eine Fiktion, welche den Willen für Fiktion erkannt wird, und welche Alle bei Strafe einer allgemeinen Umfурung achten sollen, eine höchst gefährliche Grundlage. Für den einfachen Bürger ist sie eine Kleinigkeit; ohne Gesetz kann er die Fiktion lassen; für ihn heißt „dem Gesetze gehorchen“ so viel, als sich desselben enthalten. Diese Art von Neutralität ist jedoch dem Richter nicht gestattet; denn, im Namen des nicht vom Ge-

weisen sanctionirten Gesetze durch Andern schlagen, helfe — werden.

Doch ach! man muß, wie niederschlagend es auch seyn möge, anerkennen, daß diejenigen, die den Richtersitz befragen, nur wenig an so ernsthafte Fragen denken; die zur Gewohnheit gewordene Beschäftigung giebt den Ausschlag, und die junge Obrigkeit tritt in die Fußtapfen der ältern. Das Nichtsamt empfinden, macht man Studiren bei Unterrichtern, gerade wie ein Ingenieur, ein Offizier, ein Arzt. Die Richterlehre aber üben nicht mehr ein Priesterthum, sondern ein Gewerbe — ein Gewerbe, das seine Art von Rechtlichkeit hat, gleich dem eines Kaufmanns, welcher nicht mit falschem Waßen und Gewichtem handelt. Der unbesiegbliche Richter giebt der Gewalt Prozesse für ihr Geld. Er schreibt die Verdächtigen nach dem Maßstab des Strafgesetzbuchs zu, und folgt dabei seinem Gewissen — nicht als Mensch, sondern als Richter. Mehr betrachten sich ganz ernsthaft als eine Art von geistlichgeistlicher Wäßen, welche die Bestimmung hat, der Gewalt, welcher Art diese auch seyn möge, Achtung zu verschaffen. Ein Rath des königlichen Berichthshofes sagte zu einem seiner Freunde: „Worüber beklagt man sich denn, wenn man gegen die Obrigkeit klagt? Erfüllen wir denn nicht unsere Pflicht, indem wir die eingeführte Gewalt unterstützen? Hätten wir morgen die Republik, so würden wir ihr gleichmäßig unsern Beistand gewähren. Bedarf es denn nicht der Stärke für das Gesetz?“ Unglückselige Republik, die solcher Colleen bedürfte! Und welch ein ständliches Schauspiel gewahren und diese abgeleiteten Presenzen aller Regierungsarten, welche durch politische Prozesse emporsteigen, wie

Selbstes nach einem Sturm! Ein General-Anwalt, weil
 Verurtheilte verurtheilt werden ist! Ein Präsident der Kam-
 mer, nach einer gegen Verletzt erhobenen Anklage! Mit einem
 Worte, Nichtthätige, die sich auf die Thung mit empfe-
 render Begehrlichkeit werfen, und es für ein gutes Bild
 halten, wenn sie in einem auffallenden Stande eine Rolle
 spielen haben! Dies ist die glückseligste Obrigkeit,
 die nicht, wie die Ehre unserer berühmten Richterge-
 lehrten, gebornen Rath-Advokat ist. Gibt es etwas
 Bemerkenswerthes, als diese Anklage-Kammern, welche, in
 den Julius-Prozessen, die Mord analysiren, welche che-
 mals angewendet wurden, um Töleren zu morden und
 Verletzt zu einem Richter zu machen, bloß damit es nicht
 an einem vorangegangenen Beispiele fehle? Und dieser
 Kassations-Hof, welcher Wadler de Wernian paradenzieht,
 weil er im Jahre 1822 liberaler ist, und Jouquet im Jahre
 1832 tadelt, weil er legitimist geblieben ist! Und dieser
 auf allen Punkten Frankreichs mitten unter Auspischen ge-
 leistete Eid! Und diese Verurtheilungen zu Strafen des
 Wiederbeibringungsfalles gegen einen Menschen, welcher be-
 schuldigt wird, Es lebe Karl der Zehnte! gerufen zu
 haben, weil ehemals dieselben Richter des Unverderblichen
 dafür eingekerkert hatten, daß ein Es lebe Napoleon! aus
 seinem Munde vernommen war! Das alles ist inoffiziell
 öffentlich und eingestanden. Wie würde sich nun die
 Sache gestalten, wenn man durchblättern wollte, was nicht
 im Mienre abgedacht wird? Eifrige Requisitionen von
 Präsidenten, denn das Gesetz den Beruf der Unparteilich-
 keit antwortet; Einreden der General-Anwält, welche
 Verfallsfrist herbeirufen u. s. w.? Haben wir nicht

einen Substituten erster Instanz kennen gelernt, welcher die Schuldbarkeit eines Verdächtigten, gegen welchen er einen Beschluß in Gang gebracht hatte, erörterte, und zuletzt geneigt wurde, seine Unschuld anzuerkennen? Haben wir nicht vernommen, daß ein junger Richter sich gegen den Vorwurf der Trägheit dadurch zu rechtfertigen suchte, daß er sich etwas darauf zu Gute that, zwei Menschen auf die Galere besetzen zu haben? Und was ist gewöhnlicher in der Welt, als daß Richter sich zum Vesseln haben mit ihrer Profession und mit dem Besig? Man sieht hinaus, zu welchem traurigen Pandner die erhabenen Funktionen herabgewürdigt sind. Sie solche hat man sie angenommen; aber man treibt damit Scherz. Ach! wie weit bleibt dabei die Gesellschaft hinter dem zurück, was sie von den Vertheilern der Gerechtigkeit zu erwarten berechtigt ist! Wie lächerlich wird der Glaub, den man noch auf den Staatsrath in den Gerichtsfällen zu werfen versucht! Man achte auf die Verweise jedes Jahres! Wie fordern irgend eine hohe Tugend, und alle geben das Beispiel der niedrigsten Laster. Ihr Tug ist Unabhängigkeit, Festigkeit, Unparteilichkeit, Bescheidenheit, und verjert sind sie mit Schmeicheleien, Schleichthümern, Beladigungen für die Schwachen, unversöhnlichen Trog und gemeiner Niederträchtigkeit.

Aber, wie könnte man etwas Besseres erwarten, wenn man sich zu dem Geständniß genöthigt sieht, daß das Regimen der Richter keinen Staatsglauben hat? Kann man in der Moral zur Hälfte Urtheil setzen, und als politischer Freigeist sich in einen wackeren Vertheidiger der gesellschaftlichen Ordnung verwandeln? Ein Verderbniß erzeugt alle Samungen von Verderbniß. Die Barbarei hatte wenigstens

das Gute, daß sie den Menschen mit seinen Meinungen im Einklang brachte: der Besiegte fiel unter dem Schwert, wenn seine Parthei den Kürzen zog. Dies war abscheulich; doch es umschloß eine Tugend: man blieb treu der Sache, der man sich geweiht hatte; Abfall war Schande, und diese ärger, als Tod. Dem ja Tage geht ein Richter, ein Willkür, ein Verwalter von einer Gewalt zur andern über, wie ein Soldat Handgeräth, das, vermöge seiner Bestimmung, an einen Grundbesitz geknüpft ist. Man preßt damit, daß man dem Kaiser, der Legitimität und Ludwig Philipp gut und treu gedient hat. In allen möglichen Professionen ist diese Hinnahme ein Uebel; zu einem Verbrechen aber wird sie für den Richter, dessen höchster Auftrag darin besteht, die Rechte der Gewalt gegen die der Willkür abzumäßen — der folglich an die Legitimität der Regierung glauben muß, welcher er die Stütze und die Stütze der Befehle zuwenden. Dann hat sich der königliche Reichshof zu Br., indem er den Ordensmengen Karls des Dritten seinen Verfall gab, am meisten herabgemüthigt? — als er die Schwachheit hatte, Angelow, dessen Besitzungen er theilte, anzulagen? oder als er auf eine geschickte Weise das Gesetz verstoßen wollte, um ihm Ungestraftheit zu schenken? Eine unauflöbliche Frage, so viel Herabwürdigung liegt in beiden Handlungen.

Ein verfehliger Bewunderer der Verachtungsgründe und des geschriebenen Rechts hat geglaubt, den Richtern ihren vollen Glanz zurückzugeben und sie vollständig mit der Revolution des Julius zu versöhnen, wenn er sie einen neuen Eid schwören ließe. Seiner Behauptung nach, hieß dies, diesem großen Körper ein durchaus neues Leben einzuhauchen,

und eine neue Einrichtung gründen, ohne daß nöthwendig
frühere Vorgänge für die öffentlichen Handlungen entgegen
kamen. „Wer wird,“ so sagt er, „den Branten einzelner
Absichten beschuldigen, wenn dieser seinen Eid noch nicht
gebrochen hat?“ Ach! stellen ihn denn nicht Thatfachen als
Einem dar, der, nach und nach, allen Eideideln durch den
Eid verpflichtet war? Und was ist denn ein Eid für Men-
schen, die, von Standes wegen, getoht sind, Fiktionen
zu Thatfachen zu machen, und Bewußtseins-Kapitulationen
aller Augenblicke als Pflichten zu betrachten? Im Uebri-
gen ist diese Frage dem Eide eine von denjenigen, über
welche es offener Erklärung bedarf. Was wird nicht so
viele Mißgriffe ausgeführt seyn, wenn jeder sich erklart
haben wird über die Abweichungen in den Ideen, die und
trennen. Auch ist es endlich Zeit, die Wahrheit den Ver-
mummungen heuchlerischer Schuldlichkeiten entgegenzustellen,
welche, Tag für Tag, die Rechte der Nothwehr usurpiren.
Es ist demnach notwendig, zu beweisen, daß der politi-
sche Eid, weit davon entfernt, eine geistlich-politische Gewalt
zu seyn, nur eine Ursache von Bewußtseinsverirrungen und
schamlosen Lügen ist.

In seinem Ursprunge war der Eid, wie jeder weiß,
eine Verbindlichkeit, welche der Mensch gegen die Gerechtigkeit
übernahm. Man hatte Heereln und Vorfahrungskarten,
um diese Verbindlichkeiten noch verpflichtender zu machen,
oder zu verhindern, daß der Glückliche Gott durch einen
Vertrag in schlechter Form betrüge. Denn Eide über den
abgeschiedenen Seelen der Vorfahren, über dem Eingei-
weiden der Schlachtopfer, und, später, über der Bibel oder
über dem gemeinen Brode, waren die heiligsten der Ver-

trüge. Im Falle der Verletzung wechelt man sich dem Zorne des Himmels. Auch war der Meineid das größte aller Verbrechen; denn es war ein Verbrechen, an der Gottheit selbst begangen. Die Kessaisien stritten darüber, ob, wenn man geschworen hätte, seinen Vater zu tödten, man sich von seinem Eide lösen konnte; und alle betrachteten den Vaternöck für minder abscheulich, als den Meineid, weil der Meineid ein Verbrechen verletzter Gottheit war. Was man leicht begreift, ist, daß damals der Eid eine mächtige Gewehr war: der Meineid wurde durch Schande und öffentliche Rache bestraft, ehe er durch die Rache des Himmels geahndet werden konnte. Doch der jetzt lebenden atheïstischen Generation einen Eid auflegen, ist ja einem schonhassen Schanden gewichen. Für den größten Theil der Menschen gegenwärtiger Zeit, ist die Perbe unmöglich; denn wie eine Gottheit zum Zeugen nehmen, deren Daseyn man leugnet? Dies ist ein weit schrecklicherer Nullität-Fall, als eine falsche Bibel, als eine nicht getheilte Hostie; denn ein solcher Eid beschränkt sich auf die Wiederholung einiger Worte, ohne Kraft, wie ohne Werth. Bei dem allen sieht man sehr, den Eid als eine Art von Panacee gegen Untrue und schlechten Eandern zu betrachten. Was man auch dagegen darwenden möge: die gegenwärtige Generation ist an eülen und tugendhaften Bestimmungen gewiß nicht ärmer, als je de frühere. Dem abergläubigen Wischen vor dem Meineid hat sie den Voreillen gegen die Füge und die Betrachtung vor den Betrache substituirt: Eindrücke, welche edlern, vernünftiger und starker sind, folglich auch höhern Werth haben. Träcker irgend ein auffallender Unstand diese Gefühle nach ihrer ganzen Größe an den Tag, so würden die Bet-

edher unsrer Zeit gemacht werden, ob sie dadurch, daß sie den Strafgesetzen der Unterwelt nicht länger geweiht sind, weniger der Verdammniß ausgesetzt sind, als die, welche ihnen im Reich verurtheilt. Es ist deshalb nicht weniger ausgemacht, daß heutigen Tages der Eid, nachdem er seine ursprüngliche Bedeutung eingebüßt hat, missichtlich; auch wird es einer von den Noththellen, die sich an Ubergangs-Epochen knüpfen, wo man die Bedeutung einer vergangenen Vergangenheit verliert, ohne den Sinn derselben zu fassen. So wird denn der Eid in drei verschiedenen Fällen gefordert: man legt ihn den Zeugen und den Beamten auf, und dann ist er unnütz und lächerlich; man macht ihn zu einem Hemmschub für die Ausübung politischer Thaten, und dann ist er mißbräuchlich und bedrückend.

Ganz zuverlässig ist, für den Zeugen, die Wahrheit eine Pflicht; doch nicht wegen des Eides, sondern wegen der Geschlossenheit und des Resultats des Zeugnisses. Man bestraft das falsche Zeugniß, und man thut wohl daran; doch, warum nicht erklären, daß die Strafe sich auf die Lüge vor Gericht und nicht auf die eiden Unrichtigkeiten von Eid und Meineid bezieht? Nur das kann, der That nach, die Absicht seyn, weil man den Eid von Absichten fordert. Warum man nicht lieber diese Absicht in den Gesetzen vermittelte? Will man dem Verzeihen, die Wahrheit zu sagen, eine besondere Heiligkeit geben? Das kann sehr möglich werden. Doch man verleihe dies durch menschliche Mittel, da die Gerechtigkeit sich von unsrer Gerechtigkeit zurückgezogen hat. Im Uebrigen ist dieser Eides-Modus der am mindesten gesittliche. Durch ein Strafgesetz beschützt, kann er nicht zu einem Spielwerk werden; er fordert nur die Wahrheit

über eine Thatfache und das, was ihn beschuldigt, sichert die Möglichkeit, den zu bestrafen, der ihn verletzt.

Der Eramen-Eid ist weit unvernünftlicher; denn er erhält keine Sanktion durch Strafe, und nicht in ihn ist die ständige Sanktion enthalten. Die Aehnlichkeit einer Funktion schließt immer das Versprechen in sich, daß man sie gut erfüllen wolle; und wenn man, es sei aus Mangel an Eifer, oder aus Unfähigkeit, hinter dem Versprechen zurückbleibe, so setzt man sich der Abstruzung aus; mißbraucht man aber das Versprechen zur Verübung eines Verbrechen, so ist der Fall in den Gesetzen vorhergesehen. Was bedeutet also der Eid, wenn er auf der einen Seite nichts Religiöses hat, und wenn er auf der andern keine positive Verpflichtungen konstatirt? Er ist bestimmt eine Art von Band hierarchischer Vasallenschaft zu werden; seine unbestimmten Ausdrücke zeigen eine ungeheuerste Unterwerfung unter den Staats-Oben voraus, die nicht mehr zu unsern Gewohnheiten paßt und die wir eben deswegen nicht mehr begreifen; durch ihn gehen wir keine neue Verbindlichkeiten ein; in nichts gewährleistet er die übernommenen Pflichten; er ist nichts weiter, als eine feudale und katholische Zurechtweisung, die nicht zu realisiren, nicht anzuwenden ist. Wir betrachten Den, der ihn bricht, nicht als einen Missethäter, wohl aber als einen Verräther an seinen Verpflichtungen; wir betrachten ihn, weil es in seiner Wahl stand, eine mit Gehalt verbundene Stelle anzunehmen, oder zu verschmähen, während er nicht die Wahl hatte, die einmal übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, oder nicht zu erfüllen.

Was den dritten Eid anlangt, welcher von den Für-

gern für die Ausübung eines Rechts gefordert wird, so haben wir kaum nöthig zu sagen, daß keine Verpflichtung ihn begleitet, daß also ein rechtschaffener Mann ihn, ohne zu erröthen, im Angesicht des Himmels bezeugen kann.

Gelassen! unsere arbeitsfähigen Velläter, unsere Staatsmänner de facto mozen es von der Heiligkeit des Eides zu reden, sie, die voranß widersprechende Eide geleistet haben. Sie rühmen sich sogar, allen diesen Eiden treu geblieben zu seyn: als Napoleonisten bis zum 8. Juli 1815, als Royalisten bis zur Abfahrt von Rambouillet, als Philippisten bis zum letzten Augenblick. Noch schämer! eben diese Männer beschuldigen des Jesuitismus den Bürger, der seinen Hauptst, seinen Betrieffend und freier und offener Rede, sein Recht trotz der drückenden Heermalzeit behauptet, welche man der Ausübung desselben entgegenstellt. Was sich nicht leugnen läßt, ist, daß wir den Befehlenden der Gewalt verachten, der es über den Haufen werfen möchte; doch, man lege uns einen Eid auf, um Bürger zu seyn, um unsere Meinung über die öffentlichen Angelegenheiten zu sagen; man stelle uns zwischen einen lächerlichen Eid und einen Heuchelmus, auf welchen uns zuerschrecken niemand das Recht hat, und wir werden mit gebundenen Füßen über diesen schwachen Schlagbaum springen. Als Wähler, National-Garde, Municipal-Rath, Abgeordneter werden wir den vorgelichenen Eid schwören, ohne zu fluchen, daß wir meinäbig werden können. Was ist der Weineid? Eine Lüge. Nun kann ihr uns zwar nöthigen eine werthlose Heermal zu plappern, doch nicht, zu lügen; und im Fall ihr uns einen Eid auflegen solltet, würden wir euch ganz unumwunden unsere ganzen Gedanken sagen, da-

mit euch die Lust vergehe, und des Meinids zu bejähren. Desso schlimmer für denjenigen, der darauf beharrt und für schuldig zu halten; denn — man kann es sagen, wenn man in seinem Gewissen diese trübsliche Gewißheit findet — desto schlimmer für denjenigen, der sich über eine Frage der Rechtschaffenheit von uns fernem möchte!

Jedes sündliche Band, wie künstlich es auch seyn möge, kann jedoch nicht locker werden, ohne eine Erschlaffung rechtschaffener und wahrer Gefühle nach sich zu ziehen. Die Beobachtung eines herabgewürdigten Eides nach dem Sturz des Kirchenstums, das ihn zur Grundlage dient, kann leicht die Sinne verschleiern. So wie wir, offenen Angeichts, der eiden Formalität des politischen Eides Trost bieten, eben so nehmen lockere Gewissen den Beamten-Eid an, um ihr Spiel mit denselben zu treiben. Der königliche Gerichtshof zu Siz leidet Ludwig Philipp den Eid, die legitimistischen Richter der Hauptstadt verdammen die Patrioten im Namen ihrer Eide. Der heiligste aller Vornamen ist zu einer durchsichtigen Larve geworden, hinter welcher sich kaum die schmutzigsten politischen Schelmereien verbergen. Als eine Unschätz-Maschine, welche der Finger der Gewalt gehen macht, ohne freiem Willen, ohne förmliche Noth, spricht die alte Obrigkeit noch von ihren Eiden, und sitzt sich unter ihrer Zoga prescht, um Achtungs-Geheimnisse zu verlangen, welche ihr zu versagen die Schicksalstücher verbieten. Die vermeintliche Gewährung der Eiderlösung ist demnach illusorisch; die Rechtschaffenheit bedarf einer solchen nicht; die Vergrüßlichkeit allein bedient sich ihrer als eines Fußsteins, um zu Ehren und großen Gehältern zu gelangen.

Nicht durch jämmerliche Passivität, nicht dadurch, daß man sich an die gesunkenen Kräfte der Vergangenheit anklammert, kann man ein gesellschaftliches Recht wieder einführen, das zugleich lebenskräftig und gebiend ist. Man muß sich, zu diesem Endzweck, vor allen Dingen über die großen Prinzipien verständigen. Und wie könnte die Strafschlichtigkeit wohl mächtig und verpflichtend werden, so lange sogar Zweifel über das Strafrecht im Gange sind? Was auch der durch philosophische Verurtheile verbreitete Hochmuth der Abstractionen dagegen einwenden möge: in den Thatsachen liegt eine des Studiums würdige Regel. Wer kennt man diese, so kann man nichts Dauerhaftes hervorbringen; und die scharfsinnigsten Erforschungen der Einzelheiten werden nur möglich dadurch, daß sie von einer erhabenen Theorie betrachtet sind. Es ist demnach möglich, zu untersuchen, ob das Strafrecht der Natur der Dinge angemessen ist in einer Zeit, wo man die Gewalt nicht mehr als einen Ausfluß des Himmels betrachtet.

Freiheit und Vernunft getöthern den Handlungen des Menschen einen heiligen Werth: er ist Verbindlichkeiten unterworfen, er beobachtet Pflichten; folglich hat er auch Rechte zu ihm. Das erste dieser Rechte ist offenbar die rechtmäßige Vertheidigung seiner Person, seiner Familie, der Menschlichkeit gegen brutale oder usurpirte Angriffe. Um sich zu vertheidigen, darf er schlagen, verzeihen, tödten sogar. Doch das Recht findet seine Gränze, wo die Pflicht inne hält. Niemand hat das Recht dem Andern zu schaden, wenn man einen ungerechten Angriff auf eine andere Weise abwehren kann. Der gesellschaftliche Körper (ein Verein von Menschen) entsteht, indem er sich bildet,

alle dem menschlichen Wesen anwohnenden Fähigkeiten; jeder macht das Recht legitimer Verteidigung zu einem Gemeingute, damit die Gesellschaft es ausübe, entweder zum Vortheil des Vereins, oder zum Vortheil der Einzelnen. Dies ist eine anerkannte Grundlage aller Strafbarkeit, so wie die neuere Philosophie dieselbe ermittelt hat. Allein man muß hinzufügen, daß der Verein, indem er die von den Einzelnen zu Grunde gut gemachten Rechte anwendet, an die Beschränkungen gebunden ist, die ihnen eigen sind; man muß hinzufügen, daß, indem die Kräfte Aller durch ihre Vereinigung wachsen, die strengen Nothfälle seltener werden und daß neue Pflichten für die Gesellschaft entstehen. Diese Pflichten begreifen die Menschen mit jedem Tage vollständiger nach Maßgabe der neuen Horschritte, welche sie machen. Sie sind alle in einem einzigen Worte enthalten: in der Liebe zur Menschheit. Nachdem die Gesetze dem Schuldigen mit Orensanktion getroffen hatten, haben sie vom Christenthum den Begriff der Verzeihung und der Barmherzigkeit angenommen. Heut zu Tage erfordert dieser rührende Begriff einen neuen Horschritt. Anstatt eine unsichtbare Mauer in die Gemüther zu bringen, müssen wir darauf denken, das Laster auszuwischen; anstatt zu verzeihen, müssen wir bessern. Dies heißt das Werk des Heilandes fortsetzen; dies ist der Zweck, den alle Gesellschaften sich setzen müssen: denn Bessern ist heut zu Tage gleichbedeutend mit befehlen, und wenn man den Fall unbedingter Nothwendigkeit negirent, so ist tödten eben so wohl ein Verbrechen für die Gesellschaft, wie für das Individuum.

Dies sind nützliche Lichtstrahlen, gemessen auf die zukünftige Strafbarkeit. Ja, wir werden für kranke Seelen

Hospitaller errichten sehen, aus denen man geheilt hervorkommt; und diese Hospitäler werden an die Stelle der schrecklichsten Höhlen treten, aus welchen der Unglückliche mit Schande befreit bisher hervergezogen ist. Allein das Gesetz des Herrschers will richtig gesetzt seyn; ein allgemeiner Gehorsam muß unsere neuere Welt beleben — sie, die, man sage dagegen was man wolle, schuß in dem Augenblick, wo Anarchie und Selbstsucht an ihr nagen, voll eider Leidenenschaften ist. Wichtig ist, daß die ersten Christen des neuen Testaments mit derselben Hingebung, welche ihre Vorgänger ausgeübt hat, es darauf anlegen, anstatt die Feinde zu Vertilgen zu suchen, die Schuldigen aus dem Kerker zu lösen und sie zu einem gereinigten Leben als gute Bürger aufzuhalten. Wenn alsoan der Krieg noch Tödtungen nothwendig macht — wenn der Mensch, in Ausnahme-Fällen, noch Hand an den Menschen legt — so wird man doch nicht länger aus diesen kirchlichen Vertheiligungsmitteln die natürlichen Kräfte einer regelmäßigen Regierung berechnen; es wird nicht mehr Beamte geben, welche, von Unstetigkeiten, aufgerehrt sind, Köpfe zu fordern, oder sie abzuschlagen: welche Verurtheilungen, welche Hinrichtungen, um die Todesstrafe zu verdammen! Menschen werden nicht länger über Jhresgleichen Anathem und Excommunication aussprechen: das Verbrechen wird auf Erden zu vergüten seyn. Es bedarf dazu nur eben so viel Gerechtigkeit und Verleugnung, wiewohl bei mehr Aufklärung, als ehemals dem armen Mönche eigen war, der von Besatzung zu Besatzung lief, um Seelen für den Himmel zu erlösen.

Glauben wir jedoch nicht mit gewissen Philosophen,

daß das Recht, über das Daseyn der Menschen zu verfügen, der gesellschaftlichen Macht verfallen sei! Unfehlbar wird diese furchtbare Macht eines Tages niedersinken vor den vernünftigen und besser begriffenen menschlichen Empfinden. Doch so lange die Gesellschaft noch durch ungerechte Angriffe in Gefahr gebracht werden kann, ist das Recht über Leben und Tod eine notwendige Folge des Rechts legitimer Verteidigung. Dies ist so wahr, daß es in unserm Leben keinen Bürger gibt, der nicht freiwillig eine Verantwortlichkeit wegen vergossenen Blutes übernehmen hätte. Man braucht ja nur eine politische Meinung mit Wärme umfaßt zu haben, um, so viel an und ist, mit That oder Wort mörderische Konflagrationen zu Grunde zu bringen. Ohne Zweifel schließt dies eine große Verantwortlichkeit in sich; allein man darf sich daraus kein Geheimniß machen, etwa mißlich einer Hegelei, die man vergeblich mit ehrenvollen Benennungen zu verdecken versuchen würde; man muß sie anerkennen, sie begreifen, sie ertragen in allem, was sie Ueberses hat: denn dies ist das Mitleid, jedem Akt des Lebens seinen ganzen Werth zurückzugeben, und sich nicht leichtfertiger Weise mit ansehnlichen Dingen zu befassen, unter deren Gewicht man leicht erliegen würde. Niemand sage mir: „Ich werde mich nie mit blutigen Katastrophen bemengen.“ Die Menschlichkeit ist noch im Krieg mit schlechten Prinzipien, die laut ausgesprochen sind; niemand kann, ohne sich schuldig zu machen, in diesem großen Kampfen neutral bleiben. Lassen sie sich in Wortshaken auf, so sind diejenigen die Verbrecher, so tragen diejenigen die Blutschuld, welche den Krieg widerrechtlich begonnen haben; wer aber das Recht für sich hat, kann, ohne freig-

berzig zu seyn, den Krieg nicht abzulehnen, wenn der Feind ihn anbietet. Das erste Geschrei: Zu den Waffen! des 27sten Juli war ein heldenmüthiger Akt. Wir möchten nicht mit Herrn von Trencz sagen: „Die Gesellschaft hat nicht das Recht, eine ihrer Mitglieder zu tödten;“ wohl aber sagen wir mit einer tiefen Ueberzeugung, daß tödten ohne die unbestreitbarste, ohne die unbedingteste Nothwendigkeit so viel ist, als morden. Wir sagen, daß kein Richter einem Menschen vom Leben zum Tode bringen darf, wenn ein guter Bürger sein Leben zu retten wünschen kann. Wo aber sind diese außerordentlichen Fälle? Täglich wird es deren weniger geben, und schon jetzt sind sie höchst selten; wir sehen kaum noch mehr, als den Bürgerkrieg im vollen Wuth, oder die Usurpation der Volksgewalt. Doch jeder besetze über diesem Punkt sein Gewissen. Wir haben bereits einen kostbaren Faden gefunden, welcher den ethischen Mann ohne zu viel Umwege durch das Labyrinth unserer rückwärts schreitenden Strafbarkeit führen kann *).

Wir

*) Dageß dürfte gleichwohl mehr erforderlich seyn, als der Verfasser sich versteht. Nicht, daß seine Ansicht auf Verbesserung der Strafgesetze vorhanden wäre; doch, sofern es sich um reale Fortschritte in dieser wichtigen Angelegenheit handeln kann, muß noch sehr viel vorbereitet werden, was in diesem Augenblick entweder gar nicht, oder höchstens in der ersten rohen Anlage vorhanden ist. Der allen Dingen nach die Aufmerksamkeit des geistlichen Völkchens in der Zeit angeregt werden: da Ding, das minder leicht ist, als bishergigen glauben, die gestrichen mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, das höchste in derselben erreicht zu haben glauben. Nicht die höchsten Feinde allein sind in ihrem Ungehörigkeit untergegangen. Nur allen sehr beschränkt sich mit ihnen in denselben Fall.

Mit Offenheit gestehen wir, daß wir in dieser Zeit
 ist besser, was da ist, nicht die Principien einer veränderten
 den Zustand klar und deutlich aufgestellt zu haben mög-
 nen; allein wir glauben, ähnliche Wahrheiten verfinstert zu
 haben, die sich später in Thatsachen überlegen werden. Ist
 jeder davon durchdrungen, so wird sich die Reform der
 Gerichtsverfassung und der Strafgesetze auf die wünschens-
 werthe Weise vollenden, d. h. durch den Muth und den
 guten Willen der Gesellschaft. Unstreitig haben wir viel
 zu schaffen; selbst der Mann von sehr festem Charakter wird
 über alle ersten Fragen von unauslöschlichen Zweifeln bela-
 gert. Dies ist jedoch kein Grund, unsern Posten zu ver-
 lassen. In Gesetzwesen ist mehr als einem Feind ge-
 genüber, welchen wir nicht den Muth haben, zu bekämpfen
 oder beschwören; und dies beweiset, daß die Zweifelssucht
 des Jahrhunderts uns verneinlich hat. Doch unser Nach-
 kommen, wenn wir für sie arbeiten, werden die Wegem-
 eiste eines Zeitalters des Glaubens sehen. Wenn dann
 die Annahme eines Vergesellschaftungs-Principes und die
 Anerkennung der Rechte des Parlamentes das gesellschaft-
 liche Band enger zusammenziehen werden, wird jeder sei-
 nen Platz einnehmen und seine Pflichten begreifen. Ge-
 braucht man erst die gesellschaftliche Macht für die Tugend
 gegen das Laster, und für die Wahrheit gegen den Irrthum,
 dann wird man deutlich sehen, wie viel Gutes sich für einige
 Schwestern zu Stande bringen läßt. Kommt es, im Ge-
 gentheil, heut zu Tage darauf an, über die meisten Verge-
 hen einen Ausspruch zu thun, so sehen wir das Uebel, das
 wir stiften, ohne uns Rechenschaft zu geben von den Ver-
 theilen, die es aufwiegen, so wie ohne die Ueberzeugung,

daß eine Nothwendigkeit vorhanden sei, sie um den Preis so vieler Thronen zu erkaufen. Die künftige Generation, aufgellärt über alle diese Fragen, wird in der Erfüllung ihres Verfalls auf geradem Wege vorgehen. Ist das Prinzip der neuen Verfassung einmal aufgestellt, so werden alle Handlungen nur darauf abzuwehen, die Folgen desselben zu entwickeln. Glückselig zu achten ist insbesondere unsere Zeit, weil sie verempfunden hat, daß dies Prinzip die Menschenliebe sey. Achill Nachr.

Nachschrift des Herausgebers.

Wie viel man auch der Phyllanthropie des Herrn Achill Nachr. zu Gute halten mag: so darf man sich doch durch sein Raisonnement nicht in einem so hohen Grade verblenden lassen, daß man darüber die Bestimmung der Regierung aus dem Auge verliert. Gute Gesetze sind unfehllich eine sehr wünschenswerthe Sache; und wenn es eine noch wünschenswerthere gibt, so würde dies eine Gerechtigkeitsspflege seyn, die keinen andern Zweck sieht, als ihre Entscheidungen nach diesem zum Gesetze zu normiren. Allein, haben gute Gesetze einen so positiven Charakter, daß dieser durchaus nicht verkannt werden kann? So weit die Urkunden des menschlichen Geschlechtes reichen, ist dies in keinem Theile desselben jemals der Fall gewesen; die Gesetze sind vielmehr nur so lange gut geblieben, als sie dem herrschenden Entwicklungsgrade entsprachen. Was folgt hiernach? Dies, glauben wir, daß man Vertrauen in die Regierung setzen muß und nicht verlangen darf, daß sie ihrem Wesen entsage. Dieses besteht nicht bloß in der Fähigkeit allgemeinen Willen, Gesetze gemacht, hervorzubringen, sondern auch in der Kraft, gegebenen Gesetzen Gehorsam und Unter-

werfung zu verschaffen. Denn könnte man den verschiedenen Ansprüchen der Menschen keine andere Schranken entgegen stellen, als allgemeine Willen, oder Gesetze: so würden sie der Versuchung, sich denselben zu entziehen, unfehlbar unterliegen, ohne daß es möglich wäre, sie daran zu verhindern. Es ist also nothwendig, diesen Willen eine Macht beizugesellen, welche im Stande ist, diejenigen zum Gehorsam zu zwingen, die sich ihnen entziehen wollen. Nur auf diese Weise kommt die Regierung zum Vorschein, und man darf hinzufügen, daß sie ihre Bestimmung nur so lange bewahrt, als sie gesetzgebend und vollziehend zugleich ist, weil sie gar nichts seyn würde, wenn sie nur das Eine oder das Andere wäre. Was hieraus folgt, be-
 triffet für Denjenigen, der die allgemeinen Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens zur Aufstellung gebracht hat, seiner weiteren Entwicklung; den vorhandenen Gesetzen Achtung zu verschaffen, ist so sehr die ausschließende Bestimmung jeder Regierung, daß jedes Volk über die Mittel, verausgeseht, daß diese die Gesellschaft nicht in ihrem Lebens-Princip angriffen, zu einer bloßen Kinderel herabsinkt. Der Widerspruch, worin die gegenwärtige Regierung Frankreich mit sich selbst steht, ist ohne Zweifel sehr lebendig; doch wenn man darauf den Schluß ziehen wollte, daß die Verantwortungsfrage, welche nur ein Theil dieser Regierung ist, der Tendenz nach allgemeiner Philantropie Raum geben sollte, wo würde alsdann die Bedrohung der Anarchie und Verwirrung seyn? Der ganze Vorschlag will also zum großen Theil gelöst seyn.

Bemerkungen

zu den in der Preussischen Staatsrechnung und der Augsburgen
allgemeinen Zeitung enthaltenen Aufsätzen

über

eine Verbesserung des Münzwesens

und

ein gleiches Gepräge für ganz Deutschland.

Ueber letzteres würde man sich leicht einigen können, wenn man alles Gerathwillig beistimmt, und das Gepräge wählt, welches am bequemsten ist.

Schädlich ist es, wenn eine Münze zu fein geprägt ist, weil sie, wie die Erfahrung längst gezeigt hat, dann zum Rippen neigt. Hiervon befreit sie ein starker Zusatz von unedlen Metall, weil er das Rippen nicht nur erschwert, sondern auch die Münze weniger belohnt.

Das Haupterforderniß ist, daß die Münze den Feinsgehalt habe, welchen das Gepräge ausdrückt.

Wenn dieser innere Gehalt überall gleich ist, so kann jedes Land seinen eignen Stempel beschaffen, und dadurch seinen Nationalstolz bewahren.

Eine Kontrolle über den allgemeinen Feinsgehalt kann meines Erachtens nicht schwer seyn.

Der Meinung, daß Gold die Haupt-, Silber nur Neben- oder Nachgleichungs-Münze sei, kann ich nicht beistimmen; denn:

- 1) dürfte es schwer seyn, so viel Geld zum wahren Werthe anzuschaffen, und
- 2) würde dieses dem Tippen weit mehr ausgesetzt seyn, als das Silber, auch in der Circulation sich nicht minder abzhleifen.

Man meint durch Geld den Geldverkehr zu erleichtern; dazu giebt es aber ein weit leichteres Mittel in einer ungefähren Nachahmung der Hamburger Giro-Bank.

In dieser wird das Silber nach einem bestimmten Feingehalt in Barren deponirt, und den Deponenten freigestellt, über den Werth durch Ab- und Zuschreiben nach Belieben zu disponiren.

Die Sache läßt sich aber noch bequemer einrichten. Die Hauptbank wolle dazu geriget.

Sie etablirt, unter legend einem beliebigen Namen, eine besondere Kasse, nimmt hier die zu machenden Deposits an, und giebt dem Deponenten über jede eingelegten 100 Thlr. unter der Firma der Kasse eine Note, welche a Vista zahlbar ist, und nun statt des baaren Geldes in Circulation tritt.

Die Theilnahme an diesem Etablissement gebührt lediglich dem lehnenderen Publikum, in welchem allein auch die Noten ihren Umlauf haben dürfen.

Der Zweck ist die Bequemlichkeit der Zahlungsmittel, und entspricht dergestalt dem merkantilen Bedürfnisse, daß fernere werden ein Kassaverrein, nach unsendete Kassen-Anweisungen von Bank und Wechselung vermieden sind.

Die Emittirung der fraglichen Noten und deren Umlauf ist bei weitem weniger umständlich, als das Ab- und Zuschreiben von angemessenen Summen bei der Hambur-

get Circ.-Bank, erfordert demnach auch wieder große Schenkerei, noch ein bedeutendes Dienstpersonal, das bei der Kasse aufgenommen.

Weber über, noch unter 100 Thlr. würden Noten auch gefertigt, indem es für geringere Summen an Zahlungsmittel nicht mangelt, und für größere, Noten von 100 Thlr. ebenfalls genügen.

Da die Noten nur für den Handels-Verkehr freit sind, so würde Harz in Staatskassen, für welche die Circulation der von der Staatsschulden-Verwaltung ausgegebenen gemeinlichen Kassen-Anweisungen forderet, keine Annahme gestattet werden dürfen, damit letztere als Zahlungsmittel für den allgemeinen Verkehr ihren Recht behalten.

Daß das Depot in Hamburg in Silberbarren besteht, ist schon bemerkt worden; es scheint mir indessen die Approbation und Unterscheidung der Barren eine ständige Einrichtung zu seyn.

Für Verfall würde ich die Einschlässe in Thalersücken nach einem gleichförmigen Bepelge in wohl adjustirten Bunteln von 500 Thalern vorsehen, 1) weil dabei kein Betrug zu fürchten ist, und 2) weil es die Nachzahlung erleichtert.

Ich beschätze durch meinen Vorschlag, nicht den auf vorgedachtes bair. Depot begründeten Reizen nur die von der Staatsschulden-Verwaltung emittirten und in Umlauf befindlichen circa 17 Millionen Kassen-Anweisungen als alleiniges Papiergeld wider circuliren zu lassen; alle andere unsunkunde oder quast-fundirte Kassenscheine, so wohl von Privat-Berechnen, als von Geld-Instituten aber

aus der Welt zu schaffen, indem sich über deren Anzahl und Qualität ein Gefühl allgemein verbreiten würde, welches zu beschränken wohl an der Zeit seyn möchte.

Die Verwaltung der von mir vorgeschlagenen kaufmännischen Depositenkasse könnte dem Hauptbank-Direktor anvertraut werden; nur müßte ihm ein Kuratorium, aus Millionairen bestehend, zur Seite gesetzt werden.

In der Staatsanweisung vom 22ten August d. J. wird behauptet, daß kein legitime Münze der Währung mehr aufgesetzt sei, als ein solches Gepräge. Das Gegentheil liegt am Tage. Man sieht keine abgeschlossene Preussische Münze; selbst die von Gepräge Friedrichs II. zeigt diesen Fehler nicht, und die in der Depositenkasse niedergelegten Thalersstücke würden der Währung gar nicht ausgesetzt seyn, weil sie ruhen und durch Ketten verhütet werden.

Wenn die Hauptbank an der kaufmännischen Depositenkasse Theil nimmt, so kann sie gegen die von ihr empfangenden Noten ihre eigenen Depositenbücher einlegen, indem diese doch nur ausgegeben seyn können, um darin bequammere Zahlungsmittel zu finden.

Für die kaufmännische Depositenkasse ist allerdings ein eigenes Lokal erforderlich; allein dieses würde sich an die Hauptbankasse anschließen lassen, und kann die Verwaltung jenseit von dem Personale dieser mit bestritten werden können.

Das Kuratorium, aus etwa vier Mitgliedern des Bankaus bestehend, besteht, gleich den Bank-Bürgern in Hamburg, kein Gehalt, könnte aber jährlich gewechselt werden. Im Laufe des Jahres wechseln sie, da immer nur eine

zur Stelle setzen darf, sich unter einander nichtmüßig ab; beim monatlichen Kassen-Schluß aber würden sie alle 4 jünger sein müssen.

Ob dem Personal der Banco-Kassakasse für die Mitverwaltung der kaufmännischen Depositenkasse eine Remuneration zu bewilligen sei, und wie hoch sie sein müsse, so wie die Art und Weise des Aufbringens, bleibt der Vertheilung anhängiggestellt.

Die kaufmännische Depositenkasse treibt mit ihrem Gelde keine Geschäfte, vielmehr muß solches unberührt im Gewölbe ruhen, wie die Silberbarren in der Bank von Hamburg; denn das Institut bevrecht seinen Erwerb, sondern nur ein Medium zum leichteren Geldverkehr, welches durch die, dem baaren Gelde gleich schenken Noten gegeben ist. Uebrigens genöthigt diese Bestimmung noch des Vortheils, daß beim Course irgend einer künftigen Korruption jeder Inhaber von Noten sein eingetragtes Geld augenblicklich zurücknehmen kann, weil es baar vorhanden ist.

Unter dieser Bedingung leidet niemand; denn, wenn alle übrigen illusorischen Zahlungsmittel aus der Welt geschafft sind, so wird der Fall ein, daß nur mit baarem Gelde, oder jenen ihm gleichenden Noten Umsätze zu machen sind, und hierüber sollen weder Institute noch Privatleute hinauszugehen.

Da es in allen Provinzen des Staats Zweigbanken giebt, so kann der vorgeschlagene Kassenereln bei jeder derselben gleichfalls eingebracht werden, wenn Verlangen danach ist.

Wodurch ist

der innere Friede Preussens

während der drei letzten Jahre bewahrt worden?

Schon im Jahre 1892 behauptete ein französischer Publizist höheren Ranges *), „Preußen sei mit seiner stillen Resonnen viel mehr gekommen, als Frankreich mit seiner geräuschvollen Revolution.“ Höchst vortheilhaft urtheilte, wenige Jahre darauf, der vereinigzte Ministerrath über Preussens Finanz-Einrichtungen. In Deutschland hat es seit zwölf Jahren nicht an Stimmen gefehlt, welche Preussens politisches System als nachahmenswürdig empfohlen haben; und in den drei letzten Jahren hat die Frage: „wodurch ist Preußen den Stimmen entgangen, die seine Nachbarn in der Nähe und der Ferne beunruhigt und in größter oder geringere Gefahr gebracht haben? alle diejenigen beschäftigt, die, einer tieferen Nachdenkensk fähig, da, wo die große Mehrheit höchstens erschauet, eine gegebene Erscheinung nach ihrem kausalen-Zusammenhange wahrnehmen möchten.

In Wahrheit, diese Frage war einer gründlichen Beantwortung werth. Doch von wem sollte diese ausgehen? Wer hatte Autorität genug, die Meinungen für seinen Ausspruch zu gewinnen? Wer vereinigte alle die Einsichten und Kenntnisse, die erforderlich waren, um jene Verwandlung

*) Herr von Pezold.

welche der Regierungs-Organismus Preußens seit dem Frieden von Tilsit erfahren, nach ihrer Nothwendigkeit und Indispensabilität darzustellen? Daß dies die Aufgabe war, wird Niemand leugnen. Sie zu lösen, bedurfte es vor allen Dingen des Selbstvertrauens; zu Hülfe kommen mußte jedoch ein lebendiger Parteilidmuth und eine klarere Uebersicht des Ganzen, als man selbst in Berlin angetroffen findet, bei welcher diese herkömmlich vorausgesetzt wird.

Wir schließen uns glücklich unserm Lesern den Urheber eines so verdienstlichen Werkes nennen zu dürfen. Es ist der Regierungsrath Dr. Wehner. Seine Schrift führt den Titel: „Ueber den Geist der Preussischen Staats-Organisation und Staatsdienerschaft.“ Potsdam, 1833. (Verlag von Ferdinand Hiegel.) Ihr Zweck ist: unter dem Wechseln der ephemeren Minister Worte der Weisung zu verklären, und der Unwissenheit Raum zu lassen, Erleuchtung zu geben. „Wenn“ — so drückt sich der Verfasser aus — „diese Völker durch die Kraft der Wahrheit dazu beitragen, das lebendige Herrschern des Preussischen Staats-Organismus im Geiste der Civilisation anschaulich zu machen, bekannten Principien neuen Eindruck und neuen Schwung zu verleihen, die Pflichten der Unterordnung unter die höchsten Gesichtspunkte der Gerechtigkeit und der bürgerlichen Ordnung darzustellen, und zugleich die Aufmerksamkeit auf Verwirklichung des Staatsdienstes zu vernehmen: so ist mein Zweck erreicht. In diesem Sinne habe ich es für gutgeheißt erachtet, das eigene Wort der Staatsregierung über ihre höchsten Grundsätze, möglichst zu erfassen und fortzubilden: Grundsätze, deren unabweichliche Geltung der Präfflein ihrer Organe im Staatsdienste

und die durch Verträgen anerkannte Hoheit der Nation ist."

Sich mit dem allgemeinen Ansichten des Verfassers hinsichtlich des Polnischen bekannt zu machen, müssen wir unsern Lesern um so mehr überlassen, da es uns hier dazu an Raum fehlt. Daß er mit uns dem monarchischen Prinzip beistimmt, d. h. die große staatliche Einheit, ohne welche keine Gesellschaft in Uebereinstimmung mit sich selbst bestehen kann, durch das Daseyn und die angeführte Wirksamkeit eines Fürsten bedingt glaube, versteht sich wohl von selbst. Das Vornehmste, von welchem Ausgangs dieser Beschreibung die Rede gewesen ist, erklärt er aus dem Umstande, daß Preussen durch die Begebenheiten des Jahres 1806 und 1807 aufgeschreckt war, durch Umformung der alten oder vielmehr veralteten Staatsverfassungen den übrigen Regierungen ein Beispiel zu geben, wie man öffentliche Uebel an der Wurzel angreifen habe. „Wenn die Fehler der älteren Verfassungen weniger zum Vorschein kamen: so war dies der Herrschaft des Götzes zu verdanken, der in diesen Verfassungen, oder vielmehr sie selbst regierte. Nichts desto weniger waren die, in der Vergeltung unter ganz anderen Umständen gebildeten Formen einem polnischen Marasmus verfallen, bei welchem die Forderungen der Zeit nicht befriedigt werden konnten. Man machte daher im Jahre 1808 den Anfang, die Einrichtungen und Erfahrungen einer Prüfung zu unterwerfen, sie zu revidiren und zu einem zusammenhängenden Ganzen verbundenen Verwaltungs-Organismus dem neuen Staatsgebäude anzupassen, dem Mechanismus der Staatsverwaltung und der Verwaltungshierarchie nach Entfernung des unvollkommenen St."

beruhte eine feste Richtung zu geben, und durch ein System der Vereinfachung, Uebereinstimmung und harmonischen Unterordnung den Erfolg der Staatsverwaltung und das Fortschreiten der Regierungskunst zu erleichtern. Im Uebermaß erbsüßender Details-Kontrolle, in gehemmter Selbstthätigkeit der Behörden, in Nachdruck des objektiven Bedontismus und subjektiven Repetivismus, in schädlichen Trennungen und Reibungen der Staatsgewalten, hatten sich die Fehler gezeigt . . . Aus der allgemeinen Idee der neuen Organisation ergab sich, daß sie die selbstständige und freie Wirksamkeit jeder großen und kleinen Theilung der Geschäfte und der Geschäftsmänner mit strenger Einheit des Gangs verbinden wollte . . . Die Grundzüge des neuen Systems waren Einheit einer gleichgebildeten, sich über alle Theile des Staats erstreckenden Organisation, Zentralisierung der verschiedenen Hauptgewichte der Staatsverwaltung in den einzelnen Ministerien, Kollegial-Form für die Provinzial-Regierungen, gänzliche Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung durch alle Stadien, gesetzliche Bestimmung und Abgrenzung der Attributionen der verschiedenen Behörden, Vereinfachung der Formen des Geschäftsbetriebes. Die Ministerien wurden auf die oberste Leitung der Geschäfte beschränkt, die eigentliche Verwaltung der Regierungen übertragen, den Landräthen und Magisträten aber bei ihrer unumstößlichen Einwirkung auf das Volksleben eine besser wirksame entsprechende Stellung zugewiesen. In allen Instanzen wurden die ungleichartigen Verwaltungsgewichte getrennt, die gleichartigen vereinigt; und hierdurch gelang es, der Staatsverwaltung einen besseren Zusammenhang in

den unteren und eine größere Wirksamkeit in den oberen Schichten zu verschaffen."

Nichts war notwendiger, als daß die alte Verfassung zerbröckelte zu Grunde ging. Ihr Hauptorgan war bis zum Jahre 1807 das Geheimre Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Directorium. Nicht mit Unrecht nennt der Verfasser es eine ungeheure Maschine ohne Wirksamkeit; doch hatte nur die Zeit, d. h. der Fortschritt in der gesellschaftlichen Entwicklung es dazu gemacht. Mit Schöpfung Friedrich Wilhelms des Ersten zu Grunde gebracht in einer Periode, wo die Bevölkerung nicht über 2,500,000 hinausging, der Adelsbesitz fast ausschließende Quelle des Staatseinkommens war, Domänenbesitz jedem andern Besitz vorgezogen wurde, und (was die Hauptsache ist) die Staatswirthschaftsleiter, nicht getrennt von der Finanzverwaltung, sich in der Form der Kameralistik darstellten, war das General-Directorium — denn diese Benennung führte jene Oberbehörde der Kürze wegen — gewiß eine sehr nützliche Institution; seine innige Vereinigung mit dem Monarchen machte es noch mehr dazu. Die Eroberung Schlesiens läßt nicht zweifeln seine Wirksamkeit; diese wurde jedoch so gut als gänzlich aufgehoben von dem Augenblicke an, wo eine Verwirklichung von Manufakturen und Fabriken, so wie von nützlichen Institutionen zur Behbung des gesellschaftlichen Verkehrs, Kenntnisse und Einsichten erforderte, welche den Mäthern des General-Directoriums fremd waren. Es war nicht zugleich Ministerrath, Staatsrath und oberste Verwaltungsbehörde; doch gerade diese Vereinigung widersprechender Attributionen nahm ihm seinen Werth, indem sie ihm

eine Vielgeschäftigkeit auftrug, die eben möglichste Resultate bleiben mußte. Ist es wahr, daß das General-Direktorium im Jahre 1805, abgesehen von den 15 Ministern, welche in denselben Sitz und Stimme hatten, aus 150 Råthen bestand, während die yba Kammern, welche unter seiner Leitung standen nur ein Personal von 126 Råthen hatten: so ersieht man über die Exzessivität eines so zahlreichen Kollegiums, daß man nur mit einem Ungewöhnlichen vergleichen kann. Die gebührende Persönlichkeit Friedrichs des Zweiten (zum Theil vielleicht in der Unferlichkeit des General-Direktoriums gegründet) erklart allein, wie der Staat mit einer so manchrigen Organisation fortbauern konnte; noch man aber weniger begreift, ist, wie dieser einsichtsvolle König ein so zahlreiches Kollegium, welches nicht selten der Egoismus seines Spottes war, fortbauern lassen konnte, es sei denn, daß seine unbedingte Achtung für das Andenken seines Vaters der Betruggrund seiner Nachsicht war.

Mit vollem Rechte sagt also der Verfasser: „Je mehr diese Oberbehörde das Detail der Verwaltung an sich zog, desto unfruchtbarer wurde ihrer Geschäftsfähigkeit, desto komplizierter die Geschäftsbehandlung; auch die Abtheilung nach Provinzen mußte dem allgemeinen Nachtheil für einen bestimmten Staatszweck hindern, oder wenigstens erschweren.“

Befers nun die Auflösung des General-Direktoriums der Schöpfung eines besseren Organismus voranzugehen mußte, wenn dieser gelingen sollte, kann im Fortgange der Darstellung nur die Rede seyn von dem, was die gesundergeigte Verfassung des Königreichs ausmacht; und wir müs-

len dem Verfasser das Zeugniß geben, daß er seine Mühe gespart hat, seinen Lesern eine deutliche Vorstellung von dem bis jetz gegewöhnlichen Grunde geltenden Organismus zu geben.

In seiner Ansehung bilden Thron, Ministerium und Staatrath eine Einheit, die durch nichts zerlegt werden kann. Von dem letztern sagt er, „daß er in Staaten, wherein die gesetzgebende Gewalt nicht von der vollziehenden getrennt ist, noch mehr Bedürfnis sei, als in Repräsentativ-Verfassungen; in Preußen sei also der Staatrath als ein verfassungsmäßiges Element in den Staat-Organismus eingereicht worden, um das ganze Leben der Gesetzgebung nach allgemeinen Maximen zu leiten, die fortwährende Vervollkommenung der Gesetzgebung frei von allen schwankenden Besinnen zu verbürgen und derselben dadurch eine festere Haltung zu geben.“

Den ersten Ring in die Kette des Preussisch-Organismus bilden die Ober-Präsidenten der Provinzen, welche in der Preussischen Staat-Organisation zwischen den Ministern und den Regierungen eingeordnet sind, theils zur höchsten Aufsicht über die letztern, theils für die Anordnung und Vollziehung solcher Massregeln, die mehr Regierungsergebnisse umfassen. Der Verfasser vertheidigt, wie wir glauben, mit vollem Rechte, diese zu den Eigenthümlichkeiten des Königreichs gehörende Institutionen gegen den Vorwurf der Überflüssigkeit, der ihr von einem berühmten Publicisten gemacht worden ist. Scharf, auf Erfahrungen gegründeten Ueberzeugung nach sind die Ober-Präsidenten von der Staatsgewalt zu Wächtern hingestellt, die eine mehr

gegründete Kontrolle über die Provinzial-Regierungen ausüben sollen, als von den Ministern erwartet werden kann; sie haben alle Rechte und Mittel, um zur Behbung und Reinigung des Geschäftsganges zu wirken, während ihrer Bestimmung sie verpflichtet, sich einen ganz freien Standpunkt der Beurtheilung zu erhalten; in ihnen ist der Scheidepunkt des Materiellen und der Principien; von hier aus gestalten sich die Gegensätze und Gegenrichtungen aller Art nach unten zur Vielheit, nach oben zur Einheit. Mit seiner Meinung nicht zurückhaltend, erklärt der Verfasser das Institut der Ober-Präsidenten sogar für das Weisheitsstück der Preussischen Staatsverfassung, also für das herrliche Resultat des Fortschreitens der gesellschaftlichen Mechanik; und wer möchte ihm darin Unrecht geben, wenn die Thaten so getroffen sind, daß die Ober-Präsidenten, durchdrungen von der Wichtigkeit ihrer Bestimmung, keinen andern Beruf fühlen, als die Regierung in dem ihr nothwendigen Zusammenhang zu erhalten? Ueber die Organisation der Provinzial-Polizei und Finanz-Behörden, ehemals Krieges- und Domänen-Kammern, gegründet auf vornehmliche Regelungen genannt, hat, in des Verfassers Ansicht, nichts so sehr entschieden als der dritte Paragraph der Verordn. vom 26ten December 1808 welcher von Wort zu Wort also lautet:

„Als Landes-Polizei-Behörde haben die Regierungen die Fürsorge wegen des Gendarmen- und Unterhosen-, sowohl in negativer als positiver Hinsicht. Sie sind daher so berechtigt als verpflichtet, nicht allein Wem vorzubeugen, was dem Staat und seinen Bürgern Gefahr oder Nach-

Nachtheil bringen kann, sondern auch dafür zu sorgen, daß das allgemeine Wohl beständig und erhöht werde, und je der Staatsbürger Gelegenheit habe, seine Fähigkeiten und Kräfte, in moralischer sowohl als physischer Hinsicht auszubilden und innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung auf die ihm vorzüglichste Weise anzuwenden.“

Das Prinzip bei der neuen Organisation, in welcher das Prinzip der Einheit mit dem der Trennung (Sonderung) verbunden wurde, war: alle Zweige der inneren Staatsverwaltung innerhalb eines Regierungsbereichs einer Behörde zu übertragen. Diese Zentralisation der einzelnen Zweige machte die Verwaltung konsequenter; sie gewöhnete eine leichtere Uebersicht und bewirkte, daß, bei der Trennung der Ministerien, die Verwaltung sich als ein gleichmäßig wirkendes Ganzes darstellen konnte. In den Regierungen ist, wie der Verfasser mit ungemeinem Scharfsinne bemerkt, diejenige Einheit, die sich, nach oben zu, zur Einheit gestaltet, Sphäre; denn gerade hinein ist die Möglichkeit gegeben, daß sich in ihnen die allgemeine Intelligenz (die Auffassung der höchsten Gesichtspunkte für alle Geschäftszweige) vollständiger entwickeln kann. „Beyn eine unerschöpfliche Zusammenfassung des großen Klebers bietet die innere Organisation Mittel dar: die organische Gliederung nach Abtheilungen entseht die mechanische Aufschichtung der einzelnen Geschäftszweige, und die erleichterte Bewegung des Ganzen mit der ungehinderten der einzelnen Abtheilungen steht zur weichern Einigung und Durchdringung dieser so unendlich viele Interessen berührende Betriebsformen. Während man also gemeinhin ist, der kollegialischen Dienstform Mangel an

Einheit, Kraft und Schnelligkeit zur Last zu legen, jenen Perusens Einwürfungen, daß diese etwaiger Mängel nicht im System liegen, sondern von einer aufmerksamen und einsichtsvollen Präsidial-Vicelien leicht abgeheilt werden können. In der Anticritik und Wechselheit der Hofsbedanten liegt das Geheimniß, daß die Mitglieder stets von Einem Geiste befeuert werden, ihre Wille immer eins bleibt und die äussern Grade des Antriebs oder der Zurückhaltung, deren einige bedürfen mögen, lebendig wirken. Dagegen lehnt das Kollegial-System mit höheren Gütern: mit einer sichern Verbannung der Leidenschaft und des Unrechts, mit einer Schwärze gegen Willkür und Eiteligkeit, mit einer Jutruen erweckenden Zusammenwirkung mehrer Talente und Erfahrungen. Es handelt sich in diesen Ministerkabinetten nicht, wie in den obersten, von Befestigung allgemeiner Verwaltungs-Grundsätze und Pläne, die stets einen ungetheilten Willen voraussetzen, sondern von Anwendung gegebener Grundsätze auf einzelne Fälle, von Beschäftigungsgegenständen, welche vielfältig seyn können, und daher billig von Wehern unterschieden werden. Die kollegialische Verfassung erhielt demnach höchst zweckmäßig ihre Stellung zwischen der obersten und der letzten Gewalt, oder zwischen dem leitenden und dem ausführenden Prinzip, zwischen den Ministerien und den örtlichen Instanzen. Das Prinzip der Kollegialität bei den Regierungen bildet eben, an und für sich, einen Damm sowohl gegen den Mißbrauch der höchsten Gewalt, als gegen den lokal-Druck; sie sind durch ihre Verfassung in den Stand gesetzt, die Unterthanen als deren Vornahmer zu vertreten, während die Provinzen mit Vertrauen an Regierungen hängen, deren an-

abhängige Denkart eine vorzügliche Quelle des gemeinen Wohls ist.“

Genug zur Charakteristik einer Schrift, die wir wegen ihres soliden Inhalts mehr als einmal mit dem größten Vergnügen gelesen haben und die wir eben deswegen nicht genug empfehlen zu können glauben. Die zu ibende Ausgabe ist auf eine Weise gill'st worden, welche eine hohe Achtung für den Geschäftsmann einflößt, der sich einer solchen Arbeit unterzog.

Ob das zu erklärende Phänomen vollständig erklärt sei, ist eine Frage, die wir hier am Schlusse nicht erörtern mögen. Doch erlauben wir uns noch folgende Bemerkung:

Welche Vorzüge, ja welche Vollkommenheit ein gegebener Regierungs-Organismus auch in sich schließen möge: so kann doch nicht alles auf ihn allein bezogen werden, da man nicht übersehen ist, ihn als eine erste Ursache zu betrachten. Die Erfahrung lehrt, daß noch kein Organismus vorgetreten hat. Von ihm gilt dasselbe, was von dem Buchstaben ausgesagt wird, wenn es im Sprichworte heißt: Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig. Lehren wir also zu höhern Principien zurück: zurück zu dem alten Motto Regis ad exemplum totius componitur orbis, über welches sich für unser Königreich ein angehender Commentar schreiben ließe; demnachst aber zu dem Zustande der allgemeinen Wissenschaft, der, wie unsicher er auch einwirken möge, am wenigsten einer Brantennwelt fremd bleiben konnte, welche seit drei Jahrhunderten auf ihn angewiesen ist. Diesem Zustande verdanken wir, im neunzehnten Jahrhundert, die wesentlichen

Bergschirme, die ihren letzten Grund in der Ausnützung des erbnuterrhänigen Zustandes, sowohl des ländlichen als des städtischen Gewerbes haben. Wie aber könnte eine Trans-
 formation nach einer so wesentlichen Umkehr, wie diese Aus-
 nützung in sich schließt, den Geist festhalten, der ihr in früh-
 rem Perioden eigen war?

A u s s a g e

auf

Lemontey's Geschichte der Regentschaft
und der Minderjährigkeit Ludwigs des
Fünfzehnten.

(Z e r t f e t t u n g.)

Vermählung des Königs. — Zurückführung der Infantin. — Un-
terhandlungen mit England und mit Rußland. — Reise des
Königs. — Handel ihrer Person. — Beschluß auf das Leben
ihres Vaters.

Dem Herrn Herzog waren die Gesetze, die wir so eben
analysirt haben, sehr unbekannt geblieben; er war viel zu
sehr mit den Angelegenheiten der Gegenwart beschäftigt
als daß da die Zukunft umfassender Bedanke hätte bei ihm
Eingang finden können. Je mehr seine Bestimmung, dem
Haus Orleans die spanischen Prinzen entgegen zu stellen,
dahin schwand, desto mehr nahm die Erhaltung des jun-
gen Königs seine ganz Vergalt in Anspruch. Durch alle

Arten von Kunstgriffen suchte er ihm Selbsthateri für die Jagd einzupfläzen, welche zugleich seinen Körper stärken und seinen Geist von ertosen Studien abwenden sollte. Der Wald von Chantilly wurde zur Waderie des fünfzehnjährigen Monarchen; Dubry's schönste Gemälde schmückten nach einander sein Wohnzimmer; der Jesuit Tournemine war so gefällig, eine Abhandlung drucken zu lassen, worin bemiesen wurde, daß Reizung zur Jagd in einem jungen Fürsten der Verkörper einer Heldenjugend ist; und der erste Minister ließ die Verschönerung so weit, daß er, zu Ehren des Königs, eine historische Weiballe schlagen ließ mit der Umschrift: *Il habet sua castra Deum*. Diese unbedingten Kunstgriffe waren gar nicht notwendig. Derselbe Ungemächlichkeit, welche Ludwig dem Jüngsten das Spiel so lieb gemacht hatte, führte ihn in die Beschränkungen der Jagd mit so wenig Schonung seiner selbst, daß der Feind von Coudé davorzillen vor dem Gedanken erbebt, es möchte ihm zu viel gelingen *).

Wie es sich auch damit verhalten mochte: die Lebensbeschaffenheit des Königs war von einer habituden Schwelche zu einer mit gefährlichen Reisen verbundenen Müßigkeit übergegangen. Für den Minister gab es keine Ruhe mehr, so lange nicht ein Erbe

*) Als der spanische Gesandte den Tod Ludwigs des Ersten ankündigte, war die Meinung vorherrschend, daß alle heftige Bestürzung auf der Jagd die Hauptursache dieses Todes gewesen wären. Der Herzog empfahl alle dem Gesandten diese Entgegnung zu machen, um den König vor ähnlichen Nachforschungen zu warnen. Der Marquis von Castel befolgte dieses Rath. Kaum aber hatte er sich seiner Auftrags entledigt, als Ludwig der Jüngere mit Selbstthätigkeit erwiderte: „Oh! mein Vater hätte Recht; das laßt ich aber nicht bleiben.“

seiner Herrs und Schicksal ihm die nöthige Sicherheit gewähre. Man sieht aber wohl, daß eine mit einer sechs-jährigen Infantin beschlossene Verandlung ihm keine Sicherheit gab.

Duclod's politisches Meisterstück hatte, vom ersten Anfang an, Ungläubige gefunden. „Die Verandlung der Infantin“ — so hatte sich der Herzog von Noailles zur Feindschaft von Carignan erklärt — „wird einen Ausgang nehmen, wie Louis's System;“ und eine Verbannung hatte diese bössende Vorhersagung bezeugt. Als, nach dem Tode des Regenten, der Marschall von Tessé in Spanien anlangte, fand er ganz Madrid davon überzeugt, daß er gekommen sei, wegen der Rückkehr der Feindin zu unterhandeln; und der Hof war ganz verduzt von diesen Verhersagungen. Doch der Herzog von Bourbons, welcher mit Spanien etwas ganz anderes befreundete, versprach auf's Geheueste, die Verlobung zu vollziehen, sobald die Infantin das sechste Jahr zurückgelegt haben würde *). Es schickte erproben sehr viel daran, daß seine Pläne fest gestanden hätten; denn in den neun letzten Monaten des Jahres 1724 sah ich ihn die Frage in seinen geheimsten Betrachtungen

*) Dies Versprechen ist versichert in einem Schreiben, das der Herzog den 19. August 1724 an den Abtey Fabrizy den Papst richtete. Den 22. Februar desselben Jahres hatte der Herzog von Noailles dem Marschall von Tessé folgendes geschrieben: „Wollen Sie bedenken, daß man in Ungewissheit ist über das Schicksal der Infantin-Bräutigam, so ist die Meinung des Herrn Herzogs, daß Sie nicht Vergeltung genug anwenden können, den Verdacht für den gegenwärtigen Negociat zum Stillstand zu bringen; denn, wenn es nöthig sein sollte, ihn weiter aufzusuchen zu lassen, wird es dazu nicht an Mitleiden fehlen.“

erleiden. Befragt über die Folgen einer Zerschmetterung der Infantin, machte der Graf von Morville sein Schicksal aus den Befahren derselben; seine Meinung ging dahin, daß die zum Schluß der Konvention zu London ein solches Ereigniß Europa in einen allgemeinen Krieg zurückzuführen wane. Einige Zeit darauf überreichte er eine Liste der mancheren Prinzessinen, und siehe! ihrer Zahl belief sich, gegen alle Erwartung, auf neun und neunzig *). Doch Morville zog aus diesem Schwarm den angemessenen Kern, und begleitete die Hauptnamen mit Anmerkungen. Zur Seite der Tochter des Czar bemerkt man folgende Worte: „Die Prinzessin Anna von Westphalen ist von einer Mutter niedriger Herkunft geboren, und unter einem ansehnlich barbarischen Volke erzogen;“ und zur Seite der Infantin von Portugal: „Die Prinzessin ist aus einer wenig fruchtbaren Nation, und stammt aus einem Hause, dessen Wirthschaft man für gefährlich hält.“ Vermüthete einer in dieser Zeit höchst auffallenden Eifersucht, deren Folgen vorhergesehen man weit entfernt blieb, spricht der Minister in folgenden Ausdrücken über den unglücklichen Begegniß: „Der König Stanislaus hat mehr, eben nicht reiche Verwandte, aber man weiß nichts Persönliches anzuführen, noch zum Nachtheile dieser Familie wäre.“ Seiner Seite war der Graf von la Ward in das Vertrauen des Herzogs dieser eingebrungen; und so handhabte er denn die parteilichsten Fragen in fünf Deutschen, die er auf Befehl verfaßte. Sein Gedanke war, daß, wenn man Spanien

*) Elf und neunzig schlesische, drei anglische, deutsche schlesische, fünf und fünfzig österreichische und drei griechische.

nicht zum Fremde haben konnte, man sich gefallen lassen müsse, einen Feind in demselben zu haben; und so schlug er dem Prinzen von Condé vor, den König mit der Prinzessin von Condé, der jüngsten seiner Schwestern, zu vermählen, welche vor kurzem im Glanze einer schönen Heirat bei Hofe erschienen war. Dabei verbergte er jedoch dem Herzog nicht, daß diese in der Familie getroffene Wahl die Empfindlichkeit des spanischen Hofes verletzten, und ihn persönlich mit dem Schöpfer des Bruchs befehlen würde. Seine Thätigkeit noch mehr ausdehnend, machte er ihn darauf aufmerksam, daß, da die Prinzessin von Condé fast fünf Jahre älter wäre, als der König, hieraus mit der Zeit ein Widerehe erwachsen könnte, dessen Opfer der Bruder sein werde. Dabei war er jedoch der Meinung, daß diese Verengung dem unabhäufbaren Vortheil einer königlichen Allianz weichen müsse. Der gekörnte Rath, bestehend aus dem Herrn Herzog, aus der Savoye und aus Duvemoy, nahm jedoch diese Schlussfolge nicht an, es sei aus übertriebener Furcht vor einem Kriege, oder auch wohl Frau von Preze, mehr auf die Intrigue als auf die Liebe rechnend, Bedenken trag, in der Familie ihres kaiserlichen Nehebruders ihren eigenen Kredit zu erlangen. Der Graf von la Roche wurde um ein neues Project versucht.

Dreimal richtete er seine Blicke auf die Töchter des Herzogs von Richelieu. Das Andenken an die, ehemals so glänzenden und gefährlichen Fürsten dieses Namens schien ihm nur eine Vogelschönheit der Geschichte zu sein. Da übrigens die Prinzessinnen zwei Schwestern waren, welche durch Jugend und Anmuth gleich sehr verführten, so war

er der Meinung, daß der Herzog die eine dem Könige geben und die andere selbst heirathen möchte. Diese eben so kluge als scharfsinnige Auskunft fand ihm so wenig den Beifall des geheimen Rathes: die Herzogin von Lothringen war die Tante des Herzogs von Orleans, und dieser Umstand drückte ihren Rächen einen unaussprechlichen Schandpfahl auf. La Mairie beharrte also seine Nachforschungen weiter aus, während der Herzog sich auf andern Wegen Nachrichten verschaffte, die nicht selten höchst betrügerlich waren. La Haze, der von Rom zurückkam, erhielt den Befehl, in Modena zu verweilen, um daselbst den Charakter der drei Prinzeßinnen zu studiren. Der Abbe von Noy wurde beauftragt mit noch kitzelneren Aufklärungen, betreffend die Schwester des Königs von Portugal. Deutschland, eine Republik von Fürstenthümern, bei, sofern es auf Schamheit des Bluts und Verschämtheit der Geschlechter ankam, eine ganze Pfanzschule von Königlänzen dar; und die Weiber waren leicht, früher die protestantischen Theologen entzünden hatten, „daß eine Seele im Schreß des römischen Überglaubens selig werden kann.“ Indem man in diesem Lande die jungen Prinzeßinnen im Studium der Sprachen und in der Gleichgültigkeit gegen den Rufus ertog, setzte man sie in den Stand, alle Tugenden in sich aufzunehmen und alle Throne zu theilen; und beklaufig muß ich bemerken, daß diese von oben herab gegebenen Beispiele ungemein stark zu dem Phäntasien der germanischen Elanbekehrten beigetragen haben müssen. Deutschland erstreckte also einen besondern Epithen. Frau von Poye hatte Herrn Koylliere als französischen Gesandtschafts- Sekretair in Turin kennen gelernt. Ihn beauftragte sie mit diesem

Vertrauf, und er ging unter der romanhaftesten Benennung eines Chevalier de Mörz dahin ab. Aufheide ich über seine Eigenschaften nach den Instruktionen, die man ihm anvertraut: so mußte er ein Procuß seyn, der sich durch Spiel, durch Aufwand, durch Witz und durch Kunst allenthalben auszuzeichnen verstand und sich mit gleichem Erfolg dem Vertrath der Dienerschaft, dem Vertrauen der Hofleute und der Geschwätzigkeit der Weiber, der Begier, der Hofsucher und der Vermauten aller Art sicherte. Das Ergebnüß dieser unferndigen Gefandtschaft soll nicht mit Eillschwerigen übergangen werden.

Die Rathgeber der Frau von Pege verbanden mit diesem Scheitern ein nur lauch Interesse. Im Grunde wollten sie nur den Krieg vermeiden; denn sie waren gründlich von dem Gedanken, daß, wenn die Zerschmetterung der Infantin Spanien mit Oestreich beschwore, beide Mächte dahin suchen müßten, das Ministerium des Herrn Herzogs eben so durch die Waffen zu zerstoern, wie die Urheber der Quakrupel-Klön; die Herrschaft Albenand zu Grunde gerichtet hatten. Außerdem suchten ihnen ein, daß, im Fall wirklich eintretender Feindseligkeiten, ein Prinz von Condé den Oberbefehl über das Heer nicht auf Andere übertragen könne; und diese Verantwortlichkeit führte eine schwinrige Alternative herbei. Denn, wenn der Prinz den König in seinem Erfolge hatte, so war zu besorgen, daß sein Frankreich sich erheben werde gegen die Unmöglichkeit der Befehern eines so jungen und so kostbaren Hauptes; und wenn er ihn dabeiin ließ, so erhielt die Königsuche tausend Mittel, den Minister in der schwachen Gefühlsweise eines Kindes zu Grunde zu richten. Diese Beweggründe

führten den geheimen Rath zu einem Entschlusse, welches Newcastle und le Maré zum Voraus genehmigt hatten, ohne etwas verabredet zu haben.

Es kam darauf an, den König mit einer Tochter der Prinzessin von Wales zu verheirathen; so vollkommen war man davon überzeugt, daß die letzte Furcht vor Großbritannien Strafkraften des Joven Philippe des Jüngsten drohen werde. Eine so jarte Unterhandlung konnte sich so doch nicht in den hergebrachten Bahnen bewegen; auch wenn man sich keinesweges an Horace Walpole, welcher zu Paris alle Vergehungen zwischen den beiden Mächten aufrecht erhielt. Der Graf von Broglio mag zu London die Farbe unseres Gesandten; seine ministeriellen Berichtigungen schlossen sich darin ab, daß er für den König und für den Prinzen von Conti die Hände und die Pferde kaufte, welche der Gesandtschafts-Priester regelmäßig nach Frankreich brachte. Diesem mäßigen Diplomaten vertraute der Herr Herzog seine Absichten auf die Eskala des Königs von England, und die Berge, jene auf krummen Wegen zum Ziele zu führen. Er ersand einen Vorwand, um ihm das Bildniß des jungen Königs zu schicken, dessen soß ideale Schönheit am englischen Hofe einen sehr lebhaften Eindruck machte *). Doch ein unvorhergesehener Zufall brachte das Kabinet der Marquis von Peze von diesen Unwegen ab. Den 20. Februar 1725 ward der König von einer heftigen Krankheit befallen, welche, acht und vierzig Stunden lang, sein Leben in Gefahr brachte. Der Herzog von Orleans erhält, wie

*) Briefe des Grafen von Broglio an den Herzog vom 19. Januar 1725 und vom 27. Januar desselben Jahres.

man's nennt, einen Fuß auf den Thron, und die Anhänger seiner Partei versammelten sich Rasch bei der Herzogin Mutter. Mit Eifer und Empfindet der Feind von Ende das Gefährliche seiner Lage. So lange die Krisis dauert, ist er, gleich einem Gefessenen, im Palast umher, belagert das Wort des Königs und die beschlossenen Beschlüsse entstehen und verschwinden in dem Aufruhr seiner Gedanken. Kaum dieser Prüfung entrinnen und noch bläß vom Schrecken, schreiet er, seine Lage ohne Zittern zu sichern. Die Zeit der Verhandlung ist abgelaufen; und als seinen Feind will er jeden behandeln, der seiner tödlichen Ingegend entgegen zu treten wagt.

Der Entschluß, die Infantin zurück zu senden, war seit einigen Monaten dem Marschall von Villars und dem Bischof von Frejus zur Beurtheilung übergeben worden. Jener hatte ihn mit Wärme umfaßt; dieser hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt. So war denn die Meinung des Kabinetts durch Uebereinstimmung dieselbe. „Ohne Zweifel,“ rief der Graf von Merville aus, „muß man die Infantin zurück senden, und zwar mit Extra-Post, damit es desto geschwinder von Statten gehe.“ Er befohle in der Folge diesen unbefonnenen Entschluß; allein für den Augenblick fiel er gar nicht auf, weil der Herr Herzog ein geräuschvolles Verfahren, das sich mit keiner Entschuldigung vertrug, einer anständigen Unterhandlung vorzog, welche durch basilianische Langsamkeiten und Intrigen beschleunigt werden konnte. Merville und Fleury überdrückten Entwürfe zu Feinden, welche in Spanien diese Beschlüsse

*) Diese Einzel Entschlüsse.

pfung reichhaltigen sollten *). Es war darin die Rede vom dem Wunsch des Publikums nach der Geburt eines Thronerben; und diese Betrachtung war so wahr als geheim. Man sprach darin auch von der dringenden Nothwendigkeit, die Eimen des Königs unter die Tütel einer ehelichen Verbindung zu bringen; und dieser an das Gewissen Philipps des Fünften gerichtete Stupel vereinigte die Lüge mit dem Tadellichen **). Verheerend war der Herr Herzog, daß der Marschall von Tessé seine Pläne schlecht unterstützen werde. Dieser Gesandte liebkoste den König und die Königin von Spanien, die ihn mit Gnaden überschüttet hatten. Er war außerdem den Jesuiten geneigt, deren unterirdische Waffen man in Bewegung zu setzen hoffte ***).

*) Henry that noch mehr. Den 7. August h. J. richtete er, in derselben Weise und in seinem eignen Namen, die Schreiben an den König von Spanien, worin er diesem sagt: „Ich habe mich dem Entschlusse Adam anvertraut; Niemand weiß, daß ich an Ew. Majestät schreibe.“ Als Henry an die Spitze der Gesandtschaft getreten war, aufsuchte er sich wegen dieses Schandbries mit der Hofnagel des Herzogs von Bourbon. In allem, was die Verurtheilung der Jesuiten betraf, hatte er zwei Nebenrednerin und Beisitzer.

**) „Freudlich,“ sagte man darin, „ist dem so wenig über die Unvernunft. Eilte Ew. Majestät, als es selbst befragt war wegen der Schmach der Schandbriebe Louis Königs.“ In der Dankschrift des Grafen von la Harde lese ich im Gegentheil: „daß der von dem Hauptgeschäft des Reichs darin besteht, daß der König so wenig Zeit zur Vorbereitung hat, und dem so gleichgültig gegen die Zeit, wie gegen die Person gestimmt ist.“

**) In einer Dankschrift vom 30. April 1721 schickte sich der Graf von la Harde auf folgende Weise:

„Der Herr Herzog muß die Jesuiten in sein Interesse ziehen und sich mit ihnen vereinigen, um durch sie den Bruchmuth des Kö-

Tessi, plötzlich abberufen, konnte die Ursache nicht fassen und gab nur Befehlen Raum, welche Schlag auf Schlag folgten. Erst zu Sapanas erfuhr er die Wahrheit, und sah, welchem Argwohn von Treulosigkeit sein offenes und biederer Verstand ihn ausgesetzt hatte. Mit verwundeten Herzen setzte er seine Reise fort, erschien nur einmal bei Hofe und suchte sein Asyl bei den Kamaldulensern wieder auf. Edellicher Kummer folgte ihm dahin, und Tessi unterlag nach wenigen Tagen, nicht ohne den Beistand zu benehmen, der ihn, in seinem vorgeschrittenen Alter, versielet hatte, die ruhigen Eindrücke eines Eremitenlebens dem schnell verfliegenden Kunst-Dampf aufzuspeisen.

Inzwischen langte der Abt de Sory von Lissabon an, um ihn in Madrid zu treffen. Ihnen schrieb der Herzog, „daß er ihn keinesweges als Gästling behandle, indem er ihn mit dieser Sendung beaufte.“ Wirklich erschöpfte der Abt alle Unannehmlichkeiten derselben. Zur Audienz vorgelassen, überreichte er seine Beglaubigungsschreiben auf dem Kalern und mit Thränen in den Augen. Philipp, von seinem Schmerz gerührt, nahm die Depesche an, und suchte

nicht Philipp bei Hofe zu gewinnen, als vorher diesen fürchteten und gefürchteten Fürsten Gewissenhaftigkeit beibrachten bei über das Bedenken des Abts, sich leicht zu vernehmen. Aber da seine Jahre, welche bis zur Vermählung der Infanten verstrichen waren, nicht auch über den König an Symptom, welcher in dem Gemüthe des Königs für die Infanten vorhanden zu sein schien, und durch alle viel dem König Philipps bei der Zurechtweisung seiner Tochter und zur Vermählung in eine andere Vermählung des Königs zu machen.“ Die Instruktionen für den Abt von Troy wurden in diesen Sinne abgefaßt. Er war jedoch nicht sowohl bei dem König, als bei der Gesellschaft Jesu anerkannt.

eine Schere, um sie zu öffnen; doch die Königin, welche in demselben Augenblick ins Zimmer trat, widerlegte sich der Öffnung. Die Unterhaltung dauerte lange und war ruhig. Das königliche Paar zeigte sich weiser überrascht, noch aufgebracht. Liray's Reden erschütterten die kalte Unbegrifflichkeit auf keine Weise, und er zog sich zurück, ohne das Mindeste erreicht zu haben, nicht einmal die Eröffnung der Thronkammer. Dieser Zwang machte die Epistles fürchterlicher. Die Königin brachte die Nacht in Thednen zu; und als sie am folgenden Tage den englischen Gesandten zu sich beschicken hatte, sagte sie zu diesem: „Sie sehen, wie man uns behandelt; werden Sie diese Schmach dulden?“ Der Abbe von Liery und unsere Amantliche Konsulats erhielten den Befehl, Spanien zu verlassen. Die mit Don Karlos verlobte Prinzessin von Beaujeu wurde man auch zurückgefordert, ohne daß der König und die Königin sie zu sehen verlangten. Ihre Schwester, Wilhelmine Luise des Ersten, welche gerade aus Frankreich zurückkam, erhielt den Befehl, in Burgos Halt zu machen und sie daselbst zu erwarten. Philipp und seine Gemahlin zeigten sich mehre Tage hinter einander dem Publikum, und verbargen die ihrem Stolz geschlagenen Wunden hinter ein erzwungenes Lächeln. Dem Pöbel gestattete man, das Bildniß Ludwig des Fuafzehnten unter Schimpfenden durch die Straßen zu tragen, und die Bewohner der Perennien schlichen sich in die französischen Thäler, um auf den Weidenplätzen dem Vieh die Kaudschlen zu durchschneiden. Zu Paris forderten die beiden spanischen Minister Laulez und Montecinos, daß die Infantin ihren Wohnsitz verliere; doch der

Herr Herzog erlaubte ihnen nur, dieselbe zu begleiten, weil er ihr dieselben Ehren bezeigen wollte, die sie auf ihrer ersten Reise erhalten hatte. Die spanische Kungsfamilie wich, unter diesen Umständen, einer unabhörlchen Uebereilung. Ganz unversehrt kam der Marquis von Santa-Cruz, welcher der Infantina entgegen gereist war, in St. Jean-Pied-de-Port mit einer Karawane von mehr als vierhundert Personen an. Ein Schwacher, der an diesem Orte kommandirte, zog sich in die Bastille zurück, und der Marquis erschrak über die Macht, die er veranlaßt hatte. Der Austausch der Gefangenen hatte wenig Ähnlichkeit mit demjenigen, bei welchem vor drei Jahren der Feind den Versuch geführt hatte. Unbekannt mit ihrem Schicksal, spielte die Infantina in der Falschheit ihres Alters. Die Prinzessin von Oranjestad war unwillig, und ihre Schwester legte eine dumpfe Apathie an den Tag. Der Marquis von Santa-Cruz wich dem Stolz nicht so weit, daß er die reichen Diamanten ausgetauscht hätte, welche kürzlich der Fürstgatte der Infantina geschenkt hatte *). Als er noch Mitleid empfunden war, konnte er im Palaste vor den Augen des Publikums mehrere Stücke schwarzen Perles aus, wem, seiner Behauptung nach, die Infantina in Frankreich geküßt worden: eine kindische Thorheit, nicht geeignet dem Zorn einer aufgeachteten Mutter zu schmeicheln, als verständige Männer zu überreden.

Japteschen verfolgt der Herr Herzog seine Entodese

*) „Bei meiner Treu, er hatte weit mehr Lust sie zu sehen, als wir, sie ihr zu sehen.“ Schreiben des Herzogs von Dorsé, vom 14. Mai.

und sandte dem Grafen von Broglie Instruktionen, nach welchen er an die Tochter des Prinzen von Wales wenden soll. Dieser ausschweifende Schritt war der erste diplomatische Versuch Dubouche's, durch zu Uberschauem ungemein aufgelegten Geistes, der sich sonst am besten in Dingen gefiel, von denen er nichts verstand. Von ihm sagte der Marschall von Neaill^{*)} zu Ludwig dem Fünften: „Dubouche ist ein trefflicher Previnantmeister, welcher die Schwachheit hat, Kriegsplane machen zu wollen.“ Wie konnte man glauben, daß Georg der Erste, welcher nur in Kraft seiner Republik regierte, seine Tochter zur Apostasie bewegen würde? wie erwarten, daß die Engländer eine Prinzessin, welche die britische Konstitution nicht von der Krone ausschloß, in die Arme eines Königs von Frankreich übergehen lassen würden? Georg und seine Minister schlossen durch diese nicht zu befriedigenden Schwierigkeiten dem Grafen von Broglie den Mund, und machten sich am spanischen Hofe ein Verdienst aus ihrer abschlägigen Antwort. Die Zeitungen verkündigten indeß diese unerblickliche Vernehlung als beschloffen, und der Papst, den Frankreich damals schonte, gerieth darüber in Schrecken. Die ganze Intrigue war angezettelt worden, ohne daß der Graf Neaill davon wußte; und er ergreift nicht, daß die Geisteskränkung der öffentlichen Blätter eine kleine Kriegslust der Nähe der Marquis von Peze waren, um die Unterhandlung mit dem König Georg zu beleben. Gleich dem römischen Oberpriester durch

*) Schreiben des Marschalls von Neaill an den König, vom 27. Mai 1743.

diese Nachricte bringen und in Unruhe setzen, schrieb der Graf an den Herrn von Saint-Louis, seinen Vertrautesten zu Cambrai: „Man verliert zu viel dabei, daß man alles verheimlicht ist. Lassen Sie Ihre Anstalten so, daß sich von allen Seiten her das Gerücht von einer Vermählung des Prinzen von Astarac mit einer Erzhersogin verbreitet.“ Mitleidig theilt man zu den Tribulationen dieser seltsamen und feindseligen Politik.

Doch, während die britischen Inseln dem Prinzen von Conti eine Königin seiner Wahl versagten, bot der abbedeckte Norden ihm eine an, welche er zu erwarten weit eifriger war.

Peter der Erste hatte seine Laufbahn beschlossen. Durch übermüßigen Genuß hatte er der Absicht seiner Kräfte entgegenzueilen. Winnen unter den Vorbereitungen zur Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von Holstein. Sotory ward er plötzlich von einer mühsamen Krankheit befallen, die ihn nach zwölf Tagen heftiger Schmerzen ins Grab stürzte *). Sein sonst so heftiges Gemüth wurde dadurch erschüttert, und die Standhaftigkeit des Helden gab dem Schwachheiten des Sterbenden Raum. Er konsumirte drei Mal in sieben Tagen, und verordnete, daß man in allen Verhandlungen ohne Rücksicht der Glaubenslehren für ihn votiren sollte.

*) Ich habe einen vertraulichen Bericht gesehen, den einer von den Werkleuten des Spinn-Tag für Tag von seiner Krankheit erzählte. Er schloß sein Schicksal an Vergessenheit aus. Peter starb, wie der Kardinal Dubois, an einem Hitzekrampf, und hielt eine letzte Operation aus.

Während der Exer auf diese Weise starb, setzte Katharina durch ein außerordentliches Schauspiel im Erlöschen. Sie spielte, in dieser Krise, mit eben so viel Charakterstärke als Selbstgegenwart die Rollen der Gemahlin, der Witwe, der Mutter und der Stiefmutter, bewahrte das Vertrauen und schloß die Augen ihres Gemahls, genügte allen Bitterlichkeiten des Schmerzes, brachte den Sarg in Sicherheit, gewann die Soldaten, setzte den Verlobt Wilhelm in Bewegung und jagte sich selbst, dem Gebrauch des Landes gemäß, in Trauerstee wie begraben, bald Thronen vergießend, bald als Herrscherin. Vor dem Todestage Peters hatte man an ihrem Schicksal vergeblich; Tages darauf war sie Herrscherin aller Reußen. Inzwischen hatte der Exer nicht über diese unermessliche Erbschaft verfügt; und das Erbe übertrug sie, in diesem Falle, auf seinen Sohn, den einzigen Sprößling des unglücklichen Exerzitsch. Dies Kind von zehn Jahren hatte durch natürlichen Beschützer in seinem Thron, dem Kaiser Carl dem Sechsten; und dieser Gedanke stärkte die Sicherheit Katharina's *).

Gerade in diesem Augenblick langte die Nachricht von der Zurücksendung der Infantin an den Ufern der Wea an, und Katharina ermaß sogleich, wie möglich ihr eine Verbindung mit dem französischen Hofe werden könne. Der Herzog von Holstein, ihr Schwiegersohn, und der Fürst Wenzel

*) Peter des Ersten Sohn hatte sich mit der Schwester der Gemahlin Carl des Sechsten verlobt. Nach dem Tod dieser Prinzessin von Braunschweig, Waisenkind warf man El. August doch nichtigsten nachsien.

gloß erschienen hinter einander bei dem Herrn von Capreren, unserem Minister, um von Seiten der neuen Kaiserin die Hand der Großfürstin Elisabeth, ihrer zweiten Tochter, die Verheirathung dieser Prinzessin zum kaiserlichen Braut und einen Vertrag anzubieten, welcher alle Kräfte des russischen Reichs zur Verfügung Frankreichs stellte. Dem Tage darauf betraf ein Uebermaß von Wohlthollen, wie lebhaft der glückliche Erfolg gewünscht wurde. Derselben Unterhändler übergeben dem Herrn von Capreren den bestimmten Entwurf, nach welchem der Herzog von Bourbon sich mit der Tochter des vertriebenen Stanislaus verheirathen und diesem Könige nach dem Hintritt August's des Zweiten das Königreich Polen gewähleisist werden sollte. Die Kaiserin selbst beauftragte unserem Minister diese verschiedenen Vorschläge.

Während ein Edicte derselben nach Versailles überbrachte, verbreitete sich durch die Zeitungen zu St. Petersburg die Nachricht von der Vermählung Ludwig's des Fünfzehnten mit einer englischen Prinzessin. Wie widerwärtig dies auch seyn mochte: das russische Cabinet war so erbißt von der Idee einer französischen Verheirathung, daß der Herzog von Holslein dem Herrn von Capreren vorschlug, das bei Schybrun des Czars angesprochene Heiraths-Projekt zwischen dem Herrn Herzog und der Großfürstin Elisabeth wieder anzuknüpfen. Mit ungeminderter Heftigkeit antwortete der französische Hof auf alle diese Vorschläge. In einem Schreiben, worin Katharina und ihre Tochter mit sehr prächtigen Überschriften wurden, erschiedigte man sich darüber, daß man eine andere Wahl getroffen; und gestand

gemacht wurde der Unterschied der Religionen, so wie die Befürchtung, daß die Abfertigung der Tochter der Mutter schaden möchte in dem Urtheil ihrer Unterthanen. Auch der Herr Herzog versagte sich einer Verbindung, deren Vertheil eventuell war, und welche höchst wahrscheinlich nicht den Beifall der Karlise de Peze hatte *).

Weber die Wichtigkeit noch die Langsamkeit der Verhandlungen von St. Petersburg hatten die unbefonnenen Schritte des Kabinet von Chantilly gekostet. Als Karl der Achte (König von Frankreich) die Tochter Maximilian des Ersten zurückforderte, sprach die Erneuerung einer großen Forderung für diese Verwegenheit, und die Vermählung Maria's von Ortagne war eine beschlossene Sache. Doch der Herzog von Bourbon hatte Philipp belächelt ohne weiteren Plan, als die abgeschmackte Erneuerung, eine mög-

*) „Ich habe Er. Hoheit dem Herrn Herzog Amdt gesagt von dem Vorschlag, den Sie in seiner Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth gethan haben. Wie freut es Ihnen sagen, wie zu meinem Bedau. Er. Hoheit geführt war von einem so klugen und Beweise der Feindschaft und des Hochmuths der Spanier? Hier unvollkommenen freut es Ihnen von Ehreng, nach, von der Herr Herzog darüber empfand, daß es nicht mehr in seiner Gewalt stehe, die ihm zugesagte Ehre auszusprechen. Im Uebrigen sagt der Herr Herzog seiner Dankbarkeit über Ortagne.“ — (Schreiben des Grafen von Warville an den Herrn von Bourbon vom 21. Mai 1725).

Ich habe die Stelle abgeschrieben, weil man in Dacles' Denkwürdigkeiten liest, daß der Herr Herzog sich um die Hand der Gräfin Elisabeth bemühen habe, wenn der König darauf eingiehe. Ich bin geneigt, hinzuzusetzen, daß Dacles in dem Thatfachen sehr selten die gewöhnliche Meinung ist. Sobald er davon ein Epigramm geschrieben hat, giebt er die Absicht auf.

sche Prinzessin zu erwerben; und wie hätte dies schließlichen Rufen, ohne ihn den Gefahren der Ungewißheit und Unbereitsung aussetzen? Als der Chevalier von Miri von seiner galanten Gesandtschaft zurückkam, übertrug er das physische und moralische Gemälde von acht und zwanzig Prinzessinnen. Doch das Phantom des Herzogs von Orleans, und die Einsicht, worin er bei den feineren Familien des deutschen Reiches stehen sollte, bewogen, daß alle diese Wahlen als furchtbar erschienen. Um den, von Verdacht gequälten Minister zu beruhigen, bedurfte es einer Prinzessin, die von allem menschlichen Schutze verlassen war. Niemand aber konnte der Maria Lesinska diese traurige Empfehlung freitig machen.

Da der Ort, den sie im Elend betrachtete, die erste Station des Chevalier von Miri gewesen war: so befand sich ihr Bildniß an der Spitze der von diesem Reisenden zusammen gesuchten Sammlung. Ihre Vater Stanislaus war kurz Weirode von Posen, den der Eigensinn Karls des Zwölften für einen Jagenthiel auf den polnischen Thron erhob und den das Schicksal in die Niederlage verwickelte, welche dieser König von Schweden bei Paltawa erfuhr. Der Tod seines Beschützers zwang Stanislaus, das Herzogthum Ansbach zu verlassen, weil dieses eine andere Bestimmung erhielt; und die neue Königin (von Schweden) konnte ihm nicht die Rückstände der Subsidien bezahlen, welche der Erheber ihm versprochen hatte *). Sie wollte ihn

*) Diese Subsidien bestanden in 100,000 preussischen Thalem: rückständig geblieben aber waren 61,000 auf das Jahr 1718.

zum wenigsten dadurch wüßten, daß sie ihn durch die Güte des Regenten Frankreichs einem Zufluchtsort im Rieder-Elsas verschaffte *). Behauptet hat man, daß der sächsische Gesandte sich über diese Gastfreundschaft beklagt und daß der Regent ihm die solche Antwort gegeben habe: „Welchen Sie Herrn Herrn, daß Frankreich der Zufluchtsort für verunglückte Könige ist.“ In dieser Anrede ist jedoch kein Wort wahr. Der sächsische Hof führte keine Beschwerde, und kein Traktat gab ihm das Recht, bei einer Macht ersten Ranges einen so anmaßenden Schritt zu thun. Die Worte, welche man dem Herzog von Orleans in dem Mund legt, hätten die Würde der Mithras für einen Prinzen übersteigern, der sich so eben gendeligt gesehen hatte, * Jakob den Dritten im Angesicht Europa's über die Alpen zu verreiben. In dergleichen apostrophische Beschuldigungen unserer Geschichte kann man nicht Mißtrauen genug setzen. Ganz vorzüglich bei uns begünstigt die Einbildungskraft eines lebhaften und geistreichen Volks Erfindungen dieser Art. Ich habe in meinen Tagen manche Wagnere angesehen gesehen, die dereinst in unsere Jahrbücher einlaufen werden.

Stanislaus, seine Mutter, seine Gemahlin, seine Tochter, zwei Mönche und einige Edelknechte, die ihn auf seiner

*) „In der Zeit, wo man mich für todt hielt, von allen Seiten verlassen, erhol ich mich nicht, als jemals, in meinen Erregungen, sondern Herr Mithras die Könige von Schweden mich in die Hände Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Regenten legt.“ (Schreiben des Königs Stanislaus an d. d. Mann vom 9. September 1713.)

Flucht gefolgt waren, hatten sich innerhalb der alten Mauern der Compagnie von Weissenburg niedergelassen. Der Cardinal Dubois ließ ihnen reichlich durch die Straßburger Münze tausend Livres zahlen *). Im Uebrigsten zeigt Stanislaus durchaus nicht den Charakter, welcher das Unglück adelt. Die Kriecherei der Armut macht sich in seinen geschmeidigen und niederträchtigen Trefsen. Ueber alle Massen schmeichelt und liebkost er Dubois, le Blanc, Caprebon, Pellissier; er ruft die Vermittelung des Papstes und Schreckens an, und erbitet sich um den niedrigsten Preis, dem Königschild zu entsagen, seinen Nebenkübel anzuerkennen und sich dem Wüthend des Tyrans preiszugeben. Kaum war der Herr Herzog erster Minister geworden, so sah er sich von den Klagen bedrängt, die aus Weissenburg kamen. Er vermehrte den Tribut, den dieser Vandalhof bisher gegeben hatte. Diese Wohlthat war das einzige Band zwischen beiden, als der Bericht des Chevalier de Wicil die Aufmerksamkeit des Herrn Herzogs ganz vorzüglich auf die Prinzessin Maria lenkte. Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß der Oberst-Lieutenant Dauchon, den eine alte Freundschaft an Stanislaus knüpfte, das Herz der Wittise von Saxe bereits für diesen berühmten Flüchtling gewonnen hatte. Doch muß man eingestehen, daß, bei dem Absichten des Ministers und der Kaiserin, das von dem Chevalier von Wicil gezeichnete Bild der Maria Leszcynska

*) Es war vornehmlich die Königin von Schweden, welche diesen Bescheid in einem sehr ehrenvollen Schreiben vom 15. Januar 1720 schickte. Sie sollte darin den König von Polen als ihren Vorgesetzten und Vorgesetzten unterlegen sein.

sehr verführerisch scheinen mußte. Diese unschuldvollen und reinen Sitten, diese Beulich von irdischen Studien und harnloser Fröhllichkeit, diese gottessüchtigen und häuslichen Pflichten, diese Prinzessin, welche, gleich der Tochter des Alceus, keine andere Schenke kennt, als Wasser und Schnee, und im Verkehr mit ihrer Mutter und Großmutter Altarbesuch stiftet . . . alles in der Komposition von Weisenburg erinnerte an die Einfachheit der Heidenzeit. Dem Herrn Herzog entging nicht, was eine, durch die harte Nothwendigkeit gebildet und durch ihn aus dieser dessen Entbehrung hervorgegangene Prinzessin auf dem ersten Thron Europas bedeuten würde. Durch seine Politik abgewandt von der Ehre, eine Prinzessin seines Schicks zu krönen, sah er in Maria Ingrida eine angemessene Schwester, deren geistiger Geist und deren edelmüthiges Gemüth er unumstößlich beehrschte.

Der Bischof von Treves sah mit verständiger Freude diese Arbeit der Selbstsucht. Die Tochter des Königs Spaniens brachte ein leichtes Gewicht in die Lebenswaage, welche zwischen der jungen Gemahlin und dem alten Ergleiter durch Prinzen von Natur wirksam ist. Henry war auf eine doppelte Weise zufrieden mit einer Wahl, die ihn gefasste, und die er zu drosseln nicht gewagt haben würde; der König, immer kalt und suchtsam, unterwarf sich ohne Zögern, wie ohne Worten, dieser neuen Pflicht, welche sie ihn eben so nöthig war, wie jede andere Zeremonie seines Ranges. Doch die öffentliche Meinung fand in dieser seltsamen Verschwendung ohne Noth die Verachtung eines Vermunders, der den Staat und den Monarchen so

nen persönlichen Absichten zum Opfer brachte *). Erbaunt zum wenigsten war Frankreich darüber, daß man die Hand seiner Königs- der Tochter eines Glücklings andiet, dessen gesällige Königsrede nur eine Falsch und ein Unterpfand der Treue war. Auch verblüdete sich der Herr Herzog nicht gegen die Wahrheit dieser Bemerkung. Er sendete dem Chevalier Vaugeois an Stanislaus mit dem ausdrücklichen Auftrage, ihm zu erklären, daß, indem er seine Tochter auf den Thron brächte, er jeder Hoffnung, den polnischen Thron wieder zu besetzen, abschnüden müsse, weil Frankreich niemals eine ehedrige Rücksicht seinerseits billigen werde. Stanislaus war noch zu Boden gedrückt von seiner unvorhergesehenen Auszeichnung. Man weiß, daß er, beim Empfang des ersten Edelmanns des Herrn Herzogs, sich mit seiner Familie auf die Knie warf, um dem Himmel für eine so unerbittliche Gabe zu danken. In diesen Augenblicken der Freude und der Freude kostete es ihm we-

*) Stanislaus schrieb, unter dem 13 März 1724, in folgen- den Ausdrücken an ihn:

„Ich sende Ihnen den Herrn Reich, welcher den Befehl er- halten hat, Ihnen mein ganzes Herz zu sagen und es ganz in Ihre Hände zu legen und Ihnen zu sagen, daß ich mich nicht weniger bewundernd fühle von den göttlichen Aufsichten — als ich aus Furcht, daß sie verstanden möchten — als von einem geschehenen Schick- sal, aus welchem mich nur Ihr Verstand herausziehen kann, nach- dem Ihre fromme Absicht und Ihre richtige Unterstüßung ge- gen sich abgemacht haben werden, um Ihnen mit der Erlaubnis desselben zu sein.“ Die von dem Herzog bewilligte Bemerkung des Einseitigen betrug 1000 Taler unbedeutend. Stanislaus dankte da- für in einem Schreiben vom 1. September.

nig, dem französischen Minister die ihm auferlegte Entse-
gung zu versprechen. Ohne Zweifel waren seine Zusiche-
rungen aufrichtig. Doch die Kreuze Karls des Zwölften
trug in sich nichts von einem Gemüth, dem ein gegebenes
Versprechen heilig ist. Injuncty betrug sich selbst; und
nach wenigen Monaten fühlte er, daß der Durst nach Ober-
herrlichkeit nicht gelöscht wird auf Lippen, welche ihre Sch-
meigelt und selbst ihre Treuezeit einmal geloset haben.

Indes stellten sich den Vorberathungen zu der öffent-
lich bekannt gemachten Verbindung noch manche Hinder-
nisse entgegen. Eine künstlich gewirkte Unlesbarkeit be-
wachte Plessis *) ; ein Verbrechen verhehlt, das Hochver-
rath mit Blut zu sühnen. Herr de Sparak, vor kurzem zum
Intendanten des Elsass ernannt, war nach Weisenburg
gekommen, um den Gerichtshof dasebst zu beaufsichtigen.

*) Der Herzog schickte ein paar ausgesucht, doch sehr unglück-
liches Schmeicheln, worin man ihm vertraute, daß Maria Leszcynska
erhöchsten Gemüths unkenntlich wäre, und daß ihre Mutter we-
gen dieses Uebels eine Heilung zu Lier, die sich mit Heilung be-
fasse, befragt habe. Diese eben so wichtige als thörichte zu bewachen
bestimmte Anrede verfiel die Jakob von Chastille in die gewöhnliche
Fingel. Man ließ sich gewöhnlich, Botschafter zur Verhinderung der
Hochzeitstour zu ersuchen, während man im größten Geheim den
Herrn de Sparak nach Lier und Weisenburg mit Instructionen vom
1. Mai sandte, welche Verlegenheit und Schrecken im höchsten
Grade ausdrückten. Es ließ sich jedoch kein Zweifel für die ange-
gebene Erklärung auffinden, und man schickte diese Fabel der Nachsicht
des Kaiserlichen Hofes zu. Ein Schreiben des Herzogs von Loth-
ren vom 26. Juli sagt aus, daß die Herzogin von Lothringen die Erhe-
bung der Königin Maria als einen an ihrem Thron verübten
Verrath betrachtete, und daß ihr wieder höchstbedeutend stehenden
Bemühen sehr viel Mühe that, sie zu beschwichtigen und von dem
Schrecken abzubringen.

Den 12. Juni fand sich bei ihm ein unbekannter ein, der folgendes aussagte: „Vergessen bin ich auf dem rechten Rheinufer einem gewissen Herrn Strümpel begegnet, dessen Bruder Sekretär des Sächsischen Residenten zu Frankfurt ist. Dieser Mann hat meine Bekanntschaft mit mir erneuert und mich bewegen, ihn nach dem Schlosse Falkenberg zu folgen, wo er bei seinem Vetter, einem Amtmann des Fürsten von Heiningen, wohnt. Hier hat er mich in Kenntniß gesetzt von einem Komplot, wodurch der sächsische Hof von der Gefahr befreit werden soll, die Stanislaus ihm verursacht — besonders gefährlich verursacht, wo der König von Frankreich sein Schwiegersohn werden wird. Er hat mir zwei Kisten voll Rauchtaback gezeigt, der noch türkischer Weise verpackt ist. Allein der Taback der einen dieser Kisten ist vergiftet; und auf folgende Weise hat er sich über die Absicht der Verschwornen gegen mich erklärt: Jegend jemand wird sich, als Handelsmann verkleidet, zu dem König Stanislaus begeben, um ihm diesen asiatischen Taback zu verkaufen, und ihn zum Versuch denjenigen zurücklassen, dessen Zuweisung unschuldig ist. Man weißte nicht, daß seine ungemeine Hebligkeit den König bewegen werde, noch mehr zu fordern, und alsdann wird der Handelsmann Kisten liefern, welche tödtlich sind; und da ihrer Wirkung sich sehr langsam entzieht, ohne ein Organ zu verletzen, so wird der Handelsmann Zeit haben, nicht nur sich jeder Gefahr, sondern auch jedem Verdachte zu entziehen. Strümpel hat mich aufgefordert, diesen Verkauf zu unterstützen, der mit tausend Dukaten und einer Kompagnie im Lohne vergütet werden soll; er hat mir auch versprochen, daß mir die Gensd'armen im Namen des Königs

durch den General Blumming und durch einen Herrn Viss, schiffischen Kapitan, gegeben werden soll, als welche das Geheimniß und die Leitung dieses Unternehmens abschließend haben. Ich habe angenommen, und Staniel hat mir die nicht vergiftete Taback-Pipe übergeben, die ich Ihnen bringe. Wir haben verabredet, morgen im Schlosse Bollendorf zusammen zu treffen, wo ich ihn von dem Erfolgs unserer ersten Schritte unterrichten soll. Ich suche keinen Lohn für die Anzeiger, die ich gemacht habe. Mein Name ist Melch von Melchman. Ich bin verabschiedeter Militair des Fürsten von Zweibrücken; und wenn Sie mich fragen, welches Interesse ich für den König Stanislaus hege, so will ich Ihnen gestehen, daß es nicht weit her ist. Ich habe mich erlaubt, daß ich einmal vor der Thüre seines Hauses Schildwache gestanden habe. Seine gute Mine hat mir gefallen, und dies ist der einzige Beweggrund, der mich gegnermäßig bestimmt, sein Leben zu retten *).

Dies Geständniß brachte den Herrn du Dorlay in große Verlegenheit. Sollte er eine wichtige Anzeige, die mit so viel Bestimmtheit und Treuehaftigkeit gemacht wurde, verachten? Konnte man einem Fremden, einem Unbekannten glauben, der so ganz das Ansehen eines besonnenen Mannes hatte? Sollte es sich, dem französischen Hof durch diese widerwärtige Nachricht zu beunruhigen, und ihn in den peinlichen Wechselstall zu bringen, entweder die Entdeckung eines Verbrechens zu verhindern, wenn man die polnischen Formen beobachtet, oder große Anstrengungen zu

*) Auszug aus der Anzeige Melch von Melchman.

veranlassen, wenn man sie durch eine Verlesung des Reichs-
 Gebiets erzwingt? Du Karl war jung, voll Muths,
 zum Handeln aufgelegt. Mit Adel und Nachdruck setzte
 er seinen Entschluß, und zwar so, daß er in eigener Per-
 son den Schuldigen und das *corpus delicti* aufheben wollte,
 mit der augenscheinlichen Befehl, im Falle des Selingens
 der Missethät bestraft, und im Falle des Mißlingens bestraft
 zu werden. Auf der Stelle wählte er unter den Offizieren
 der Garulsen, unter den Soldaten der Landst-Polizei und
 unter den Dienern des königlichen Hauses einen Trupp
 von dreißig Männern, und nach an demselben Tage Abends
 um 11 Uhr brach er, unter der Leitung des streng bewachi-
 ten Diensthauptmanns, an der Spitze dieser Mannschaft, auf.
 In aller Eile und begleitet von der Dunkelheit gelangt
 das Detachement durch die Wälder, welche Weisenburg
 umgeben und in welchen sich mehrere fremde Gebiete durch-
 kreuzen; und mit Gebrauch des Tages befindet es sich acht
 Meilen von seinem Abgangspunkte vor dem Schloß Hah-
 tenburg. Dort verschafft dem Eintritt in das Schloß. Die
 bewaffnete Schaar bedrängt sogleich alle Ausgänge. Mit gro-
 ßer Sorgfalt wird das Schloß durchsucht. Streichel be-
 findet sich nicht daselbst, ist die Nacht hindurch auch gar
 nicht da gewesen. Das Gerücht, das er seinen An-
 stifter bezeichnet hatte, war, aller Wahrscheinlichkeit nach,
 nur eine erste Probe, deren ungewissen Ausgang er ver-
 muthen wollte. Doch der Knecht wurde in seinem Zorn
 überfallen, und ihn führt man auf das von Streichel be-
 wohnte Zimmer, das man in seiner Gegenwart durchsucht,
 und wo man, auf Knecht's Aussage, zwischen zwei Ma-
 trassen die Kiste christlichen Labors findet. Dem du Han-

lap fordert den Leutnant auf, von diesem Taback zu rauchen oder zu rauchen; doch dieser weigert sich, unter Zeichen des Schreckens, und sagt, er glaube, daß dieser Taback, den sein Vater aus Frankfurt erhalten, vergiftet sei. Herr du Harlay verfaßt ein Protocol, welches der Anwalt auf folgende Weise unterzeichnet: „Weidner, welcher erklärt, nicht schuldig zu seyn an dem Verbrechen seines Vaters.“ Der schwierigste Theil der Expedition war — der Rückzug. Man beschloß, ihn auf Landau zu machen, welches näher liegt, als Weissenburg. Nichts desto weniger sah man sich genöthigt, eine abgekehrte Person des Landes als Gefangenen mit sich zu nehmen, und die Gebirge des Riesen von Reiningen und des Kurfürsten von der Pfalz bei hellem Tage zu durchgehen. Wie leicht hätte die Stellung der Feinde eröffnet, und die ganze Vertheidigung auf die Traine bringen können gegen eine so schwache Bedeckung, deren Tapferkeit nur dazu dienen konnte, die Niederlage noch blutiger zu machen! Doch, Dank sei es der Schnelligkeit des Marsches und der Vorsicht, wenn man die rauchesten und verlassenen Wege wählte! Das kleine Heer des Intendanten erreichte noch am denselben Tage, wenn gleich mit ungemachter Beschwerde die Mauern von Landau, wo es seinen Gang abging.

Die Abwesenheit Steinbocks und die Abzügen seiner noch Verwandten versprochen ihm sein Recht zur Belohnung des Komplex, Bestandes. Die Weigerung des Anwalt, den verdächtigen Taback zu probiren, war das Einzige, was man wider ihn vorbringen konnte; allein diese Anzige verlor ihre Kraft in der Behauptung desselben, daß er durch die Köche der Soldaten hinreichend davon un-

errichtet gewesen wäre, daß es sich um die Aufhebung einer vergifteten Substanz gehandelt habe. Streng genommen, war diese Erklärung nicht unmöglich. Ihr zufolge sah man sich nach einer zweimonatlichen Verhaftung mit mehreren Verhören genöthigt, den Angeklagten an seinen Fürsten zurückzugeben. Besonders gab der Hof dem Herrn du Harlay Anrecht; im Stillen dankte er ihm für seine Eifer und für sein kluges Betragen. Nur ein Eingeständniß zeigte sich unerschütterlich. Dies war der alte Marschall Dubourg, Kommandant der Provinz. Aufgebracht darüber, daß ein Mann von der Größe das Amt des besten Soldaten so leicht verrichtet hatte, vertheidigte er den Intendanten durch ungerechte Verordnungen, setzte die Offiziere, die ihm gefolgt waren, in Arrest und zeigte alle Schwäche eines kaiserlichen Ansehens. Glücklicher Weise bewies sich der Kaiser, wie kühnlich auch Französisches Verhältniß seit der Zurücksendung der Justitia zu ihm geworden war, milder stung; denn er forderte nicht die Grausamkeit, welche der Herzog von Richelieu ihm wegen des Ueberfalls von Gallenbourg angedeihen beauftragt war. Die politische Empfindlichkeit ordnete sich bei dieser Selbsteigenschaft dem Uebergewicht der natürlichen Gerechtigkeit unter. Dem Fürsten, dem Schick verlehrt war, übersandte man du Harlay's Protokoll mit Weglassung aller der Stellen, welche den Kurfürsten von Sachsen in das unvoretheilhafte Licht stellten. Diese Schonung schien billig; denn nichts beugte die Wuth des August's; sein Charakter paßte nicht zu so schwarzem Kommissarwesen, und ohne daß er davon wußte, konnte sein Hof jene eifrigen Diener nähern, welche sich ein Verdienst daraus machten, ihrem Vorgesetzten den Vortheil eines Vordurchgangs

zu führen, ohne ihm die Bekrönung der Erfüllung oder die Schande, es verpasst zu haben, aufzubürden *). Seit seinem Rückzuge nach dem Elbthum war Stanislaus nicht an Unternehmungen ausgeartet gewesen, welche die Wackheit der Königin von Schweden, des Regenten und des Prinzen von Condé noch einander von seiner Person entfernten. Der geschickteste und der letzte dieser Versuche war die von du Roulay vermittelte Vergiftung. Das Mißgeschick konnte endlich den belagerten Menschen Weinenden dem schicksamen Schicksal entziehen, das selbst im Schatten des Feindes alle Befehle des Tyrans für ihn befehlte!

Die Stadt Strasburg war die erste Bühne, wo die Familie beglückte, den Eichelhäckern ihrer Komposition entgegen, allmählig ihr Auge wieder an den Pomp des Königthums gewöhnte. Von dem jenseitigen Rhein über langem Flüssen an, um die Schaar ihrer Hoffnungen zu verfrachten. Der Herzog von Anjou und der Marquis von Beauvau, abgesandt, um die neue Königin zu fordern, so wie die Frauen, welche zur Bildung ihres Hauses berufen waren, allen von Versailles herbei. Selbst der Herzog von Orleans kam, quer durch die Carthagen des Feindes

*) Das, was Kaiserin von Sachsen so schmerzhaft ist, geschickte, nach ihr Wunsch im Jahr 1733. Ein Kaiser, Augustus, der den Titel des Churfürsten von Brandenburg angenommen hatte und in Potsdam unter dem Namen des Fürsten von Bismarck lebte, hat ihn in einem Schreiben dem Vortage, daß durch seinen Willen das Reichthum zu erhalten. Der Kaiser hat keine Erlaubnis, welche seinen Namen, so wie dann allen Churfürsten, der sich bei ihm befindet, zu erhalten mußten, und selbst sich gegen Frankreich, habe aufzugeben. (Briefe des Kaisers an Maria.)

Hofet, an, und repräsentirte den König bei der Verkündigungsfest, nicht ohne der Eintreffs seines Kavaliers und einem Geschenk von hundert tausend Thakren seine eigenen Gefühle und die Schande, das Werk seines Vaters zu zerstören, zum Opfer zu bringen. Die Prinzessin Maria entwarf durch eine beschriebene Entschien alle französischen Vornehmheit *). Ihr Vater setzte in Erkennen durch einige seltsame Bewegungen. Was sah ihn die Wertschreife seines Schwelgerschmuckes lassen. Ob er das Goldband des Ordens annehmen, wollte er die Nacht in einer Kapuziner-Kirche zubringen, um die fremden Wachen nachzumachen, wenn die alten Väter sich zu ihren Eiden vorbereiteten. Beim Abschied von seiner Tochter, richtete er an diese eine „Instruktion über die Pflichten des Throns und der Ehe;“ sie war gefüllt mit Stellen aus Predigtenbüchern. Unter

*) „Ich gelte, daß sie glücklich ist; allein sie gefällt mir über allen Ausdruck hinaus.“ (Scherben des Herzogs von Anjou an den Grafen von Harville vom 28. Juli). Derselbe Brief enthält einige andere Mißbehagungen; unter andern: „Der König und die Königin von Polen sind außer sich vor Schmerz darüber, daß der Herzog von Lorraine ihnen gemeldet hat, sie würden auch der hochzeitlichen nicht länger mit ihrer Tochter essen. Ich weiß nicht, was Ursache der Mangel von Drey der so geschätzte Blutsippe her sei. Dies würde ein Gift für die Leben und ein Triumph für Ihre Feinde setzen, die Sie nur verachten würden. Selbst über die Eheverträge, wenn Sie bestritten, müßte man sich weigern. Schweden würde es ihnen nie vergeben. Die Prinzessin und Ihre Tochter würden leben schafflich, daß Sie am Tage der Jungfrau vermählt werden müßte, für welche man eine ganz besondere Demuth hegt.“ Nach der Etiquette herrschte, so entschied man, daß Marie nicht öffentlich essen dürfe, aber den Champag zu haben, d. h. zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter, während der König von Frankreich nicht ungeschickte hinter Hoffnungen.

den Jubligungen, welche ihn auf die Veränderung seines Glücksstandes aufmerksam machten, mußte er ein schmerzhaftes Schreiben aufschreiben, daß er damals von Jakob dem Dritten, seinem Wohnbuhler im Unglück, erhielt. Der Stolz des Polen gerieth in Verlegenheit wegen der Form, worin einem Prärendenten gemeldet werden mußte, der den Thron nur auf der Erde gesehen, nie, wie er, auf demselben gesessen hatte *). Der Graf von Morille wurde zu Rathe gezogen bei dieser Eilenden-Komödie, die von zwei kaiserlichen Schattten gespielt wurde. Bei dem Allen vergaß Stanislaus nicht die Hand, die ihn wieder emporgehoben hatte, und der Graf von Kottensbourg, der sich auf seinen Gesandtschaftsposten nach Berlin begab, wurde der Vertraute seiner Erkenntlichkeit. Er zeigte diesem Minister an, daß der Austausch seiner Patrimonial-Grundnen gegen Anland auf dem Punkt stehe, unter der Vermittelung Schwedens abgeschlossen zu werden; und trug ihm auf, dem König von Preussen diese Erwerbung für das Fürstenthum Rupschland anzubieten, das er an den Herzog von Pommern abzutreten gedachte. Der Graf Kottensbourg fand Friedrich Wilhelm sehr bereit zu einem solchen Abkommen, jedoch nur mit der Bedingung, daß man an Anlands Stelle Länder bringen sollte, welche an Pommern oder Pommern

gräny

*) „Ihre eigene Lage muß Sie für die nöthige sorgen, und es thut, daß die Verführung, indem Sie Ihre Jugend verlor, nicht zu gleicher Zeit, in Ihnen dem Juraß erwecken wollte, welcher eben so süß als vernünftig wäre, die Regierungskünste mehr zu erlernen.“ Jakob II. (Schreiben des Polens) an Stanislaus vom 5. Juni 1735.

größten. Nur an Zeit gebrach es für die Vollendung eines Traktats, welches dem Fürsten von Condé das alte Erbe-
theil des Hauses Longueville überlassen sollte *). Doch
während eine fremde Souveränität ihm näher trat, wachte
seine eigene Negierung, und selbst das Schimmeln der Feste
konnte die Uebel und Schicksale, die sich ohne Maß an-
häuften, nicht bedecken.

*) Wiege bei Besatz von Rothemburg an den Herrn Herzog
vom 5. November 1725 und vom 6. April 1736. In seiner Ab-
sicht vom 16. Mai stand der Herr Herzog das Barchelon mit
Frieden an, und ersucht den Rathschreiber die letzte Verfügung
geschil, um nicht den Rathen Herrn will zu machen, welcher auf
die Erhaltung von Barchelon Anspruch machte. Was sich auch
der Abgang der Hauptangestellte sein möchte: immer befallt es
ihm, dem Rathen der Herr zu dienen, weil der ausschließ-
liche Wunsch nicht Rathen den Interessen Barchelons entgegen
ist.

(Fortsetzung folgt.)

Z u g a b e n

zu dem

staatswirthschaftlichen Aphorismen.

(Zweiter Theil.)

Zweite Zugabe.

Ueber den Einfluß des sogenannten Mittelalters auf
die Entwicklung der Staatswirthschaftslehre,
als positiver Wissenschaft.

Man kommt, je mehr und mehr, von dem Wahn zu-
rück, daß diejenige Periode, welche von den Geschichtsschre-
ibern als die mittlere Zeit oder als das Mittelalter be-
zeichnet wird, ein Zeitraum innerlicher Verfinsternung und
rückwärtsgehrter Barbarei gewesen, bloß weil es in densel-
ben naturlich an gewissen Erscheinungen der Kunst und Wis-
senchaft gefehlt hat. Da dieser Zeitraum, in der herge-
brachten Darstellung, nicht weniger als tausend Jahre um-
faßt, die, wenn sie in Jahrhunderte aufgelöst werden, die
größte Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Erscheinungen
darbieten; da unter diesen Erscheinungen einzelne anzutreffen
sind, von welchen eingestanden wird, daß sie Griechen und
Römern fremd waren, ohne daß über umfassende Möglich-
keit sich im Mindesten bezweifeln läßt; da, um alles mit
einem Worte zu sagen, das Mittelalter diejenige Periode
ist, worin so aufsteigende Entdeckungen, wie die des Rom-

passet, des Schießpulvers und der Buchdruckerei gemacht sind — Erfindungen, die, auf eine ganz unmerkliche Weise, die Grundlage des gegenwärtigen Zustandes der europäischen Gesellschaft bilden: — so befindet man sich offenbar in dem Wechselfall, entweder diesen Zustand mit allem, was sich daran künftighin verdammen, oder (da man sich dazu nie entschließen wird) einnehmen zu müssen, daß er das Verhältniß des ihm vorangegangenen sei, daß also dieser anders abgeändert werden müsse, als es hergebracht ist, und daß es vor allen Dingen darauf ankomme, sich klar zu machen, wodurch der Untergang des westlichen Weltreichs zu einer Wohlfahrt für das menschliche Geschlecht geworden sei.

Hätten die Römer sich auf das Organisiren eben so gut verstanden, wie sie Meister im Erobern waren: so würde das von ihnen zusammengebrachte Reich nicht die Schicksale erfahren haben, die mit dem Einbruch des fünften Jahrhunderts über dasselbe kamen. Doch man hat unstreitig Unrecht, wenn man dem Verstande der römischen Regierung zur Last legt, was auf eine ganz andere Rechnung gebracht werden muß. Die Wissenschaft hatte in den ersten Jahrhunderten unserer Zählrechnung bei weitem noch nicht die Fortschritte gemacht, welche erforderlich waren, um einem ungenügenden, aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzten Reiche Festigkeit und Dauer zu geben. Dies Reich mußte also, unter unaufhörlichen Krisen, in sich selbst zerfallen und allmählig der Noth barbarischer Völker werden, die ihren Zustand durch Eroberung zu verbessern suchten. Inzwischen waren die vier ersten Jahrhunderte nicht verstrichen, ohne der Gesellschaft eine neue Grundlage für eine höhere Entwicklung zu geben. Auf dem Trümmern

des, durch eine, mehr Jahrhunderte lang fortgeführte Er-
 oberung zerstörten Polytheismus hatte sich eine Lehre erho-
 ben, welche durch ihre Allgemeinheit und ihren verfühn-
 lichen Geist ganz besonders zu den Umständen paßte, worin
 es vorzüglich darauf ankam, Sieger und Besiegte mit
 einander zu versöhnen. Diese Lehre war das Christenthum,
 damals noch abgeschlossen in der Idee eines Gottes, der
 angeschaut ward unter dem Bilde eines Vaters des mensch-
 lichen Geschlechts, und in der Aufstellung eines für alle
 gesellschaftlichen Verhältnisse ausreichenden Sittengesetzes.
 Man würde die Wahrheit nicht auf seinem Orte haben,
 wenn man die Geißlichkeit des fünften Jahrhunderts in
 demselben Lichte betrachten wollte, worin sie fünf Jahrhun-
 derte später erscheint. Es gab damals zwar einen Katholici-
 mus, indem diese Benennung nichts mehr ausdrückte, als
 die Keligion des gesammten Römerreichs; doch fehlte noch
 viel daran, daß die Geißlichkeit, der Lehrer und Hirtenhe-
 ren, dasselbe gewesen wäre, was sie späterhin als Ver-
 theidigerin bedeutender Vorrechte wurde. Die christlichen
 Theologen des fünften Jahrhunderts, obgleich beinahe Pri-
 ster, fanden der Philosophie näher; und setzten sie den ge-
 bildesten Theil der Gesellschaft ausmachten und alle Wis-
 senschaft in sich vereinigten, war es ihrer Hauptangelegenheit,
 das Verhältniß der Sieger zu den Besiegten auf eine Weise
 zu regeln, die sich mit Billigkeit und Gerechtigkeit vertrug.
 Der alte gesellschaftliche Zustand hatte die Sklaverei zur
 Grundlage gehabt; und diese Grundlage war verlassen, seit-
 dem das Erdbrenn eingestellt war. Dennoch dauerte das
 hergebrachte Recht fort, nach welchem der Herr nach Will-
 kür über denjenigen verfügen konnte, den er seinen Skla-

den nannte. Das Verdienst nun, das sich die christliche Geisteswelt, vom fünften Jahrhundert an, um die Gesellschaft erwarb, bestand wesentlich darin, daß sie, nach einer aus der platonischen Schule herstammenden Anschauung, die Sklaverei in Knechtschaft verwandelte: ein Werk, welches ihr dadurch gelang, daß sie Seele und Leib als zwei verschiedenen Ordnungen der Dinge angehörig darstellte, und dem Beherrscher kein anderes Recht zugestand, als das Leibesrecht, so daß er hinsichtlich der Seele in allen Schönungen verpflichtet war, wiewohl er nicht aufhören wollte: Mißbrauch zu seyn.

Auf diese Weise war der gesellschaftliche Zustand durch die Eroberung germanischer Barbaren wesentlich verbessert. Die schäbigen Waffen, denen die materielle Production anheim gefallen war, trugen, von jetzt an, nicht länger, wie zu Sparta, zu Athen und zu Rom, das Joch eines Herrn, dem die Befehlsgebung das furchtbare Recht des Lebens und des Todes über seine Sklaven gebot, ehe daß das menschliche Gesetz durch menschenfreundliche Eingebungen die Strenge des bürgerlichen Gesetzes milderte. Wenn jene Waffen an die Schelle gebunden waren, so war dies immer nur eine indirekte Unterwerfung; und ihre Rücksicht sollte sie bei weitem weniger in die Willkür, als unter den Schutz ihrer Beherrscher in einem Zeitalter, wo der Geist der Feindseligkeit aus einem Nachbar einen Feind machte und den schwachen Arbeiter nöthigte, sich in den Schutz des starken Vornehmsten zu begeben. Bei den Alten gelang die politische Hierarchie den Mann von Geist ehn von Gemüthe, wenn er das Unglück gehabt hatte, in einem niedrigen Stande geboren zu seyn, zu einem unabänderlichen Vo-

hätten in dem Zustande der Inferiorität. Jener sinnreiche Pöngler, dem wir die Erfindung des Apokal verdanken, vertauschte seinen Sklavenband unter einem Philosophen nur gegen die Freiheit, den Schandfleck seines Ursprungs von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof zu tragen, und, unter dem demüthigen Titel eines Hingelassenen, der Noth der Aristokraten und der Fürsten zu werden; und sah Epistim, der sich in demselben Falle befand, sich nicht genüthigt, sein Gemüth in einem außer-normalen Zustande zu erhalten und sich das Fieber des Fortschritts einzuspielen, um die Last der Knospe mit legend einem Erfolge zu ertragen? In dem theologisch-sensiblen Gesellschafts-System hingegen, welches sich nach dem Untergange des weltlichen Reichs ausbildete, war das Verurtheil der Sekund der Plebejern nicht hinderlich an der Ausübung priesterlicher Verrichtungen; und die natürliche Folge davon war, daß der wissenschaftlich gebildete Gemeine durch das Uebergewicht der Religion und der Einsicht über den unwissenden Adel den Ausschlag gab, und es nicht selten dahin brachte, den ersten Stoop im Staate bilden zu helfen. Hieser, von seinem Schwerm Jambus so tief gekränkt, so abspätzig behandelt, hätte sich da, wo glatte Epikurien mit dem Episkopat befreundet und der Schwelgerei von Montale mit der dreifachen Krone geschmückt wurde, zur Würde eines Kirchen-Fürsten erheben können.

Die Verwandlung der Sklaverei in Leibeigenschaft, das Wort der christlichen Engherzen, schloß einen Fortschritt in sich, der, wenn von Entzweiung des menschlichen Geistes die Rede ist, kaum größer und aufschreißender gedacht werden kann. In ihr findet man eher Wille den

Sehen auf, aus welchem alle Veränderungen hervorgegangen sind, welche die europäische Welt bis auf unsere Zeiten erfahren hat. Die christliche Weltlichkeit selbst begnügte sich nicht lange mit einer einfachen Theilung der Herrschaft. Als ausschließende Inhaberin der wissenschaftlichen und künstlerischen Reichthümer, vermöge welcher sie ihr künftiges Uebergewicht befestigt hatte — wie hätte sie an der Spitze der Zivilisation stehen und über die öffentliche Meinung verfügen können, ohne nach dem geistlichen Cuiusmodi zu streben? Auf diese Weise wurde, durch die immer steigendere Ausbildung der Hierarchie, die katholische Autokratie gegründet, deren Wesen so wenige Zeitgenossen richtig aufzufassen vermögen. Wenn die Verlegung des Sitzes der Regierung von Rom nach Konstantinopel den alt-römischen Patriarchen keine andere Wahl gelassen hatte, als sich dem neuen Priesterthum zuwenden, und wenn das ganze weströmische Reich damit einverstanden war, theils aus alter Achtung für Rom, theils um ein Orakel zu haben, an welches man sich im Streite über Glaubenslehren wenden konnte: so dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß sich der Sammelplatz früherer Patriarchen zum Wohnsitz einer Herrschaft ausbildete, wie man sie früher nie gekannt hatte, d. h. einer Herrschaft, die sich herausnahm, alle geistlichen Bewegung leben zu lassen. Was man wohl päpstlichen Despotismus genannt hat, war, als er im elften Jahrhunderte seinen Kulminations-Punkt erreicht hatte, nur der Ausdruck der Bedürfnisse der Zeit, nur die Form, worin sich die Zivilisation in Wörtern darstellen mußte, welche mühsam hervorgezogen waren aus dem Scepticismus, der Schisma und Rom in den Zeiten ihrer Hin-

fähigkeit mit sich fortgerissen und zu Gegenständen der Eröbnerung gemacht hatte. Gegen diese Erscheinung läßt sich also nichts einwenden. Doch den absoluten Lehren, welche die Grundlage ihrer Wirksamkeit ausmachten, unterordnend sich getreu, wurde die geistliche Gewalt des Katholicismus, anstatt der fortschrittlichen Bewegung des menschlichen Geschlechts, aus welcher sie hervorgegangen war, zu folgen, vielmehr eben so stationär, wie die Priester des Polytheismus es in jener Zeit gewesen waren, wo die Philosophen der Ueifrige ihrer Stelle eingenommen hatten. Von jetzt an aufgegeben von dem überlegenen Geiste, welche, obgleich meistens in ihrem Schooße gebildet, Entdeckungen bezeugen und gesellschaftliche Verbesserungen unterstügen wollten, gelangte auch sie dahin, daß das Jopet der Meinung ihrem Hände entfiel, um übergehen auf Reformatoren und Philosophen, die vor ihren Augen eine neue stinliche Macht zu erreichen strebten, ähnlich derjenigen, welche ihrer Vorgänger im Neuschelismus, d. h. die Gründer und Zöglinge der berühmten Institute Joniens, Griechenlands und Italiens, über ihre Zeitgenossen ausgeübt hatten. Nach sechs Jahrhunderten hartnäckigen Kampfes haben die Organe der fortschrittlichen Vernunft des menschlichen Geschlechts damit gerädelt, daß sich, noch und noch, alle gesellschaftlichen Kräfte um sie hergesammelt haben, und daß die priesterliche Allmacht verschwunden ist. Geheumen ist die Zeit, wo jeder Zweifel über den Werth eines längst besiegten Dogmas ausbleiben muß.

Wir haben in diesem Umriss nichts weiter beabsichtigt, als die Wege zu zeichnen, welche die europäische Entwicklung während des Mittelalters zurückgelegt hat. Alle politi-

ische Systeme aber, die theokratischen gar nicht ausgenommen, haben das Eigenthümliche, daß sie bestimmt werden durch den Grad von Entfaltung, den die Gesellschaft vermöge der Theilnehmung gewinnt. Der Mangel, welchen die christliche Priefterschaft zu einer Verwandlung der Ekklasiastik in Leibesgenossenschaft gegeben hatte, konnte nicht ohne Folgen bleiben; und indem diese sich in einer größeren Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen oder der Gewerbe darstellten, hatte jene, sofern sie an der Spitze der Stillsessenen bleiben wollte, vor allen Dingen dahin zu trachten, daß unter diesen Verrichtungen keine entstand, wodurch ihre Autorität geschadet wurde. Die Lösung dieser Aufgabe war jedoch um so schwieriger, weil das Beweglich-Bewandliche selten auf der Stelle erkannt wird, und die Befestigung desselben, nachdem die Wirkungen Allgemeinheit gewonnen haben, in der Regel zu spät kommt. Ihren größten Feind hatte die christliche Priefterschaft im Physikismus, d. h. im Fortschritt derjenigen Wissenschaft, welche, unbekümmert um die Ursachen der Erscheinungen, nur die Gesetze derselben zu erkennen strebt. Glücklicher Weise konnte sie diesen Feind, einen langen Zeitraum hindurch, so wenig, daß sie ihn nicht einmal ahnte; denn es ist eine bekannte Thatsache, daß die christlichen Priester, viele Jahrhunderte hindurch, keine Art von positiver Erkenntniß zu rückweisen, ja, daß sie das Studium der Naturwissenschaften aus allen Kräften förderten. Erst als ihre Autorität im Abnehmen war, dachten sie auf Mittel dieselbe indirect und nicht zu beschützen: indirect durch Vermehrung und Systematisirung der Glaubenslehren, an welche von jezt an sogar ein Straf-Satz für Abtrünnige und Irige ge-

knüpfte wurde; vielmehr, durch eine solche Verknüpfung der Produktion, daß, ihrer Berechnung nach, nur das zum Verweilen kommen konnte, was ihrem Vertheil entsprach. Für die Erreichung des letzten Zwecks war, so scheint es, die Vertheilfälligkeit der Einkünfte das Hauptmittel. Doch wie sehr sie auch die Gesellschaft in ihrer Gewalt bringen mochte: immer blieb sie der Gefahr ausgesetzt, dem von ihr herrschenden Antriebe zu unterliegen. Aus der Eigenschaft, deren Urheberin sie war, entwickelte sich allmählig die Erbsünderthätigkeit; und sobald diese in den irdischen Wurzeln geschlagen hatte, war dem Freiheitsfinn keine Schranken zu setzen; wir verstehen hier unter Freiheitsfinn nicht mehr, als das natürliche Bestreben des menschlichen Geistes, immer tiefer in die Geheimnisse der Natur einzudringen, um auf diesem Wege zu einer höhern Unabhängigkeit zu gelangen.

Daß nun der Einfluß des Mittelalters auf die Entwicklung der Staatsrechtslehre, diese als positive Wissenschaft betrachten, genauer angegeben werden: so dürfen nachfolgende Punkte dabei am wenigsten zu übersehen seyn.

Zunächst wurden durch die Lehre, welche die Bezeichnung „Katholizismus“ angenommen hatte, die Bestandtheile des ehemaligen Römerreichs, welche verschiedenen Erbsündern zu Theil geworden waren, in einem unveränderlichen Zusammenhang erhalten: eine Erscheinung, welche unendlich getreuer seyn würde, wenn nicht der Manichismus an die Stelle des Polytheismus getreten wäre. In höchster Abstraktion aufgefaßt, würde die Jurisdiktion der geistlichen Gewalt sich, in ihrer Territorial-Begrenzung, mit keinem andern Gränzen vermengen, als mit denen des bewohnbaren Theils der Erde, wenn alle Bruchtheile des menschlichen

Gefchlecht zu demselben Staatsstand-Zustande gelangt wären; denn die geistige Vergesellschaftung ist, ihrer Natur zufolge, einer unbestimmbaren Ausdehnung fähig. Doch betrachtet in ihrer Wirklichkeit, umfaßt sie immer nur diejenigen Völker, deren gesellschaftlicher Zustand so viel Ähnlichkeit in sich schließt, daß sie unter einander einen gewissen Grad von lebendiger Gemeinschaft bewahren können, während ihre Verschiedenheit nicht so wenig groß genug ist, um eben so viele verschiedene und von einander unabhängige weltliche Regierungen notwendig zu machen. In der geistlichen Welt, welche sich nach dem Untergange des römischen Reichthums bildete, dauerte dieses fort, nur mit dem Unterschiede, daß der Imperator sich in einen Papst, oder, (wenn man auf noch frühere Zeiten zurückgehen will) der *Princeps senatus* in einen *Pontifex maximus* veränderte. Rom blieb der Mittelpunkt des Reichs; und indem auch die Bevölkerung der Hauptstadt ihrer früheren Indolenz getreu blieb, lagen in dieser alle Aufforderungen zu einer klugen Senkung der Größe des Reichthums. Was in der Geschichte der kirchlichen Regierung bis auf unsere Zeiten ganz allgemein übersehen werden ist, besteht darin, daß diese Regierung die Verblindlichkeit ung, ein höchst gefährliches Prelateral nicht bloß aufreht, sondern auch bei guter Laune zu erhalten; wie beyde durch den müßiggängerischen Theil der besessenen Kunst, welcher erndet, geliebt und durch Schauspiele aller Art unterhalten seyn wollte. Hinaus erstreckten sich alle Forderungen, welche die christliche Kirche seit einem Jahrtausend und länger gemacht hat. Eine Hauptrolle in dieser reichlichen Ungelogenheit aber spielte die Sage vom Weltkriege, welche Weltkriegen notwendig macht,

während die weltlichen Regierungen sich mit Producten-Steuern abfinden lassen konnten. Was sich demnach gar nicht leugnen läßt, ist, daß alle Selbstwirtschaft (im Gegensatz von Feudalwirthschaft) von der Feudalisierung ausgegangen ist, welche die geistliche Gewalt während des Mittelalters ausübte; und wer möchte hiernach leugnen, daß die ganze Staatswirthschaftslehre, so weit sie bis auf unsere Zeiten ausgebildet ist, ihren Ursprung in den eigenthümlichen Bedürfnissen des Mittelalters gewonnen habe, dergestalt, daß, wenn die Sonderung der geistlichen Gewalt von der weltlichen, welche den Grund-Charakter des Mittelalters bildet, nicht Statt gefunden hätte, das menschliche Geschlecht sich noch auf denselben Punkt wissenschaftlicher Entwicklung befinden würde, worauf es sich vor dieser Periode befand?

Will man aber von den Erscheinungen des Mittelalters, verpöblich aber von dem Kampfe der weltlichen Macht mit der geistlichen, etwas mehr begreifen, als gerade hergebracht ist, so muß man, vor allen Dingen, die Rolle auffassen, welche das Geld im Mittelalter spielte. Allerdings waren Gold und Silber im Wesentlichen damals, was sie noch gegenwärtig sind: Ausgleichungs-Mittel der gesellschaftlichen Arbeit und ihrer Erzeugnisse. Allein sie hatten einen höhern Werth, als gegenwärtig; und dies hing mit Dingen zusammen, von welchen zu wünschen ist, daß sie so niemals wiederkehren mögen. Einmal waren sie seltener; zweitens waren sie beweglicher, als jeder andere Besitz. Bei der großen Unsicherheit des Eigenthums, welche diesen Zeiten eigen war, schätzte man sich glücklich, außer Grundstücken und anderem Kapitals-Besitz noch etwas zu bewoh-

ten, das sich leicht verbergen und folglich der Raubsucht entgegen ließ. Dies war nur Gold und Silber. Diese edlen Metalle wurden dadurch zu ausschließendem Reichthum, daß man Zinn und Wismuth in ihnen vertauschte. Indem man nämlich gewahr wurde, daß Productionen, welcher Art diese auch seyn mochten, sich durch den Tausch in Gold und Silber aufzulösen, ehe sie in Gegenstände des Verbrauchs verwandelt wurden, nahm man das Wismuth für den Zinn; Ackerbau, Handwerk, Kunst und Handel waren nur in sofern etwas werth, als man sich dadurch Gold und Silber verschaffte, und kein Reichthum ging verloren, so lange man diese Metalle zu beschaffen vermochte, die, obgleich unendlich verbraucht in unsern Tagen, noch immer den kleinsten Theil des Reichthums der Völker ausmachen. Hiernit hing aufs Innigste zusammen, daß eine Bekleidung, welche auf Selbsteinahme abgewandt, mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Man kennt die Mönche, welche Gregor der Siebente anordnete, sich das Kirchenrecht in allen seinen Theilen ginstig zu machen; sie verdienen Erlauben von Seiten der Kaise, womit sie gedacht waren; ja man grüßte in die Verfassung, diesen merkwürdigen Papst für den größten Finanz-Mann zu halten, den es jemals gegeben hat. Doch die Seindlichkeit, womit Gregor der Siebente zu Werke ging, um die göttliche Gewalt für immer zu befestigen, scheiterte an dem Zwang, welchen er dadurch auflegte, daß er die ersten Kirchen-Beamten in Völkern verwandelte, welche kaum noch eine andere Bestimmung hatten, als den heiligen Stuhl mit Geld zu versehen. Die Reuigkeits, zu welchen man seine Zusucht nahm, um das neue Befestigungs-Opfer erträglicher zu machen, leisteten

nicht, was dadurch geleistet werden sollte; und so geschah, daß, unmittelbar nach ihrer Verurtheilung, die Opposition anhub, welche in Verbindung mit neuen Forderungen und Erfindungen, die geistliche Gewalt so tief herabdrückte, daß ihre Unterordnung unter die weltliche nicht vermieden werden konnte.

Der Streit, der sich zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zwischen Bonifaz dem Achten und Philipp dem Schönen, König von Frankreich, erhob, hatte keinen andern Gegenstand, als die Ausfuhr des Goldes und Silbers nach Rom, welche der letztere nicht länger gestatten wollte. Bekanntlich endigte sich dieser Streit mit einer Verlegung der kirchlichen Oberregierung von Rom nach Avignon. Gewonnen war hierdurch nichts weiter, als daß die Vortheile, welche bis dahin dem Kirchenstaate zu Gute gekommen waren, dem südlichen Theile Frankreichs anheim fielen. In anderer Hinsicht war sogar eine Verschlimmerung möglich geworden. Trennung vom Kirchenstaate, ertheilte die apostolische Kammer noch das Regierungsgeld innerhalb eines gewissen Wirkungskreises zu gewähren pflegt; und sie ertheilte dies um so notwendiger, weil fast alle Lehnbürger des heiligen Stuhls sich unabhängig machten, und Rom selbst eine Verfassung annahm, welche von jeder früheren abwich. Die Folge davon war, daß die Päpste von Avignon ungefähr eben so dastanden, wie mehrere Monarchen der gegenwärtigen Zeit, nachdem sie alles Eigenthum (Domänen, Regalien u. s. m.) angekauft haben, und das, was sie zu ihrem und des Staates Unterhalt bedürfen, aus den Beuteln der Unterthanen beziehen müssen. Der Unterschied zwischen beiden bestand einzig darin, daß die Päpste sich des geistlichen

lichen Verkehr nicht in demselben Maße benötigten konnten, wie die Fürsten der gegenwärtigen Zeit. Benötigt ihre Zerstreuung nicht zu nehmen, beschränkten sie hauptsächlich die Geistlichkeit, in dieser jedoch, wie sich ganz von selbst versteht, die ganze Gesellschaft. Ihr Verfahren beruhte auf dem von Gregor dem Siebenten aufgestellten Grundsatz, daß der Papst allein berechtigt sei, über die Kircheneinkünfte zu verfügen. Es war Johann der Erste und zwanzigste (Klement des Fünften nächster Nachfolger) der das sogenannte Annaten-System zwar nicht einführt, doch in einem bis dahin nicht erzieltem Umfange in Gang brachte. Nach diesem Systeme war jeder Geistliche, der seine Anstellung durch den Papst erhielt, verpflichtet, die Einkünfte seiner Pfründe, ehe er Besitz davon genommen hatte, auf Ein Jahr an die apostolische Kammer zu bezahlen. Dies hätte vielleicht ertragen werden können. Doch die römische Kurie gab dem Gelehrten eine solche Anwendung, daß es dem Willkür nur allzu beschwerlich wurde. Um nämlich den möglichen größtmöglichen Vortheil davon zu ziehen, präsentirte der römische Hof, so oft eine reichliche Pfründe erledigt wurde, einen Geistlichen, der eine schlechtere hatte, zu dieser einen andern, der sich in derselben Lage befand, und sofort, so daß eine Erledigung oft mehr als sechs Präsentationen nach sich zog, denn jede der apostolischen Kammer einträglich wurde. Es versteht sich wohl von selbst, daß die Präsentirten, als solche, welche ihre Einkünfte verheißten, kein Mühe unterlassen ließen, um der apostolischen Kammer gerecht zu werden; nur daß die Gesellschaft durch das Umschweifen der Zahlminder in ihren Bestrebungen gehindert wurde; in Wahrheit noch weit mehr, als durch das ge-

geradezeitig solche Anleihe-System. Johann der Förf und freygeyßte Hieb hierbei nicht einmal stehen; denn unter dem Schein des Eifers für die Beobachtung der Kirchengeſetze abzogte er diejenigen, welche mehr Pfünden vermögten, zur Zuchthausarbeit herbei bis auf Eine; und indem er die gewonnenen Pfünden unter verschiedene Personen vertheilte, erhielt er von jedem Einzelnen das Einkommen derselben von einem Jahre. Dabei ließ er es nicht an neuen Döjersan-Eintheilungen und an Errichtung neuer Bischofsstühle fehlen.

Ob nun gleich die Annaten die Hauptquelle des päpstlichen Einkommens waren, so blieben sie doch nicht ausreichend, die einzige zu seyn. Man ging der Arbeit zur Seite: ein Mann, den man das Accise- und Zoll-System der theokratischen Regierung nennen möchte. Es kam nämlich darauf an, durch Beiträge von verschiedener Größe bedeutende Summen zusammen zu bringen: eine Finanz-Operation, die nur dadurch gelingen konnte, daß man Kommissionen aufstellte, welche Europa in allen Richtungen durchzogen, um den Abglauben zu besteuern. Wo sich Hindernisse entgegen stellten, überwand man diese entweder durch Theilung des Vortheils, oder auch dadurch, daß man hohen Officieren die Erlaubniß zu gleichen Besteuerungen ertheilte. Eine Regierung, welche ihre Autorität auf den Klauen an übernatürliche Tugenden stützt, kann, und muß sogar, gleichgültig seyn gegen große Verletzungen der Gerechtigkeit; denn, wenn es nicht dergleichen gäbe, so würde ihre Strafgewalt darunter leiden. Noch immer sind die Tugenden bekannt, durch deren Erlegung man sich von den schaudervollsten Verbrechen, wie Vater- und Muttermord, Bräutigam-

und Schweltermoos, Insekt u. s. w. verkaufen konnte. In dem alten Mittelpunkte der Thestrasse und zu Bologna bildeten P . . . eine Innung, und man weiß genau, daß die römische den Päpsten jährlich 3600 Goldfloren brachte. Selbst Bischöfe konnten sich gegen eine bestimmte Abgabe, die jedoch nicht für alle dieselbe blieb, Konstablen halten. Dafür lebten die Päpste und Kardinäle zu Avignon, wie Cardanopolis. Von den Taten der Ungerechtigkeit allein verlorst, was der höchste Luxus dieser Zeiten fordern mochte, versagten sie sich nichts; und da die römischen Proletarier ihnen nicht länger lästig waren, so konnten sie die bedeutendsten Schätze hinterlassen. Von Johann dem Zwei und zwanzigsten wird nicht unglaublich berichtet, daß er 18 Millionen Floren in barem Gelde und 7 Millionen in Juwelen und Kirchschätzen hinterlassen habe. Der Hof Clemens des Sechsten, welcher auf den genannten Papst folgte, übertraf an Unpäßlichkeit jeden Königs Hof; und gerade als ob die Welt nur vorhanden gewesen wäre, die Launen und Eitelkeitsdienste dieser Priester zu befriedigen, dachte man gar nicht daran, wie ein solcher Mißbrauch über kurz oder lang von der Gesellschaft werde gerächt werden.

Die babylonische Gefangenenschaft der kirchlichen Regierung — so wird bekanntlich der Aufenthalt der Päpste in Avignon bezeichnet — dauerte von 1309 bis 1367; unmittelbar nach dem Tode Gregors des Elften aber hat das Schisma an, welches die christliche Welt in zwei große Theile sonderte, von denen der eine dem römischen, der andere dem avignonischen Papste angehörte. Dies Schisma zu heben, wurden Konzilien über Konzilien veranstaltet, welche die Verfassung der Kirche in Angst und Schrecken begriffen.

und sonach auch die wichtige Frage entschieden, ob der Papst über dem Concilium, oder das Concilium über dem Papste stehe. Was waren diese Concilien, wenn man, je ihrem Wesen nach ansieht? Schwerlich noch etwas mehr, als Beamten-Conferenzen, hervorgerufen durch die Ueberwindung, welche die ansgewiesenen Päpste in das Banaten-Exilium gebracht hatten. Hierbei war eine Ausgleichung möglich; sie trat sogar mit einer gewissen Nothwendigkeit ein, sobald die Päpste der kirchlichen Beamtenwelt die nöthige Erleichterung bewilligt hatten. Indes dauerte das Selbstherrschaft des Oberhauptes der Kirche fort; es war sogar verstärkt durch den Aufenthalt in der alten Weltstadt, deren müßiggängerische Bevölkerung verschärft und bei guter Nahrung erhalten sehr wohlte. Unter diesen Umständen blieb nichts Anderes übrig, als den in den Banaten entstandenen Ausfall durch den Ablassraum zu decken, oder, nach heutigem Art zu reden, die kirchliche Steuer durch die Indulgenz zu ersetzen. Auf diese Weise wurde ein Finanz-Verfahren, welches bis dahin fast nur die kirchliche Beamtenwelt getroffen hatte, zu einer Gesetz für die ganze christliche Gemeinde. Welche Folgen dies hatte, stellt sich dar, sobald man die Reformation in dem Lichte einer durchgeführten Opposition gegen den Ablassraum betrachtet; und wer möchte leugnen, daß dies der Punkt war, von welchem diese große Bewegung ausging?

Es läßt sich dennoch durchaus nicht behaupten, daß während der langen Periode, welche als Mittelalter bezeichnet wird, für die Entwicklung der Staatsverfassungslernen nichts geschehen sei. Allerdings wurde diese nicht zu einer positiven Wissenschaft ausgebildet; wie wäre dies wohl mög-

lich gewesen, da das Mittelalter, auch in der höchsten Anweisung von der päpstlichen Regierung, nicht aufhörte, theologisch zu sein? Doch, sofern Beobachtung und Erfahrung die einzigen Grundlagen des Positivismus sind, war in der Behandlung, welche die Gesellschaft von Rom aus erfuhr, ein reichlicher Stoff zum Nachdenken gegeben: ein Stoff, der, wenn für seine Verarbeitung alles gehörig vorbereitet gewesen wäre, die schönsten Resultate für die Wissenschaft der Gesellschaft geliefert haben würde.

Was man wohl den Despotismus der Päpste genannt hat, beruhte hauptsächlich darauf, daß sie ihrer Finanz Zwecke zu einer Zeit verfolgen mußten, wo Geld und Silber für ausschließender Reichthum galten. Je ungerner man sich davon trennte, desto stärkere Hebelkräfte mußten in Bewegung gesetzt werden, um den guten Willen dazu herbeizubringen; und so dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß eine Institution, deren ursprüngliche Bestimmung die Leitung des Judenthums und Einlichen der Gesellschaft in sich schloß, allmählig zur ärgsten Tyrannei überging, weil hierin das einzige Mittel zur Beschützung ihrer materiellen Interesse enthalten war.

Da Gegen-Systeme nie ausbleiben: so dürfen wir uns, eben so, nicht darüber wundern, daß es in der europäischen Welt einzelne Punkte gab, auf welchen ein Maximum von Widerstand entwickelt wurde. Am wirksamsten geschah dies durch das sogenannte Merkantil-System, in welchem man von dem Grundsatz ausging, daß man nicht bloß das Geld im Lande behalten, sondern es auch auf jede nur erfindliche Weise vermehren müsse. Dies System ist weit älter, als man gemeinlich annimmt. Es entstand

nicht in England und in Frankreich, sondern in den kleineren Staaten Italiens und in den freien Städten Deutschlands, und wurde von den Regierungen aufgeführt, ohne daß sie sich darüber Nothwendigkeit ablegten, oder sich zu irgend einer Theorie erhoben. Und so zeigt sich denn auch in der Staatswirthschaftslehre, daß die Wahrheit immer nur gefunden, nie erfunden worden ist: den ersten Oekonomisten ist es nicht besser ergangen, als den ersten Astronomen, welche, vom Schicksal geblendet, die Erde für unbeweglich hielten, während die Venus täglich ihren Lauf um dieselbe vollende.

Die nächste Aufgabe wird zeigen, wie die Erschütterung, welche das christlich-theokratische System im sechszehnten Jahrhundert erfuhr, dem menschlichen Geiste solche Richtung gab, daß er, nach und nach, dahin gelangen mußte, auch die gesellschaftlichen Erscheinungen auf allgemeine Gesetze zurückzuführen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

F r a g m e n t e

einer Abhandlung

über den

Ursprung des achtzehnten Jahrhunderts.

(Nach dem Französischen.)

I.

Charakteristik des Mittelalters und des Pro-
testantismus.

Was haben wir zwischen dem sechzehnten und dem
achtzehnten Jahrhundert?

Wir finden die Lehre von der Vervollkomm-
nungs-Fähigkeit.

Wir schicken uns aber an, zu beweisen, daß diese Lehre,
weit entfernt, der hergebrachten Meinung gemäß, das letzte
Resultat des sechzehnten Jahrhunderts zu seyn, der Ursprung
desselben gewesen ist, daß also dieses Jahrhundert ihr seine
mächtigste Stütze und seine Seele verdankt.

Die Lehre von der Vervollkommnungs-Fähigkeit stellte
sich auf an der Schwelende beider Jahrhunderte; und in-
dem sie dem Menschen eine neue Offenbarung von ihrem
Daseyn, ein neues Gefühl ihrer Kräfte, eine neue Vor-
stellung ihrer Bestimmung gab, eröffnete sie den merkwür-
digen Zeitraum, den man das achtzehnte Jahrhundert ge-
nannt hat.

Auf diese Weise mit der Idee von Vervollkommnungsfähigkeit und Fortschritt verknüpft, gewinnt die Idee von Emanzipation, welche für Jedermann das achtzehnte Jahrhundert so unersättlicher Charakteristika, einen Sinn, einen Werth. Sie ist nicht länger ein Aufstand, eine Empörung, eine gewaltsame Forderung ohne Zweck; sie ist nicht mehr reine Kritik, wie man so oft wiederholt hat; sie ist vielmehr das Gefühl der Mannbarkeit, der Größe, der Macht; sie ist die Befreiung der Welt im Namen der Ueberlegenheit, deren man sich bewußt ist; sie ist ein schöpferisches Gefühl, ein reichhaltiger Akt.

Was auf eine undenkliche Weise das Mittelalter charakterisirt, ist — die Unterwerfung. Erdrückt von dem Joch, unter dem die sie verurtheilt hatten, ließen die Völker des Nordens es nicht an ihrer Anerkennung der Ueberlegenheit des Orients und der griechisch-römischen Welt geschehen. Sie wackten Erbsen, d. h. sie anerkannten die geistliche und intellektuelle Ueberlegenheit der orientalischen Welt; sie wurden Karthagen, d. h. sie anerkannten die politische Ueberlegenheit der römischen Welt. Sie nahmen die Götter, die Gewohnheiten, die Sitten, die Sprache der Besiegten in dem Maße an, wie ihre eigenthümliche Natur sich zu einer solchen Unterwerfung hingab; und das Mittelalter ging aus diesem Gemisch von Barbarei und griechisch-römischer Zivilisation eben so hervor, wie später die Wiedergeburt der Künste hervorging aus einem neuen Gemisch dieser wieder aufgefundenen alten Zivilisation mit dem Mittelalter selbst.

So wie irgend ein Lichtstrahl aus den von ihm verursachten Trümmern hervorstach, verdrängen sich die Ver-

baren: wie Kinder werfen sie sich nieder, beugen sie an. Die Vergangenheit weckte ihnen die Legenden des Christenthums, oder die Ideen des Aristotiles, oder die Poeten Homers, oder den Roder römischer Besitze geben: immer verbaugte sich die Verbare.

„Der Herr hat es gesagt;“ — „Gott, in Jesus Fleisch geworden, hat es gesagt;“ — „Die Kirchenväter haben es gesagt;“ dies ist der allgemeine Charakter des Mittelalters. Also Niederwerfung, Anbetung, Glauben zur Vergangenheit und zur Ueberlieferung, Feig, Unvernunftigkeit.

Zeitraum der Unvernunftigkeit auf der einen Seite, Zeitraum der Emancipation auf der andern: dies ist der Kontrast, welchen die neueren Zeiten im Vergleich mit dem Mittelalter darbieten.

Wir sprechen also fort im Leben, indem wir anfanglich unsere Blicke auf diejenigen richten, die uns vorangegangen sind, sie wie Orakel vernahmen, und treuherzig glauben, daß sie in allen Dingen zu Resultaten gelangt seien, die unsre Fassungskörner übersteigen. Dem Kinde kommt es vor, als wenn sein Vater und alle, welche mit diesem im Alter gleich wegerachtet sind, einem Schatz von Wissenschaft aller Art theilhaftig haben. Naturgemäß wächst das Kind im Glauben auf. Es hat sein Kinderleben, seine Spiele, seine Kämpfe, seine Gemüthsbewegungen, seine Phantasien; allein es gibt einem Joven-Kind, dem es nicht näher tritt: den Ursprung der Dinge, ihren Befestigungsgrund, ihre Vertretung — dies alles überläßt es den Alten, und das heißt, ihnen die Wissenschaft und die Religion überlassen, heißt, sich der Religion der Alten anbequemen.

Es versteht es sich mit dem Mittelalter; das Mittelalter aber ist die Kindheit Europa's.

Auf die Zeit der Unvernunftigkeit folgte die Zeit der Emanzipation; und diese zerfällt in zwei Epochen.

Vorangelt der Protestantismus. Diese Emanzipations-Epoche will Unvernunftigkeit. Sogar im Namen der Vergangenheit emanzipirt man sich von der Vergangenheit. Doch man erhebt sich dabei nicht zu neuen Prinzipien. Man achtet den Grund der alten Glaubenslehren; man bezt für sie sogar jugendlichen Eifer, und man umsetzt sie mit einer Stöckigkeit voll Uberglaubens. Der Reformations-Eifer hat seine Quelle in dem Glauben, den man schon gelernt hat, die man von den Vätern empfangen hat. Man entweicht sich der Disziplin der Päpste; allein man emanzipirt sich nicht von Jesus. Im Gegentheile, im Namen Jesu, im Namen des Evangeliums, im Namen der Uebersetzung, im Namen der Kirchenväter, schüttelt man das Joch der Kirche durch Anführung von Schriftstellen (Texten) ab. Ist die Schrift, die Erörterungen dieser Zeit: immer die Autorität der Ältern; immer Texte; es bleibt keinem Grund, der nicht auf Texte gestützt wäre. Noch macht die Autorität vor; noch dauern Glauben und Unvernunftigkeit fort.

Dies ist der Grund, weshalb uns diese erste Periode der Emanzipation (der Protestantismus), welche vier große Jahrhunderte der Geschichte einnimmt, noch als unregelmäßig erscheint, und sich nicht vollständig von dem Mittelalter abhebt, während die zweite Emanzipations-Periode mit demselben nichts mehr zu schaffen hat.

Wirklich schneidet man in dieser zweiten Periode das Joch der Ueberlieferung vollständig ab.

In Beziehung auf die Wissenschaften und die eigentlich so genannte Philosophie, verweist man die Autorität der Alten, Gleich geworden besonders im Aristotelisch.

In Beziehung auf die Künste und die Literatur verweist man die Autorität der Alten, Gleich geworden vorzüglich im Homer.

In Beziehung auf religiöse Ideen verweist man die Autorität der Alten, Gleich geworden vor, sich in Jesus Christus.

Diese dreifache wissenschaftliche, literarische und religiöse Emanzipation vollendet sich ohne Störung und Unterbrechung in drei auf einander folgenden Epochen: die erste, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, durch Descartes und Pascal (von 1640 bis 1670); die zweite, am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts, durch Charles Perrault und Fontenelle (von 1670 bis 1730); die dritte endlich, gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, durch Voltaire, Diderot und Jean Jacques Rousseau (von 1730 bis 1770).

In der ersten Periode (der protestantischen) kämpfte und bestritt man sich, sogar im Namen aller Glaubenslehren, im Namen des Glaubens und durch Texte. In der zweiten Periode (der philosophischen) kämpfte und bestritt man sich im Namen der Vernunft, im Namen der Mannbarkeit des menschlichen Geistes, im Namen der Gerechtigkeit und der Vervollkommnungsfähigkeit unserer Gattung, offen und ohne Texte.

Folgendes unterscheidet die neuere philosophische Epoche wesentlich von der protestantischen:

Die eine ist noch in der Zeit der Unmündigkeit be-

sangen; verändern will sie die Disziplin, doch nicht das Fundament der Lehren, welche diese Disziplin in's Leben gerufen haben.

Die andere geht auf Prinzipie aus; sie verwerft den Aberglauben der alten Zeit und appellirt in allen Dingen an die Vernunft.

Ihre geistl. selblich nicht das Alterthum an, sondern sieht in Gegenwärt, ihrer Stärke aus dem Alterthum, die-
 soß von einer gewissen Seite aufgesaßt. Sie setzt also die Vergangenheit über die Gegenwart, und sucht nur den ersten ihrer Befehlgeber und ihre Befehl.

Diese geht ihre Stärke aus der Gegenwart, von welcher sie behaupten, daß sie der Vergangenheit überlegen sei.

Es giebt also einen Unterscheidungsstrich, welcher die Reformirten und die Philosophie sondert und charakterisirt.

Die eine ist nicht zur Lehre vom Fortschritt und von der Vervollkommnungsfähigkeit gelangt.

Die andere ist dahin gelangt.

Die eine will nur reformiren.

Die andere will reorganisiren.

Der Protestantismus hängt durch sein Prinzip zusammen mit dem Mittelalter; mit der Philosophie steht er nur in Verbindung durch die Folgen, in welche er führt.

Der Protestantismus würde sich also vergeblich besch-
 legen von allem, was ihm von dogmatischen Christenthum
 geblieben ist; er würde sich noch immer, der Wurzel nach,
 von der Philosophie unterscheiden. Und hierin liegt zugleich
 der Grund, weshalb die mit dem achtzehnten Jahrhundert
 begonnene Periode sich die philosophische und nicht die pro-
 testantische genannt hat.

Dies sind zwei auf einander folgende, aber durchaus verschiedene Zeiten der Jugend Europa's.

Was man aber festhalten muß, ist, daß der Protestantismus und die Philosophie sich nur entwickeln und über die Welt vertheilen haben, weil sie das neue Leben der Menschheit ausmachen. Es ist abgemacht, darin nichts weiter zu sehen, als — Kritik und Negation. In diesen beiden großen Emanzipations-Perioden giebt es nur positive und eine negative Seite; man bejahet und man verneint.

Die protestantische Idee darf nicht, wie alle Vertheiliger des Katholicismus es gethan haben, übersetzt werden durch Insurrection, Empörung, wohl aber durch die Idee einer besseren Organisation der Gesellschaft, als die katholische war; nämlich dadurch, daß man gewisse Prinzipie von Gerechtigkeit und Wahrheit vorherrschend machen wollte.

Auf gleiche Weise darf die philosophische Idee nicht übersetzt werden durch Insurrection und Empörung, wohl aber durch das allmählig entwickelte und zu immer höherer Klarheit erhabene Gefühl von der Lehre der Vervollkommnungsfähigkeit und des Fortschritts.

Lassen wir jedoch die große protestantische Periode zur Seite liegen, da es nicht unsern Zweck entspricht, sie hier zu begründen und zu erklären; und legen wir es vielmehr darauf an, die allmählige Entstehung der philosophischen Periode und des Geistes, den wir ihr untergelegt haben, nachzuweisen.

Charakteristik des sechzehnten Jahrhunderts.

Um zu einem lebendigen Gefühl seiner Macht zu gelangen, muß man gehandelt haben; nur das Wesen, das gehandelt hat und mit sich selbst zufrieden ist, denkt über die von ihm erfüllte Thätigkeit nach; es legt sich selbst die Herrschaft, und begreift was es können wird, indem es sieht, was es gekannt und wie es gekannt hat.

Um den Ursprung der philosophischen Aera zu fassen, muß man zurückgehen auf die große und schöne Epoche des Wiederaufstehens der Kunst und Wissenschaft, und des sechzehnten Jahrhunderts. Werdichem muß man in seinem Gedankens eine Erinnerung an so viele Arbeiten der Selbsterhellung, während der ersten Phase des Wiederaufstehens, wo das Mittelalter aus Echart und Moder hervorging, und an so viele Arbeiten der Kunst und Wissenschaft, während der zweiten Phase, wo der neuere Verstand, vermengt mit altathänischem Wissen, so viel Meisterwerke hervorsprach. Zusammenfassungen muß man in seinem Gedächtniß die Namen der Eroberer, der klugen Gelehrten, der Astronomen, der Mathematiker, der Physiker, der Dichter, der Baumeister, der Maler, der Bildhauer dieses wundervollen sechzehnten Jahrhunderts, das alles in sich faßt, von Kolumbus bis auf Raphael. Je besser man den Grad von lebendiger Kraft, den die Menschheit in dieser großen Erlebung empfand, gefühlt hat, desto besser wird man den Ursprung der philosophischen Aera und den Sinn der Geschichte begreifen.

In der That, der Ausgang aller Arbeiten, aller Ent-

bedungen des sechzehnten Jahrhunderts war, „daß die Menschheit gelangen sollte zur Lehre von der Vervollkommenungsfähigkeit und dem Fortschritte.“

Dem, von der einen Seite, war man durch alle Anzeichen der Wiedergeburt, durch eine zweihundertjährige hartnäckige und unermüdete Anstrengung zu einer sehr allgemeinen und sehr vollkommenen Abschätzung des Alterthums gelangt; von der andern war, in der unermesslichen und eiferhaften Veretzung des sechzehnten Jahrhunderts, die neuere Welt so weit vorgeschritten, daß sie selbst Dinge herbeibringen konnte, welche allen Dingen zu vergleichen waren. Man besaß also zugleich die Kenntniß der Alten und die Kenntniß der Kräfte, welche die neuere Welt in sich schloß und erschaffen konnte. Man konnte was man auf eine fremde Weise angebetet hatte; und dabei konnte man sich selbst. Das Geheimniß verschwand, das Leben manifestirte sich, die Kindheit ging zu Ende, die Mannbarkeit begann.

War der philosophische und theologische Werglaube für das Alterthum noch länger möglich?

Den heroischen Arbeiten der Alten konnte man heroische Arbeiten entgegen stellen; in allen Künsten, in allen Wissenschaften hatte man sich hervorgethan: man hatte die Welt vergrößert, man hatte die Himmel erreicht, man hatte die Kraft vervielfältigt und die Dauer des menschlichen Gedankens in der Zeit spiert; sogar die religiösen Streitigkeiten, obgleich einer allerschändlichen Offenbarung untergeordnet, hatten den menschlichen Geist vertraut gemacht mit den bedenklichsten Aufgaben, und Menschen in's Leben gerufen, welche mit den Theologen der ersten Jahrhunderte des Chri-

fluthende verglichen werden konnten. Wie hätte die Menschheit, indem so etwas von ihr ausging, nicht ein neues Selbstgefühl gewonnen, wie hätte sie in der Werra der Unsterblichkeit und des Vergangenen beherren wollen?

Die großen Entdeckungen des sechzehnten Jahrhunderts, waren gleich vorbereitet und herbeigeführt durch ein anhaltendes Fortschreiten, haben in der Geschichte des Fortschritts des menschlichen Geistes das Eigenthümliche, daß sie die Erbsenen der beiden Werra begründen. Dies ist das wahre Ziel des Mittelalters und der Anfang des neuen Horizonts für die Menschheit. Darf das Wort Entdeckung-Epoche auf irgend einem Augenblick des Fortschritts angewendet werden, so muß man es auf das sechzehnte Jahrhundert anwenden. Damals erfolgte gleichsam eine Erhebung der Menschheit, eine Art von göttlicher Eingebung aller ihrer Glieder; es ist der aus der Erde hervorgegangene Vulkan, das erhöhte Erdbach, wo die neuere Welt ihren Ursprung nimmt. Jeder sieht es, jeder sagt es; bei dem lebendigsten Gefühl der Gegenwart, gerührt es nur noch an einer philosophischen Abschätzung. Man sieht nur eine glänzende Reihe von Entdeckungen, eine Art von unerschöpflichen Schatz der Menschheit. Was man eigentlich sehen sollte, ist, ich wiederhole es, die Quelle und der Ursprung der Lehre vom Fortschritt. Hier ist, so zu sagen, die Theilungslinie der Fluth, die sich der Zukunft entgegen wälzt, und derjenigen Fluth, welche nach der Vergangenheit zurückströmt. Bis dahin blieb die Menschheit gefesselt an die Vergangenheit. Ausgehend vom sechzehnten Jahrhundert, wies sie sich schon einer ungesicherten Zukunft in die Werra, die Religion der Väter aufgebend und einen neuen Glauben suchend.

Von dem sechszehnten Jahrhundert hat sie ihre Unsterblichkeit empfangen; durch eine Art von Weihe erhielt sie dieselbe, doch bald war sie ihr eigen, vermöge eines reflectirten Gefühls.

Die neue Aera hatte ihren Anfang genommen; man darf sie die neuere, (moderne) nennen.

Diese Aera trennt sich also, vermöge ihres Princip, von der Phase des Protestantismus. Vergeltlich mag sich der Protestantismus damit trösten, das sechzehnte Jahrhundert hervorgehoben zu haben, oder wenigstens Zeuge seiner Entscheidung gewesen zu seyn. Von Reformation ist nicht länger die Rede. Der Protestantismus gehet vermöge seines Princip der Vergangenheit an. Wie dies Princip sich verändere mag, weil es nicht sehen darf, erkennt man, wenn man weiß, was Leben hat. Dieses ist die Philosophie.

In Wahrheit, sobald die Idee „Moderne“ einmal geboren war, mußte sie sich in Vergleichung stellen mit der Idee „Alterthum;“ und fanden diese beide Ideen einmal einander gegenüber, so konnte dies nicht ohne Folgen bleiben. Der Kampf zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart stellte sich nothwendig ein; es fanden sich eben so nothwendig zwei verschiedene Tendenzen in ihrem Princip und im Wesen der Dinge. Stehen die Neuern über oder unter der Alten? oder vielmehr: ist die Moderne dem Alterthum überlegen? Die Beantwortung ist eine Leher: die Verjahung ist eine andere Leher.

Die Emanzipation der also auf, eine protestantische Emanzipation, die Reformation, zu seyn. Sie wurde — um die Benennung zu gebrauchen, welche sie am Schluß

des sechzehnten Jahrhunderts existirt — der Streit der Alten und der Neuern.

Und dies war der Punkt, von welchem die philosophische Aera ausging.

3.

Charakteristik des Rationalismus. Descartes.

Der Streit hob durch die strengen und Beobachtungswissenschaften an: durch Mathematik, Physik, Astronomie.

Galilei, von der Inquisition verurtheilt und die Erde kampfend mit dem Auker: *E pur si muove*, ist das herrliche Symbol der Aera im Kampf mit der Vergangenheit. Die Inquisition ist die Vergangenheit, die ganze Vergangenheit; sie ist nicht die Kirche allein, sie ist Aristoteles und Jesus; es sind alle geheiligten Schulen und alle alten Offenbarungen.

Galilaei in demselben Augenblick richtete Descartes Galilei'n, indem er in den Schulen die Unsterblichkeit des Aristoteles angriff.

Die große geordnete Schlacht, welche Descartes der peripathetischen und der scholastischen Philosophie lieferte, ist allen berühmte und allen gut bekannt, als daß wir uns über diesen Punkt der Geschichte ausbreiten müßten.

Außerdem gehen wir zwar zu, daß dies eine Hauptthatfache in der Geschichte der Philosophie sei; doch kommt es uns vor, als hätte man allen viel Gewicht darauf gelegt. Zum Wenigsten hat man ihr einen Charakter von unbedingter Eigenthümlichkeit und Originalität gegeben, dem

se

er gar nicht hat. Indem Descartes das Alerthum angriff, that er nur das, was auch seine Zeitgenossen thaten und was Haller und Bacon vor ihm gethan hatten. Er unterschied sich von diesen nur dadurch, daß er, in diesem Betrachte, die Gewißheit der individuellen Vernunft zu begründen stärkeren Anspruch machte.

Es gab zwei Wege und Wege, sich von Autokratie und Ueberlieferung zu emanzipiren.

Man konnte sich individuell emanzipiren; man konnte sich in Masse, kollektiv emanzipiren. Mit andern Worten: man konnte über alles an die individuelle Vernunft, oder an die kollektive Vernunft der lebenden Menschheit appelliren.

Die erste Art der Appellation stellt sich dar in dem Nationalismus, wie Descartes ihn gesetzt hat.

Die zweite stellt sich dar in der Behauptung: Die Modernität steht höher, als das Alerthum; mit andern Worten: Das menschliche Geschlecht ist vervollkommnungsfähig.

Wirklich sind dies die beiden Quellen des achtzehnten Jahrhunderts: der Nationalismus und die Idee von der Vervollkommnungsfähigkeit der Gattung.

Doch ehe man an die kollektive Vernunft appelliren, oder ehe man die kollektive Vernunft und die Ueberlegenheit der Modernität über das Alerthum als Thatsache aufstellen konnte, mußte man sehr nothwendig an die individuelle Vernunft appelliren. Denn, wer soll Richter seyn zwischen der Vergangenheit und Gegenwart, zwischen der Historie und der modernen Erkenntniß? Man mußte sich an die Vernunft eines Jeden wenden; man mußte jeden Menschen im Besonderen zeigen, daß er Richter seyn kann.

Man war demnach auf alle Weise, direct und indirect, stets dahin gebracht, anfangs und abschließend an die Vernunft jedes Individuums zu appelliren.

Der Nationalismus mußte also der Philosophie weichen.

Nun aber kann die Gewißheit in Beziehung auf Wissenschaft auf zwei Dinge gegründet werden; auf die Erfahrung durch die Sinne, und auf den analytischen Gebrauch unserer raisonnirenden Fähigkeit.

Man hat dies die Methode Bacon's und die Methode Descartes genannt.

Die eine und die andere dieser beiden Methoden, an und für sich und aus dem Gesichtspunkt des Individualismus aufgefaßt, haben dem Nationalismus gleich sehr seine Entstehung gegeben.

Descartes hat, auf eine ausschließende Weise und mit einer großen Ueberlegenheit über seine Zeitgenossen, den Nationalismus gegründet; Descartes ist also, wenn man will, der Urheber, der Vater des Nationalismus. Doch Descartes ist deshalb noch nicht der Urheber der philosophischen Aera, der Vater der neueren Philosophie. Der Nationalismus ist nicht die Philosophie.

Galilei, Bacon, Descartes sind die Christoph Columbus der Wissenschaft. Als Metaphysiker, Geometer und Physiker waren sie, vor allen Dingen, Entdecker und Erfinder. Wäre es uns vergönnt, ihre Unterschiede anzugeben, so würden wir sagen, Galilei sei mehr Physiker, Bacon mehr Metaphysiker, Descartes mehr Mathematiker gewesen. Der erste lebt mehr in directen Beobachtungen, der zweite ergiebt sich, wie ein heftiger Strom, in tausend Ver-

aushingen von unbekannten Künsten und Wissenschaften, der dritte gefaßt sich in der Erklärung aller Phänome durch gewisse Prämissen, welche er *a priori* stellt. Galilei lieber es, selbst in seinem bisherrischen Urdamen über die Welten, welche den Himmel bewohnen, sich auf beobachtete Thatsachen zu stützen und sodann auf dem Wege der Induktion vorzugehen. Bacon bediente sich aller Kräfte des Einbildungsvermögens, um Visionen von zu machenden Erfahrungen zu erfinden, und schrieb, so zu sagen, dem Schicksal voll eine Menge von Beobachtungen und Arbeiten vor. Descartes nahm nur ein einziges Mal seine Zuflucht zur Erfahrung *). Alle drei tritten, als tüchtige Kämpfer, auf eine gewaltige Weise mit der Natur und dem Geheimniß der Dinge. Befrei von der Wissenschaft der Vergangenheit, deren Bande sie nicht mehr fühlten, fanden sie ihre Freude darin, ihre Kraft zu zeigen, und jeder von ihnen hatte, so zu sagen, seine besondern Waffen: große Eroberer der Wissenschaft, Wesen, denen die Welt zu eng ist. Doch keiner von ihnen brachte, zum Vortheil der Menschheit, die Theorie von der Stärke des menschlichen Geistes zu Stande.

Angegriffen vom Alterthum und von der Uebertreibung, vertheidigte sich Galilei dadurch, daß er nur seinen Satz wiederholte. Doch Descartes ergriff die Offensive, und griff den Peripatetismus und die Scholastik an. Um die Autorität anzupassen, muß man eine Basis von Gewisshait, ein Kriterium der Wahrheit, eine Methode zu rasponiren, haben. Sehr früh hatte Descartes Eschmack gefunden an der Methode der Geometrie, welche den Geist

*) In der Erklärung des Begreifens.

von einer unbefleckten Wahrheit, oder von einem gegebenen Punkt zu einer andern unbekannten Wahrheit und von dieser zu einer dritten u. s. w. führen: ein Verfahren, das die Ueberzeugung gewährt, woraus eine vollstän- dige Befriedigung erwächst. Er griff auf den Einfall, dieselbe Methode in alle menschliche Erkenntniß einzuführen, und er glaubte, daß man, ausgehend von einigen einfachen Wahrheiten, zu den allerverborgenssten gelangen könnte. Er suchte einen festen Punkt, auf welchen er die ganze Schale seiner Vernunft stützen möchte, und gelangte zu dem Axiom: Ich denke, also bin ich. Hieraus leitete er eine gewisse Anzahl von Folgerungen her, die er für vollständig erweisen hielt; sie betrafen die Natur der Seele, die Gott- heit, die Natur der Körper. So gründete er seinen Ratio- nalismus. Doch der reine Rationalismus ist immer nur der eiserne Wunsch, der seinen eigenen Kräften, den Reiz- ten seiner verengten Vernunft überlassen ist. Und dies ist nicht einmal der ganze Mensch; es ist nur der Mensch, sofern er Vernunft hat.

Die rationalistische Tendenz Descartes' war ein Fortschritt; doch der Rationalismus Descartes' konnte die Menschheit nicht weit führen; er war weit mehr eine Waffe, wodurch man sich gegen die Autorität vertheidigte, oder diese angriff, als ein Werkzeug des Fortschritts.

Was nannte man denn Cartesianismus? Nicht die Methode Descartes', nicht seinen allgemeinen Zweifel; wohl aber seine Systeme, seine allgemeine Erklärung des Univer- sals. Nur dies führte ihn Schüler zu. Als später die Entdeckungen Newtons in Frankreich eingeführt wurden, verfaßte sich die Schule Descartes', und das schätzte

Jahrhundert war, wie es scheint, dem Einflusse dieses großen Mannes unterworfen. Dies Jahrhundert hatte mit ihm nichts weiter gemein, als daß es, so wie er, von der Autorität an die Vernunft appellirte. Dabei ist dies jedoch eine Beziehung, worin es auch mit Bacon und mit Galiläi steht.

Bacon und Descartes haben also weit mehr für die Werkzeuge gesorgt, kraft welcher die Philosophie gehen und handeln könnte, als sie die Philosophie geschaffen haben; weder der eine, noch der andere hat die Formel dazu gegeben.

Und wenn Descartes, um es so auszudrücken, der Wissenschaft die eine Hand gereicht hat: so hat Bacon ihr die andere gereicht. Nur durch die Verbindung der Bacon'schen Kunst (des Experimentirens) mit der Kunst des Descartes (der Analyse) haben die Wissenschaften ihre Fortschritte gemacht. Newton geht zugleich von Bacon und von Descartes aus; er vereinigt beide Künste. Seit seiner Zeit wird der gleichzeitige Gebrauch der Versuche und der Analyse das zusammengesetzte und allgemein angewendete Werkzeug der Wissenschaft.

Bacon's Kunst (das Experimentiren) und Descartes Kunst (die geometrische Methode) müssen also in der Frage, welche und hier beschäftigt, gleichen Werth erhalten. Die eine hat der Menschheit nicht mehr gebient, als die andere; die eine ist nicht mehr ein konstituierendes Element der philosophischen Aera, als die andere.

Was man jedoch von diesen beiden Methoden der Erforschung und Vereinfachung sehr wohl unterscheiden muß, ist der Mißbrauch, den man damit treibt, wenn man sie un-

ten der Trennung des Nationalismus zu Philosophie stehen will.

Der Nationalismus, wie wir eben sehen es, ist nicht die Philosophie. Descartes' Absolutus ist eben so wenig Philosophie, wie die Ideologie Condillac's, oder die Erfahrungsetheorie der schottischen Schule. Dies alles lehrt uns nichts, und kann und mag uns nichts lehren von dem Prinzip, dem Geiz und der Bestimmung des Menschen, der Menschheit, des Universums. Dies alles ist also nicht Philosophie.

Und was ist denn wirklich Philosophie? Jedermann trägt in sich das Gefühl einer Wissenschaft, für welche alle übrige Wissenschaften nur Werkzeuge sind, eines allgemeinen Gebrauchs, welcher alle Wissenschaften und Künste beherrscht. Die beste Definition und fast die einzige, die man haben gegeben hat und die man geben kann, ist die des Lucr: *Rerum cognoscere causas*, welcher der Dichter bald darauf hinzufügt: *Subjicere pedibus strepitum Acherontis avari*. Wirklich hat die Philosophie niemals einen andern Zweck gehabt, als die Religion, oder vielmehr die verschiedenen Religionen, welche auf Erden auf einander gefolgt sind.

Philosophiren heißt die Ursache der Dinge angeben, oder zum wenigsten sie suchen; denn, so lange man sich darauf beschränkt, zu sehen und zu berichten was man gesehen hat, ist man Historiker; und wenn man die Verhältnisse der Dinge, ihre Ursachen, ihre Bedürfnisse betrachtet und misst, ist man Mathematiker. Doch wer sich damit befaßt, die Ursache zu entdecken, welche den Dingen Daseyn

gibt, und macht, daß sie so und nicht anders ist, ist der eigentlich so zu nennende „Philosoph“ *).

Die Philosophie bestehe also wesentlich in dem Iden von Beziehung und Aufeinanderfolge. Wenig bemerksücht, welches die Hände oder Werkzeuge sind, welche die Philosophie gebrauche. Es sei die Experimentation durch das Gefühl, oder die Logik, oder dies alles zusammen: die Philosophie ist die Wissenschaft des Ganzen, die Wissenschaft des Lebens; die Philosophie muß uns angehen, eber uns anzugehen sich bemühen das Prinzip, das Gesetz, die Bestimmung des Menschen, der Menschheit, des Universum. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, dies sind ihre notwendigen Dimensionen, so wie die Ausdehnung die ihrigen hat.

Will man also, in Hinsicht auf Beziehung, die Philosophie auf die individuelle Vernunft, unabhängig von dem Kollektiv-Leben der Menschheit gründen, so ist dies eine Verneinung der Philosophie.

Und will man, in Hinsicht auf die Aufeinanderfolge, die Philosophie unabhängig von der Aufeinanderfolge und der Entwicklung, sei es der äußeren Welt zur Menschheit, oder dieser Menschheit selbst machen: so ist dies wiederum die Negation der Philosophie.

Das von dem Rationalismus aufgestellte Problem war also nicht gut aufgestellt. Das Problem der Philosophie war nicht, die individuelle Vernunft des einzelnen Menschen unabhängig von Zeit und Epoche und in einer ab-

*) Dikent.

selbstem Vora zu konstatiren, wohl aber die Reflexion-Voraussetz der lebenden Menschheit zu konstatiren und zu ergänzen.

Der Nationalismus ist die Annahme, den Individualismus zur Bewußtheit und zum Leben zu erheben, nach einem Widerspruch in den Ausdrücken in sich selbst.

Wir haben den Nationalismus nach seinem Zweck betrachtet, d. h. nach der Organisation der menschlichen Vernunft auf eine absolute Weise. Betrachten wir ihn jetzt nach seinem Mittel, zu diesem Zweck zu gelangen: so werden wir ihn nicht minder mangelhaft finden, und zwar aus denselben Gründen. In der That, der Mensch ist nicht bloß Verstand; er ist auch ein gefühlvolles Wesen, und er offenbart sich durch einen Körper. Bloß den Verstand auffassen, heißt also zu Werke gehen, wie die Anatomiker, die, nachdem sie das Leben zerstückt haben, um nur ein einziges Organ zu betrachten, darüber erstaunen, daß das Leben sich nicht unter ihrem Messer findet. Eine Theorie des höchsten Gutes auf den Verstand gründen, wie Spinoza es gethan hat, heißt das Ganze zerstückern, das unsere stitlichen, intellektuellen und physischen Fähigkeiten vereinigt; heißt, das Leben zerstückern, oder die menschliche Natur verleugnen.

Der Nationalismus, oder die verschiedenen Arten des Nationalismus (der von Descartes und Spinoza, der von Locke und von Condillac und der der schottischen Schule) und die verschiedenen materialistischen Systeme, waren also nicht minder mangelhaft nach ihrem Mittel, als nach ihrem Zwecke.

Einige, indem sie den ganzen Menschen und die ganze

Philosophie in die Abstraktion „Verstand“ setzen, haben an die Möglichkeit einer absoluten logischen Erkenntniß von jeder Sache geglaubt; und dies ist der Mensch, der sich zu Gott macht. Andere haben nur an ihre Sinne glauben wollen; und der höchste Grad dieser Tendenz ist, daß der Mensch zum Thier herabgewürdigt wird. Der Nationalismus ist also, je nach der Quelle der Gewißheit, welche man wählte, spirituellistisch oder materialistisch gewesen; was er aber auch seyn mochte, immer konnte er nur über sehr besondere Punkte zur Gewißheit gelangen. Ging er aus von dem reinen Verstand, so konnte die Logik, indem sie die ihr gegebenen Prämissen bearbeitet, ihm nur rein intellektuelle Folgerungen darbieten; oder, wenn er mit dem reinen Verstand sich Begriffe von der materiellen Welt zu machen suchte, so lief er Gefahr, sich, auf eine höchst logische Weise, eine eingebildete Welt zu schaffen. Ging er im Gegentheil von dem Sinnes aus, so konnten diese ihm nur Phänomene und Sensationen gewähren, welche, durch die Logik mit einander verbunden, stets Phänomene und Sensationen bleiben. Er konnte also, in aller Weise, wohl zu Theilen von Wissenschaft gelangen; doch immer erschloß sich ihm das Fatale. Anstatt Philosophie zu erhalten, erhielt er Physik, oder Chemie, oder Physiologie, oder Psychologie. Daher alle Bekehrnisse, welche man gegen die philosophische Aera angehaucht hat: der Skeptizismus, der allgemeine Zweifel, die Unmöglichkeit, die Selbstsucht zu verdammen, nicht, was die Ausübung unserer Freiheit bestimmt, was der Einsicht eine Grundlage geb u. s. w. Alldies ist in der That von dem Nationalismus ausgegangen, und hat von ihm ausgehen müssen.

Jetzt zu Tage, wo die Philosophie vorgeschritten ist, können wir sehr wohl über die dem Nationalismus inwohnende Mängel urtheilen; er ist die Philosophie des Individualismus. Zu gleicher Zeit aber erkennen wir die Nothwendigkeit, worin sich unsere Väter befanden, durchzugehen durch diesen Nationalismus.

Als weltliche Philosophie betrachtet, ist er — Nüchtern, ist er durchaus unermüdend. Doch aufgefaßt als eine Ausrufung des neuen Erbarmens, sich vom Joch der Vergangenheit zu befreien, ist der Nationalismus eine bewundernswürdige Bewegung.

Der Begriff „Philosophie“ hat sich für uns vollständig verändert; und der Nationalismus ist im Grunde nichts weiter gewesen, als ein Mittel, um zum Ziele zu gelangen.

Die Idee „Fortschritt“ aufgenommen in die Betrachtung der Arbeiten des menschlichen Geschlechtes, in Beziehung auf die Wissenschaften von Pascal, in Beziehung auf die Künste und die Literatur von Charles Perrault und von Fontenelle, zuletzt verallgemeinert in Beziehung auf alle Arbeiten der Menschheit durch Diderot, Turgot, Condorcet, Peire, Priestley, Kant, Lessing, Saint-Simon, eingeführt in die Betrachtung der Natur und der auf einander folgenden Erzeugung der Wesen durch die Entdeckungen der Naturforscher, der Zoologen, der Astronomen am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts und zu Anfang des neunzehnten — diese Idee ist eine Formel der Philosophie, welche über den Nationalismus weit hinausreicht, oder vielmehr, sie ist eine ächte Formel der Philosophie, während der Nationalismus gar keine ist.

Es ist, nach unserem Desirhalten noch höhere Formel

(welche jedoch auf der vorhergegangenen abfließt) ist die, welche wir zur Grundlage unseres religiösen Glaubens gemacht haben, nämlich die von dem anhaltenden Fortschritt, oder, um Ausdrücke zu gebrauchen, welche die Menschheit an das Unendliche knüpfen, von der fortwährenden Schöpfung.

Man wird erwidern, dies heiße die Philosophie durch eine Lösung ersetzen, und der Nationalismus sei gerade dadurch Philosophie geworden, daß er nichts gelöst habe, und daß man durch ihn bloß dahin gelangt sei, an allem zu zweifeln, sogar am Daseyn. Wir antworten jedoch, daß die Philosophie gerade darin ihren Anfang genommen habe, daß die neue Art zu einer Lösung gelangt war; die dahin suchte sie sich, sie konnte sich selbst nicht. In Wahrheit, was ist das für eine allgemeine Wissenschaft des Lebens, die über nichts eine Lösung aufzuweisen hat?

Geradezu wir also Descartes' Nationalismus als eine von den erzeugenden Ursachen der neueren philosophischen Art, ohne jedoch Descartes' Nationalismus zur Philosophie zu machen! Wir verfallen sonst in denselben Fehler, worin man, einem längeren Zeitraum hindurch, hat verfallen müssen, nämlich entweder Bacon's Experimentation, oder Descartes' Absolut für das Wesen selbst und für die Idee der Philosophie zu halten *).

*) Wir haben auf diesen Mangel des Nationalismus und der Philosophie dringen müssen, weil er uns als fundamental erscheint. Wir werden darauf zurückkommen und dabei glauben, wahrhaftig nicht zu sagen, wenn wir den Satz „daß die Philosophie die Lehre von der Fortschrittsfähigkeit ist,“ außer Zweifel gesetzt haben werden, sowohl durch Demonstrirung, als durch

Wie wenig übelgelande Descartes auch den Fortschritt berücksichtigen und wie vermögen er sich in das Absolute stürzen mag, so bleibt ihm doch eine Ahnung von der Zukunft; ja er hat sogar ein höchst lebendiges Borgesfühl von einer neuen Menschheit. Mit folgenden Worten endigt er seine Abhandlung über die Methode: „Der Zweck aller Philosophie ist, den Menschen in der Zukunft zum Herrn und Eigenthümer der Natur zu machen; kennt der Mensch eines Tages die Kraft und Wirkensweisen des Feuers, des Wassers, der Luft, der Gestirne, der Dörter und aller übrigen Körper, die uns umgeben, eben so genau, wie wir die verschiedenen Einrichtungen unserer Handwerker und

Erfinden. Dies ist der Weg, den wir vorschlagen, und vollkommen überzeugt von der Wahrheit desselben, haben wir allen Argwohn der Vertheidiger der Vergangenheit Trost, welche bisher in ihren Beschuldigungen der Philosophie nur allein höchst Eitel gehabt haben. Wir erklären ihnen, daß die Philosophie ihre Freiheit und ihre Unerschütterlichkeit hat, und wir führen unsere Naturkinder an. Warum für alle die Lehre von Fortschritt angehen, sonst blieben alle ihre Demonstrationen gegen das achtzehnte Jahrhundert ohne Worth, weil wir ihnen bereits klarmachen, daß alle rationalistischen und fragmentarischen Arbeiten des achtzehnten Jahrhunderts die Lehre von der Vervollkommenungs-Fähigkeit zugleich zum Ursprung und zum Zweck gehabt haben.

Es war jedoch noch ein anderer Grund vorhanden, weshalb wir uns abgelenkt haben dürfen, den Begriff der Philosophie genau von dem Begriff „Descartes“ zu unterscheiden. Man weiß, daß in diesen letzten Jahren Herr Victor Cousin die Vermengung des Begriffs der Philosophie mit der cartesianischen Methode in Gang gebracht hat. Unter andern hat er über diesen Gegenstand gesagt, daß man von Scholastik zu Descartes überspringen müsse, um einen Philosophen zu finden; daß Descartes der Vater der Philosophie in neuem Zeitalter sei; daß Descartes Methode der Begriff der Philosophie selbst sei; daß Descartes alle sein übriges Werk nur für

Künstler kennen: so wird er sie auf dieselbe Weise zu allem den Zwecken verwenden, für welche sie geeignet sind."

Er geht sogar noch weiter; denn er kündigt eine Zeit an, wo man sich nicht bloß von einer unendlichen Menge Krankheiten, sondern auch vielleicht von der Schwäche des Alters frei zu machen versuchen werde.

Man hat dem Philosophen Condorcet einen Vorwurf daraus gemacht, daß er verkündigt hat, man werde das Leben verlängern lernen. Descartes dachte über diesen Punkt, wie der laienhaftlichste Apostel der Lehre von der Unvervollkommnungs-Fähigkeit am Schlasse des achtzehnten Jahrhunderts.

Eine Methode zu Ende gebracht habe (genau als ob, zu Descartes Zeiten, nicht alle Philosophen ihre Methoden zu vollenden geübt hätten, und als ob nicht mehrere von diesen Methoden auf uns gekommen wären); ferner, daß er (Herr Gauss) Tag und Stunde angiebt, wo die Philosophie geboren werden, und daß dieser Tag und diese Stunde mit Descartes' Geburt zusammen-
falle. Dies ist eine von den leichtfertigen und überhöheten Paradoxen, welche die philosophische Lusthabe des Herrn Gauss bezeich-
net haben. Doch dies Paradoxon ist ihm selbst nachtheilig gewesen, und es steht weit tiefer, als man wohl glauben möchte, in der Fehlerhaftigkeit seiner philosophischen Prinzipen. Hier will er die Philosophie in die Ausbildung des Abstrakten „Reflexion" setzen, nur weil er aus der Philosophie eine Methode zu erkennen gemacht und den Begriff der Philosophie selbst (vielleicht nur aus Mangel an Sympathie mit dem Worte) nicht zu fassen vermocht hat. O Herr Gauss, dem es wohlthun nicht an metaphysischem Geiste gebricht, nach verschiedenen Hin- und Herblickungen, in Abzweckel verfallen, er hat keinen Fehler geübt, und indem Zweck und Erhaltung ihm gleich fernst geblieben waren, hat er sich dem rücksichtslichen Interesse hingegen, und damit genügt, die Philo-
sophie für Aberglauben auszusprechen.

Lehre von der Vervollkommnungs-Fähigkeit hinsichtlich der strengen und der Beobachtungswissenschaften. Pascal.

Pascal war es, der die Theorie von der Vervollkommnungs-Fähigkeit zuerst formulierte.

Wie seine großen Zeitgenossen, begann Pascal mit Entdeckungen und Erfindungen in der Mathematik, in der Mechanik, in der Physik. Sodann wendete er plötzlich inne auf dieser Bahn, und begann mit der vollen Tiefe seines tiefsten Genius über religiöse Fragen zu grübeln. Von jetzt an gewahrte er in sich zwei entgegengesetzte Strömungen, welche sich mit einer furchtbaren Thätigkeit bekämpften. Betrugenshaftigkeit und Zutraulichkeit stritten sich in ihm; dies waren der Glaube und der Nationalismus. Zu Boden gedrückt, erschöpft, suchte er zu verzeihen was nicht zu verzeihen war. Er unternahm sein großes Werk; allein er unterlag der Erschöpfung, und aus seiner Anstrengung entsprangen seine Gedanken (*Pensées*): ein Werk des Verstandes und der Verwerfung, worin der Nationalismus und der Glaube kämpften, wie sie in Pascals Seele gekämpft hatten.

Das erste Kapitel der Gedanken Pascals ist überschrieben: „Von der Autorität in Dingen der Philosophie,“ und enthält Folgendes: (Wir bitten um Verzeihung, daß wir ein Buch pflügen, das Jedermann gelachen haben muß, weil alle Welt es für eins der größten und originellsten ansieht, die sich auffinden lassen. Doch ist dies Hauptsache; denn, hätten wir keinen andern Text anzu führen, so würde dieser beweisen, daß man die Beh.

gründe, welche den Ursprung der Persönlichkeits-Lehre be-
 gründet, um hundert Jahre zurückverlegen muß. Pascal
 sagt:) . . . „Die Geometrie, die Arithmetik, die Musik,
 die Physik, die Metaphysik, die Theologie und alle Wissen-
 schaften, welche der Erfahrung und dem Raisonnement un-
 terworfen sind, müssen verachtet werden, wenn sie voll-
 kommen werden sollen. Die Alten haben sie nur in Um-
 rißen dargestellt, die von ihren Vorgängern herrühren;
 und wir werden sie denen, die nach uns kommen, in einem
 vollkommenern Zustande zurücklassen, als wir sie empfan-
 gen haben. Da ihre Vervollkommenung von der Zeit und
 von der Mühe abhängt, so ist in die Augen springend, daß
 selbst wenn unsere Mühe und unsere Zeit uns weniger er-
 worben hätten, als ihre von den unsrigen getheilten An-
 belien, gleichwohl beide, mit einander vereinigt, mehr Wir-
 kung hervorbringen würden, als jede im Besondern. . . „
 Beschränken wir doch die Achtung, welche wir für die Al-
 ten hegen! Da die Vernunft sie entgegen macht, so muß
 sie ihr auch ein Ziel setzen; und bedenken wir, daß, wenn
 sie die Beschränktheit so weit getrieben hätten, nichts zu
 den empfangenen Kenntnissen hinzu zu fügen, oder wenn
 ihre Zeitgenossen dieselben Schwierigkeiten gemacht hätten,
 die sich ihnen darbietenden Kränkungen anzunehmen, sie sich
 selbst und ihre Nachkommen der Frucht ihrer Entdeckungen
 beraubt haben würden.

„Da sie sich denjenigen, welche ihnen hinterlassen wa-
 ren, nur als Mittel bedient haben, um neue zu erhalten,
 und da diese glückliche Fähigkeit ihnen die Bahn zu gro-
 ßen Dingen aufgeschloffen hat: so müssen wir diejenigen,
 die sie uns erworben haben, auf dieselbe Weise annehmen;

ja, nach ihrem Beispiel, müssen wir sie zu Vätern, nicht zu bloßen Gegenständen des Studiums machen, und sie in der Nachahmung noch zu übertreffen suchen. Denn, was mehr wohl ungerechter, als unsere Vorfahren mit noch größerer Zurückhaltung zu behandeln, als womit sie die andern behandelten, und sie sie den unglaublichen Respekt zu hegen, den sie nur dadurch von uns verdient haben, daß sie nicht gleichen Respekt für diejenigen hatten, welche demselben Vorzug vor ihnen besaßen.

„Die Geheimnisse der Natur sind verborgen. Dennoch sie immer wirksam ist, entdeckt man nicht immer ihre Wirkungen. Die Zeit offenbart sie von einem Alter zum andern; und obgleich sie (die Natur) steht sich selber gleich ist, so ist sie doch nicht immer gleich gekannt. Die Erfahrungen, welche uns mit ihr vertraut machen, vervielfältigen sich unablässig; und da sie die einzigen Feinsinne der Physik sind, so vervielfältigen sich die Folgerungen nach Verhältniß.

„Auf diese Weise kann man heut zu Tage andere Gefühle und neue Meinungen annehmen, ohne die Alten zu verachten und undankbar gegen sie zu werden. Die ersten Kenntnisse, die sie uns gegeben haben, sind zu Stufen für die unsrigen geworden, und bei diesem Vorzug sind wir ihnen verpflichtet für das Uebergewichte, das uns eigen geworden ist. Noch mehr: nachdem sie sich zu der Stufe erhoben hatten, auf welche sie uns geführt haben, hat die geringste Anstrengung uns weiter gebracht, und mit weit geringerer Mühe und weit weniger Ruhm finden wir uns höher gestellt, als sie. Von dieser Höhe aus entdecken wir Dinge, die sie nicht maßnahmen konnten. Unser Blick hat mehr Um-

Umfang; und obgleich sie, eben so gut als wir, alles konnten, was sie von der Natur lernen konnten, so konnten sie doch nicht so viel, und wir sehen mehr, als sie.

„Inwiefern ist es seltsam, wie sehr man ihre Ausdrücke versteht; man macht es zu einem Verbrechen, ihnen nicht Recht zu geben, und zu einem Plunder, ihnen etwas hinzuzufügen, gerade als ob sie der Erkenntniß nichts übrig gelassen hätten.

„Heißt das nicht die Vernunft des Menschen herabwürdigen? Heißt das nicht, sie dem Instinkt der Thiere gleichsetzen? In jedem Fall hebt man den Hauptunterschied zwischen beiden auf, welcher darin besteht, daß die Wirkungen des Reasonnements unaufhörlich zunehmen, während der Instinkt sich stets gleichbleibt. Die Bienensköthe waren vor tausend Jahren eben so argüthun, wie sie es heute sind, und jede Biene bildet ihr Geschlecht genau, wie alle ihrer Vorgängerinnen. Auf gleiche Weise verhält es sich mit allem, was die Thiere durch diese verborgene Bewegung hervorbringen. Die Natur unterrichtet sie nach Maßgabe der Nothwendigkeit, welche sie drängt; allein diese göttliche Wissenschaft verliert sich mit den Bedürfnissen, die sie danach haben. Da sie dieselbe ohne Studium erhalten, so haben sie auch nicht das Glück, sie zu bemerken; und so oft sie ihnen ertheilt wird, ist sie ihnen neu. Weil die Natur keinen andern Zweck hat, als die Thiere in einer Ordnung begrenzter Vollkommenheit zu erhalten, beachte sie ihnen diese bloß notwendige und immer gleiche Wissenschaft ein, aus Furcht, daß sie nicht schlechter werden; sie erlaubt aber nicht, daß sie etwas hinzusetzt.

gen, aus Furcht, sie möchten die Götzen überschreiten, die sie ihnen gezeigt hat.

„Anderes verhält es sich mit dem Menschen. Er ist nur für die Unendlichkeit geschaffen. Im ersten Zeitalter seines Lebens befindet er sich in der Unwissenheit; allein er belehrt sich unablässig in seinem Fortgange: denn er zieht Werthell nicht bloß von seiner eignen Erfahrung, sondern auch von der Erfahrung seiner Vorgänger, indem er in seinem Gedächtniß die Kenntnisse aufbewahrt, die er sich einmal erworben hat, und indem die der Andern ihm stets vergehellen werden in den Schriften, die sie davon zurückgelassen haben. Und wie er diese Kenntnisse bewahrt, so kann er sie auch leicht vernachlässigen; dergestalt, daß sich die Menschen heut zu Tage in demselben Zustande befinden, worin sich jene alten Philosophen befinden würden, wenn sie ihr Alter bis zur gegenwärtigen Zeit hätten fortführen und den Kenntnissen, die sie besaßen, alle diejenigen hätten hinzusetzen können, welche sich unter dem Bestande so vieler Jahrhunderte erworben ließen. Daher rührt es, daß, vermöge eines besondern Vortheils, nicht bloß jeder einzelne Mensch von Tag zu Tag in den Wissenschaften vorrückt, sondern daß auch alle Menschen zusammen, nach Maßgabe des zunehmenden Alters des Universums, darin Fortschritte machen; denn in der Aufeinanderfolge der Menschen geschieht dasselbe, was sich in den verschiedenen Zeitaltern des Einzelnen einstellt. Die ganze Folge der Menschen während des Laufs so vieler Jahrhunderte muß demgemäß betrachtet werden als ein und derselbe Mensch, welcher stets fordbauert und unablässig lernt. Und hieraus ergibt sich, mit wie viel Ungerechtigkeith wir das Alterthum in seinen Philosophen re-

geschrien; denn, da das Alter der Zeitschönheit ist, der sich am meisten von der Kindheit entfernt — wir setzen nicht ein, daß das Wort dieses universellen Menschen nicht in Zeiten gesucht werden darf, die der Kindheit am nächsten sind, wohl aber in denen gesucht werden muß, die sich davon am weitesten entfernen?

„Wir, welche wir die Alten nennen, waren wirklich Zeugen in allen Sachen, und bildeten die eigentliche Kindheit der Menschen; und da wir ihren Kenntnissen die Entdeckungen der Jahrhunderte, welche seitdem verfloßen sind, hinzugefügt haben, so sind wir eigentlich diejenigen, in welchen das Wissen gesucht werden muß, das wir in ihnen verheim. Sie verdienen Bewunderung in dem Folgenden, welche sie aus den wenigen Prinzipien, die ihnen eigen waren, gezogen haben; und sie müssen entschuldigt werden in allen denjenigen, in welchen sie sich schloßen, mehr weil ihnen die Erfahrung abging, als weil es ihrem Naturelement an Stärke fehlte.“

Dies ist doch wohl die Lehre von der Vervollkommnungs-Fähigkeit! Lugo, Condorcet, St. Simon haben die Fundamental-Lehre ihrer Philosophie nicht anders formulirt. So hätten wir denn die Theorie vom Fortschritt und von dem zusammenhängenden Leben der Menschheit; und zwar, so zu sagen, geometrisch demonstriert. Pascal war nie größer und schärfsüßiger, nie mehr Dichter und Geometer zugleich, als in diesen bewundernswürdigen Zeilen.

Hätte Pascal sie ohne Rückhalt und Einschränkung geschrieben, so würde er der Urheber der religiösen Philosophie der Zukunft seyn; denn es verträgt sich nicht mit irgend einem Zweifel, daß das Dogma des Fortschritts

eine Religion der Menschheit eben so erzeugen werde, wie das Dogma des Sündenfalls das Fundament des ganzen Christenthums geworden ist. Doch Pascal wollte Christ seyn, und bot seine ganze Kraft auf, es zu bleiben: sein Gemüth war getheilt zwischen zwei Bahnen, in welche es sich mit gleichem Ungestüm, mit einer Leidenschaft voll von Hysterie, warf. Pascal konnte also der Evidenz seiner Vernunft nur in so fern Raum geben, als er dem Christenthum gerecht wurde. Er ist für den Fortschritt, wenn es sich um die Wissenschaft handelt; er wird also für den Sündenfall seyn, sobald es sich um das Handeln wird, was man grossartige Wahrheiten nennt. Er wird von der einen Seite nicht weniger dogmatisch seyn, als von der andern; und mit seiner bewundernswürdigen Kunst des Ausdruck wird er seinen Widerspruch so hervortreten lassen, daß er in dieser Disharmonie und in dieser Entgegengesetztheit selbst einen Wahrheitsbeweis findet.

In der That, wir haben nur einen Theil dieses Kapitals geleht. Pascal beugt den Ueberrest, um das Damm der Wissenschaft von dem Damm des Glaubens zu sondern. Er hat sich so viel Mühe gegeben die Selbstkritik und die Nothwendigkeit des Fortschritts über Fragen der Wissenschaft nachzuweisen, daß er sich nicht weniger angelegen seyn lassen wird, darzuthun, daß kein Fortschritt möglich sei, wenn es sich um religiöse Fragen handelt. Die Antithese ist recht vollständig. Mit der einen Hand hebt er die Menschheit, um sie in die unabsehbare Bahn des Fortschritts zu schleudern; mit der andern wirft er sie zu Boden, um sie an die Vergangenheit zu ketten. Er sagt:

„In der Theologie hat die Naturkritik ihre Hauptstärke,

weil sie ungemessenlich ist von der Wahrheit und weil wir diese nur durch sie erkennen; dergestalt, daß, um volle Gewißheit von den, für die Vernunft unbegreiflichsten Dingen zu erhalten, nichts weiter erforderlich ist, als sie in gebräuchlichen Büchern sehen zu lassen, wie, um die Ungewißheit der wahrscheinlichsten Dinge dazuzuthun, man nur zu zeigen braucht, daß sie nicht darin begriffen sind. Denn die Prinzipie der Theologie gehen hinaus über die Natur und die Vernunft; und da der menschliche Geist unfähig ist, durch eigene Untersuchungen zu denselben zu gelangen, so kann er sich zu dieser hohen Erkenntniß nur unter der Leitung einer allmächtigen und übermenschlichen Kraft erheben. Mit Dingen, welche in die Sinne fallen, oder dem Verstande angehören, verhält es sich anders. Die Natur ist dabei unzulänglich, die Vernunft allein hat darüber zu erkennen: sie haben ihre verschiedenen Rechte. Dort hat die eine allen Vorrang, hier herrscht die andere an ihrer Stelle. Nach der Begreifbarkeit dieser Welt dem Fassungsvermögen des Geistes entsprechen, so findet er seine volle Freiheit darin, daß er sich in ihnen ausdehnt. Seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit bringt unablässig hervor und seine Erfindungen können, wie ohne Ende, so ohne Unterbrechung sein.“

Wie positiv ist dies! Der ganze Theil der menschlichen Erkenntniß, welcher vom Verstande abhängt, wird unter dem Befehl des Fortschritts stehen; Pascal beweiset es, und kommt unaufhörlich darauf zurück. Doch die Prinzipie der Theologie stehen höher, als die Natur und die menschliche Vernunft. In ihnen muß die Autorität regieren. Hier ist die Herrschaft der Gelehrten. Die Lebenden und die, welche noch leben können werden, müssen sich vernichten

und sich unterwerfen. Nach Pascals Darstellung würde ihre Wissenschaft ganz verkehrtlich eine eckige Pyramide bilden: über alle, den Ursprung und den Zweck betreffende großen Fragen werden sie nur den Vätern glauben, weil die Prinzipie der Theologie über Natur und Vernunft erhoben sind. Sie werden über die großen Aufgaben ihrem Vater glauben, gerade weil ihre Väter Kinder waren, wie Pascal behauptet, und weil sie nur wenig mußten im Vergleich zu dem, was der fortschreitenden Wissenschaft zu wissen gestattet ist.

Die ganze Stärke des Pascalschen Reasonnements besteht dennoch darin, daß er sagt: Niemand glaubt ich in theologischen Dingen; Gott selbst ist es, es sind die heiligen Schriften.

Doch wer hat diese Schriften überliefert? wer sie erhalten und aufgelegt? Wer hat Jesus vergöttlicht? Wer drei Jahrhunderte lang über seine wahre Natur gestritten? Wer seine Kirche, seine Welt geschaffen? Wer ihn auf Erden repräsentirt?

Sind das nicht Menschen?

Wenn man die Autorität, so weit sie von Menschen herrührt, mit Pascal unbedingt und ohne Einschränkung vertreibt, so geräth man in den Proterostantismus, und es bleibt keine Glaubensregeln mehr. Wie diesem Abgangspunkte, als Grundlage der Gewißheit in Sachen der Religion, mochte Pascal sich noch so sehr bemühen, Eile zu bleiben; er konnte nur Stupider sein.

Und wie verhält es sich denn — so könnte man Pascal fragen — mit diesem Glaubens-Depot, das du mit Untereinfügtheit von dem Alterthum anheimst, ohne mehr

setzen zu wollen, als was jeder Mensch ist? Ist es nicht der Abfall der ganzen alten Wissenschaft, verflücht durch das Schwinden, das diese Wissenschaft umgab? Und, wenn dein Genie, o Pascal, das Schwinden durchdringend, das Gebiet der Wissenschaft erweitert, veränderst du alsdann nicht denselben Glauben, dem du dich blühtlings umarmen-
 sen möchtest? Galilei sagte: „die Erde dreht sich,“ und man verdammt ihn, weil die Bibel gesagt hatte, Jesus habe die Sonne in ihrem Laufe aufgehalten. Du, du selbst sagst: die Natur hat keinen Wissen vor dem Erren; und indem du uns die Gesetze der Schwere demonstrierst, veränderst du die Physik. Du glaubst nicht, den Glauben zu verändern; nichts desto weniger aber wird die veränderte Physik die Gerechtigkeit verdammen. Was wird von dem alten Glauben übrig bleiben, wenn die menschliche Wissenschaft Zerstreuung gemacht haben wird? Warum haben deine Offenbarungen und nicht diese alles gekostet? Du gibst den Menschen eine Wissenschaft, die, indem sie die Traditionen und die Kosmogonie zu Grunde richtet, nur dazu dienen wird, eine neue Kosmogonie, eine neue Ueberlieferungsart und Leben zu bringen. Ganz vergeblich kümmerst du dich in allem, was dem Glauben angeht, an die Autorität, während du in allem, was Wissenschaft genannt zu werden verdient, die Autorität verwerfst und an die Vernunft appellirst. Du bist also demüthig und also stolz. Ist die Rede von den Jöden des Mittelalters, so nimmst du die Vervollkommnungs-Fähigkeit des menschlichen Geistes in deinen Schutz; ist dagegen die Rede von dem Paradies und der Hölle der Kirchenväter so wirfst du dich wieder und betest jöherab an. Wenn du hast die Aet an die Wurzel des Baums geklopft: es ist ge-

schien um die Autorität. Nach dir werden Andere kommen, welche dein Werk fortsetzen werden. Wie du dich von dem Überglauben des Aristoteles emanzipirt hast, so wird man sich von dem kirchlichen Überglauben emanzipiren. Die Wunder werden nicht mehr Achtung finden, als die verborgenen Eigenschaften. Dieselben Argumente, dieselben Gründe, die du in der Physik geltend gemacht hast, werden in der Theologie geltend werden. Der Nationalismus wird alles verbessern, bis die Lehre von der Vererbungs-fähigkeit, die du so gut aufgefaßt hast und auf ein einziges Gebiet beschränkst, heraustritt und sich über alles verbreitet.

5.

Fortsetzung. — Maltebranche und Charles Perrault.

Obne Pascal's Hauptgedanken als Pascal's Eigenthum zu kennen, verarbeitet Maltebranche denselben auf eine Weise, aus welcher hervorgeht, daß das sechzehnte Jahrhundert in seinen philosophischen Anschauungen eine Richtung genommen hatte, die nur damit endigen konnte, daß man sich anschließend der Zukunft zuwendete.

Indem Maltebranche die Bewunderung verspottet, welche die Mehrzahl seiner Zeitgenossen für die Vergangenheit hegt, drückt er sich folgendermaßen aus:

„Ehemals schloß man den Himmel wegen seiner Dunkelheit. Ehemalig suchte man nach alten Schwanen, wie sehr sie auch vom Nest zerstreut seyn mögen; und mit großer Eeyselt bewahet man die Laternen und den Pantoffel ein-

ger Allen; ihr Werth liegt im Muthum. Gewisse Leute wenden ihren ganzen Fleiß auf die Zerkür rabbinistischer Schriftsteller, weil sie in einer fremden, sehr verkehrten und sehr dunklen Sprache geschrieben haben. Was schadet noch mehr die ältesten Meinungen, weil sie von und an noch besten eusest sind; und hätte Mäner die Geschichte seiner Regierung geschrieben, so würde darin eher Zweifel die selbste Politik und sogar jede andere Wissenschaft enthalten sein, gerade wie Einige finden, daß Homer und Virgil die vollständigste Kenntniß der Natur besaßen. „Man muß das Alterthum ehren,“ sagt man; „wie! Aristoteles, Platon, Epikur, diese großen Männer, hätten ihren Namen?“ Man erwägt nicht, daß Aristoteles, Platon, Epikur Menschen waren, wie wir; noch weniger aber erwägt man, daß die Welt seitdem um mehr als zweitausend Jahre älter geworden ist, daß sie mehr Erfahrung haben muß, daß sie folglich aufgeklärter ist, indem nur Alter und Erfahrung zur Entdeckung der Wahrheit führen.“

Diese Worte Mallbrandy's, diese bittere Ironie auf das Alterthum — gleichen sie denn nicht der Ironie des achtzehnten Jahrhunderts? Und man laße nur nicht unbemerkt, daß Mallbrandy nicht, wie Pascal, bei den strengen und den Beobachtungswissenschaften stehen bleibt. Alle Reliquien begräbt er in dieselbe Verachtung. Zwar zapft er das kirchliche, wie das profane Alterthum im dunkeln Ausdrücken an; doch sind es die Theologen, die er im Auge hat. Man könnte sagen, daß er durch Mäner's Politik die auf die heilige Schrift gegründete Politik Bossuet's bedeuten wollen. Er umfaßt auch das Feld der Literatur und der Poesie, wie das der Wis-

fenschaft; er spricht dabei an auf den Literatur-Streit, der sich zu seiner Zeit erhob. Mit einem Wort, der Schüler Descartes sucht allenthalben Fußfassen, und predigt dem menschlichen Geiste die vollständige Emancipation gegen die Vergangenheit, indem er die Menschen, wie er sich ausdrückt, mit eigenen Augen sehen lehrt. Seine Worte sind: „Es läßt sich schwer begreifen, wie Menschen, denen es nicht an Verstand fehlt, sich, bei Erkennung der Wahrheit, lieber des Verstandes Anderer, als desjenigen, den Gott ihnen gegeben hat, bedienen mögen. Es macht ohne Zweifel mehr Vergnügen und bringt mehr Ehr, sich nach den eigenen Augen, als nach denen Andern zu richten; und wer gute Augen hat, wird sich nicht entschließen, sie, in der Erwartung eines Führers, zuzuthun, oder sich ihrer gar zu bedienen.“

Wir fügen keine andere Zitate hinzu, um unsern Satz hinsichtlich der eigentlichen Wissenschaften zu beweisen.

Man sieht es, diese Autoritäts-Frage in Dingen der Wissenschaft und der Philosophie ist die Frage des sechzehnten Jahrhunderts gewesen; sie hat alle ausgezeichneten Köpfe dieser Epoche beschäftigt — Bacon, Galilei, Descartes, Pascal, Malbranche. Am Schluß des Jahrhunderts nahm selbst, vielleicht aus Aechtheitssinn gegen Descartes, in dieser Erklärung die Parabel der Alim; in zwei Werken, welche seiner Jugend angehören, suchte er sie zu erklären und mit den Entdeckungen der Natur zu vertheilern. Doch das Gefühl des Fortschritts und der Verleugung der Dinge war so lebhaft und so allgemein, daß gerade selbst es war, welcher den bewundernswürdigen Ausdruck that, worin sich die ganze Lehre von der Ver-

vollkommungs-Fähigkeit wiederfinden läßt, den Ausbruch: Die Gegenwart, erzeugt von der Vergangenheit, geht schwanger mit der Zukunft: *).

Es blieb jedoch nicht bei dieser Befragung der Vergangenheit. Sehr bald wurde die Frage in Gang gebracht, ob die Kriem nicht auch in den Werken der Kunst den Vorzug vor den Allen gewonnen hätten; und gerade durch diese Frage wurde die Eingangsthore des achtzehnten Jahrhunderts eröffnet. Denn fast fünfzig Jahre hindurch kam man auf Nichts zu. Viele Bücher und Epigramme verbanden ihr ihre Entstehung; die Akademien hielten wider von diesem Streite, und der Hof, damals die ganze Gesellschaft, nahm Theil daran, und theilte sich in Parteien. Wie in der Frage der Wissenschaften die neuere Alter sich zum Kampfe gestellt hatte mit den Arbeiten des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts, mit den Entdeckungen Galiläi's, Fermat's, Bègle's und Torricelli's, eben so stützten sich die Vertheidiger der Modernen auf die jenigen Werke der Kunst des sechzehnten Jahrhunderts, welche sie kennen und fühlen gelernt hatten; sie stützten sich auf alles, was sie in italienischer, spanischer und französischer Literatur bewundert hatten, vorzüglich aber auf die Werke Tasso's und Corneille's.

Unter den vielen Einzelnern zeichnete sich aber keiner noch mehr aus, als Charles Perrault durch seine nur allzu ausführliche Parallele, deren philosophischer Geist bei

*) De Aristotele recentioribus reconciliabilis est in dicitur in der aufgelisten Abhandlung De rebus principis philosophandi contra pseudo-philosophos, mit einer Vorrede und Anmerkungen. 1770.

dem Allen nicht bekannt werden kann. Sein Gedanken-
 mal-Bedanke ist, daß die Natur unendlich ist in ihrem
 Produziren — (ein Grundlag, den man ihm in dieser
 Allgemeinheit gegnend nicht einräumen würde) — und
 daß sie zu allen Zeiten unter einer Hülle von gemeinen
 und gewöhnlichen Dingen eine gewisse Anzahl von ausge-
 zeichneten Serien bildet. In Hinsicht der natürlichen Ge-
 den sind, nach ihm, die Alten und die Neuren sich also
 vollkommen gleich. Da jedoch die Wissenschaften und die
 Künste eine Anhäufung von Regeln und Vorschriften sind,
 so muß sich dieser Haufen nothwendig mit der Zeit ver-
 mehren, indem jedes Jahrhundert dem nachfolgenden ein
 Erbkitt beibringt. So legt sich das Leben der Mensch-
 heit fest; der menschliche Typus ertotet nicht ab, die na-
 türlichen Geden bleiben dieselben, nur die ersonnenen Göl-
 ter vermehren sich. Aufgeklärt durch die Entdeckungen un-
 serer Vorgänger, sogar durch ihrer Fehlgänge, ist es wohl
 kein Wunder, daß wir sie überreffen; denn, um es ihnen
 nicht gleich zu thun, müssen wir schlechteren Art sein, als
 sie — müßten wir aufhören, eben so gut Menschen zu sein,
 wie sie.

So verhält es sich mit der philosophischen Grundlage,
 welche Perault seiner ganzen Parallele gibt. Seine Haupt-
 sätze verlaufen sich auf folgende Weise: „Alle Fähigkeiten
 der menschlichen Natur finden sich in allen Zeitschritten
 wieder; diese Fähigkeiten sind nicht größer zu einer Zeit
 als zur andern; nur ihre allmählichen Resultate häufen sich
 an. Vermöge einer nothwendigen Folge, sind zwar die Fä-
 higkeiten des Menschen begrenzt; doch die der Menschheit
 wachsen unablässig. Sie wachsen nur nicht verhältnißmä-

fig. Selbst dadurch, daß die Menschheit sich entwickelt, wird es unmöglich, daß es eine Gleichheit der Entwicklung unter ihrem Fähigkeiten gebe; denn, als die Materialien der Asphyxie noch nicht beisammen waren, mußte die Einbildungskraft notwendig alles in ihrem Gebiet vereinigen. Die Menschheit ist also wie der Mensch: sie hat damit angefangen, verhältnißmäßig mehr Einbildungskraft zu haben. In dem physischen Menschen ist der Kopf des Kindes verhältnißmäßig größer, als der des Erwachsenen; in dem intellektuellen Menschen herrschen nach einander Instinkt, Einbildungskraft, Reflexion. Derselbe Aufeinanderfolge, dieselbe Veränderung, dasselbe Gleichgewichtsgesetz findet Statt in der Menschheit. Eine Einheit, obwohl dieselben Elemente, doch in verschiedenen Verhältnissen."

Perrault zog hieraus die Schlußfolge, „daß die Menschheit, wie der Mensch, ganz nothwendig ihre Kindheit, ihre Jugend, ihre Mannbarkeit gehabt haben müsse." „Daraus folgt jedoch keineswegs," fügt er hinzu, „daß sie auch ihren Verfall haben müsse, es sei denn, daß man den Uebergang zu einer neuen Menschheit also bezeichnen will." Er sagte auch noch: „Jede Epoche der Menschheit ist wie der Mensch und wie die ganze Menschheit, d. h. jede besondere Epoche der Menschheit hat ihre Kindheit, ihre Jugend, ihre Mannbarkeit und außerdem ihren Verfall." Also Jammern und Elend in den ersten Ansätzen der Menschheit, sodann ein Beträuben der Speensacht, worin die Einbildungskraft überaus sichtbar ist, zuletzt enge Entwicklung, die sich durch analoge Reisen vollzieht: so erschien diesem Denker das Leben der Menschheit, diese in ihrem Ganzen und in ihrer Aufeinanderfolge betrachtet. Er behaupte

bist durch die Worte auf: die Menschheit ist wie der Mensch.

Dies war also ein erstes Gesetz, das die Verteidiger der Reuren entdeckten; ein Gesetz, das den Grundbau ihrer Lehre bildete und das sie durch eine Farnel ausbreiteten, an welcher wir heut zu Tage nichts verändern können, nur daß man es in unseren Zeiten in einem ausgedehnteren Sinne aufgestellt, und daß es mehr Anwendungen erhalten hat. Wir entscheiden nicht über den Werth dieser Theorie und wir brauchen uns eben so wenig über die Folgerungen zu erklären, die man in den letzten Zeiten daraus hergeleitet hat. Wir konstatiren bloß den Punkt, bis zu welchem die Philosophie der Geschichte und die Lehre von der Veredlungsfähigkeit schon seit dem sechshnten Jahrhundert in Frankreich gelangt waren.

Ohne Zweifel blieb Perrault weit davon entfernt, alles wahrzunehmen, was sein Prinzip in sich schloß, und daraus Induktionen zu ziehen, welche verglichen werden könnten mit denen, die man gegenwärtig daraus zieht. Ganz zuverlässig dachte er weder an den Orient, noch an die orientalischen Theokratien, noch an das, was man ursprüngliche Organisation nennt, noch an die Art und Weise, wie die Entwicklung und allmähliche Emanzipation der Philosophie, der Kunst, des Staats, fast sämtlicher Produkte der Menschheit, aus dem Banne des Aberglaubens zu Oriente gekommen war. Mit einem Wort: er hielt sich in seiner prächtigen Synthese nicht damit auf, den ganzen Menschen mit allen seinen mehr oder minder unmittelbaren Fähigkeiten überall nachzuspüren; er war nicht Psycholog genug, um durch die Psychologie die Welt der Geschichte zu erklären, diese

Werk, welche nichts weiter ist, als die Realisation der Fähigkeiten des individuellen Menschen, vervielfältigt in verschiedenen Verhältnissen. Er hat vielmehr Aehnlichkeit mit einem Mathematiker, der, auf Veranlassung eines besondern Falles, eine allgemeine Formel gefunden hat, ohne zu ahnen, wie viel dieselbe enthält und wie viel Annahmen sich von ihr machen lassen. Nicht die Geschichte, von der er nichts wußte und die auch seinen Zeitgenossen unbekannt geblieben war, wohl aber die Logik führte ihn zu seinem Prinzip. Dennoch muß man ihm die Berechnung widerfahren lassen, daß er in dem engen Gesichtspunkt, worin diese Erörterung damals eingeschlossen war, mit ungenügendem Tact seine Idee von den aufeinanderfolgenden Zeitaltern der Menschheit zur Anwendung brachte. So dünkte er, ohne Schwierigkeiten zu machen, ein, daß die Alten sehr wohl in der Veredlung und in der Poesie hätten vorzüglich seyn können; denn diese Entwicklung der Poesie fiel, nach ihm, mit der Periode zusammen, wo sie zu Stande gebracht war. Nur behauptete er, daß, da der Mensch jetzt derselbe sei, die Menschheit in allen Zeiten stück seyn werde zu allem, was ihrer Jugend gelüftet hätte, dabei aber je mehr und mehr stück werde zu allem, was der Mannbarkeit entspricht.

Der Unterschied zwischen Pascal und Fermat dürfte folgender seyn. Pascal hatte wohl die Menschheit einem Menschen verglichen; er war sogar dahin gelangt, die verschiedenen Zeitalter der Menschheit den Zeitaltern des menschlichen Lebens zu vergleichen. Da er jedoch seinen Blick auf die Wissenschaften beschränkt hatte, so hatte er diese Zeitalter einzig und allein in Beziehung auf das Wissen und

Nicht-Wissen unterscheiden; und dabei konnte nur die Noth sein von der Quantität der Kenntnisse. Fermat dagegen beachtete Pascals Entdeckung zur Anwendung: 1) indem er versuchte, sie für die Wissenschaften in einem großen historischen Rahmen nachzuweisen; 2) indem er sie verallgemeinerte durch die Anwendung, welche er davon auf die Gefühle, die Sitten, die Literatur und die Künste machte, während Pascal nur an die strengen und die Beobachtungs-Wissenschaften gedacht hatte; 3) indem er zu der Formel Pascals eine zweite Formel hinzufügte, d. h. indem er das Gesetz der Aufeinanderfolge (series) des Fortschritts zu bestimmen suchte, während Pascal nur die Aufeinanderfolge festgestellt hatte.

6.

Fontenelle und La Roche.

Malbranche und Fermat fanden ihre Fortsetzer in Fontenelle und La Roche. Von Fermat erbte Fontenelle die Lehre von der Vervollkommnungsfähigkeit als eine Ueberlieferung; und diese Erbschaft sagte ihm nur so besser zu, da er, als Cornille's Neffe, gewissermaßen den Namen seiner Familie vertheidigte, wenn er sich der Sache der Neuern annahm; denn in dem Streite über den Vorrang der Alten oder der Neuern war ja die Fahne für Cornille getragen.

Man hat hiemitlen gefragt, welches der wichtigste Einfluß dieses Philosophen gewesen, dessen langes Leben sich zwischen dem sechzehnten und dem achtzehnten Jahrhundert spannt und dessen Schaffen so verflochten und vermischt schien — dieses Philosophen, welcher selbst sagte, „daß, wenn

er die Hand voll Wachselein hätte, er sie nur eine nach der andern fliegen lassen würde.“

Sein ganzer Einfluß — und dieser ist sehr groß gewesen — beruhte darauf, daß er in seinem ganzen Wesen tief und gleichmäßig durchdrungen war von dem Gefühl der Emanipation und des Fortschritts, welches die beiden Jahrhunderte vereinigt. Auf die Erfinder folgen die Verbreiter; und Fontenelle war der wahre Verbreiter der allgemeinsten Arbeiten des sechzehnten Jahrhunderts.

In dem Westen verbreitete er die Ideen Galilei's, dessen Discorso über diesen Gegenstand ein bei weitem geläuterter Meßstein ist, als Fontenelle's Buch.

Er schloß sich dem Cartesianismus an, doch ohne der Erfahrung-Verheerung zu erliegen. In seinen Lobreden (Eloges) hatte er die Mäßigung, die Wage nicht mehr nach der einen als nach der andern Seite sich hinneigen zu lassen; und seinem Fortschritt-Princip blieb er so getreu, daß er Newton's Entdeckungen annahm, ohne sich allzu sehr zu freuen.

Durch seine Kritik der Wunder gab er ein Vorbild von der kritischen Emanipation.

Vereinigt mit La Moëte, dehnte er die literarische Emanipation über Fragen aus, welche die Kunstform betrafen: eine Ausdehnung, welche ihr die Vertheidiger der Rhetorik in der Periode Richelieu's zu geben nicht getraut haben würden. Beide bildeten auch eine neue Generation von Männern und von Vertheidigern der Lehre vom Fortschritt. In entschiedener Empörung gegen die Vorurtheile und die Gesetze des Parnassus, verfaßten sie eine neue Poesie zu gründen, deren Hauptcharakter das Natürliche

kehr. La Roche, der sie in Nachahmung brachte, und die, welche ihm nachahmten, litten freilich gänzlich Mangel an poetischem Genie; allein es war deshalb nicht weniger Wahres in ihren Prinzipien. Delaune, als Dichter ein Jüdling der mythischen Schule, und eben so sehr Neuerer in der Religion, begriff diese Frage eben so wenig, als er den Streit Boileau's mit Perrault begriffen hatte. Doch Diderot begriff sie; und wenn wir das achtzehnte Jahrhundert zerlegen werden, wird sich zeigen, wie sehr La Roche's und Fontenelle's Einfluß auf die Literatur dieses Jahrhunderts reichte, und wie die von ihnen in Anregung gebrachten Ideen sich knüpfen an die Ideen der Freiheit in der Literatur, des Natürlichen in der Poesie, der Ungerichtigkeit des Theaters u. s. w.: Ideen, welche, unter der Benennung des Romanismus, in unserm Zeitalter das Klassische und den mythisch-epischen Geist verdrängt haben.

Kary, Fontenelle bewährte und vertheidigte sechs Jahre lang die Uebersetzung von der Lehrer der Veredelungskünste, sowohl in den strengen und Beobachtungs-Wissenschaften, als in der Literatur und den Künsten. In den Werken der Zeit bemerkt man, daß er das Gefühl von der Ueberlegenheit der Modernen über das Alterthum nicht bloß auf die Mathematik, sondern sogar auf die Unterweisung der Gelehrten und der Schulen übertrug.

Jedoch fügte er zu Boileau's und zu Perrault's Formeln nichts hinzu; und in seiner Abhandlung über die Neueren haben wir nichts weiter gefunden, als ein schamloses Plagiat der Parallele Perrault's, der darin nicht ein einziges Wort jenseit wird. Doch auch hier jügte er die Kunst, auf wenigen Seiten in einem geschmackvollen und gedräng-

ten Eigle das zusammen zu fassen, was Paracels in einem weitläufigen und nachlässig geschriebenen Briefe gestreut hatte.

Um die Identität der Ideen Paracels's mit den Ideen Pedrals und Charles Bernards nachzuweisen, wollen wir eine Stelle anführen, welche alles zusammenfaßt, was sich in Paracels's Schriften über die Frage des Fortschritts entwickelt oder verstreut antreffen läßt.

Er sagt:

„Ein gebildeter Geist, der seinen Jahrhundert angehört, ist zusammengesetzt aus allen Geistern früherer Jahrhunderte; es ist ein und derselbe Geist, welcher sich diese ganze Zeit hindurch gebildet hat. Dieser Mensch, welcher von Anfang der Welt bis zum gegenwärtigen Augenblick gelebt hat, hatte also seine Kindheit, wo er sich nur mit den dringendsten Bedürfnissen des Lebens beschäftigte, seine Jugend, wo Werke der Einbildungskraft, wo Poesie und Wunderfabeln, ihm ziemlich gut gelangen, und wo er selbst seine Vernunft zu gebrauchen begann, wenigstens mit weniger Sicherheit, als mit Feuer; und er befindet sich jetzt in dem Alter der Mannbarkeit, wo er mit größerer Kraft und Einsicht raisonnirt, als jemals. Eben dieser Mensch wird, genau zu reden, nie die Altersschwäche kennen lernen; er wird immer gleich sähig seyn zu den Dingen, die seiner Jugend angemessen waren, und er wird diejenigen, die dem Alter der Mannbarkeit entsprechen, mit immer größerer Vollkommenheit vollbringen; d. h. (mit Beschränkung der Allgeorie), die Menschen arten nicht aus, und die gesunden Ansichten aller tüchtigen Geister, die auf einander folgen, werden sich stets in einander fügen.“

Schluß dieser Abhandlung.

Wir stellen wir hier an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts stehen! In einer andern Abhandlung werden wir versuchen, die Folge und Fortsetzung der Arbeiten dieses Jahrhunderts darzulegen. Wir werden alsdann zeigen, wie die Idee der Philosophie, d. h. die Lehre von der Vervollkommenungs-Fähigkeit, sich je mehr und mehr manifestirte und ins Licht getreten ist; wie sie aus der Schule Porro's, Fontenelle's und La Rochefoucauld's, ganz ursprünglich durch Diderot, sich übergetragen hat auf die Schule Dargot's und Condorcet's; und so werden wir zu französischen Methodikern und zu unserer Epoche gelangen. Neben der Entwicklung der Lehre von der Vervollkommenungs-Fähigkeit werden wir gleichzeitig den verschiedenen und unauflöblich wechselnden Formen des Rationalismus folgen und den innigen Zusammenhang dieser beiden Entwicklungen zeigen. Während also gewisse Philosophen mit bewundernswerthem Genie fragmentarische Ideen, welche theils aus der Erfahrung der Sinne, theils aus dem Bewußtseyn geschöpft waren, ausarbeiteten, und während alle besondern Wissenschaften sich durch die beiden Methoden der Analyse oder der Experimentation bildeten und bereicherten, werden wir eine allgemeine Lehre, die Lehre vom Fortschritt (die Philosophie oder die Religion, wie man sie nennen mag) sich nach und nach bilden, nach einem regelmäßigen und nothwendigen Plan bald auf dem einen, bald auf dem andern Punkte Konfirmirung gewinnen und endlich zu der

Erweisbarkeit und der Ausdehnung gelangt sein), welche ihr heut zu Tage eigen ist.

Doch ohne die systematische Aufeinanderberührung, welche wir von den Vätern des achtzehnten Jahrhunderts zu machen gedenken, vollendet zu haben, können wir auf dieser Abhandlung folgen, daß die Lehre von der Vervollkommenungs-Fähigkeit bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückgeht; und sollte man sich bei uns nach den Vätern Turgot, Condorcet und Saint-Simon's erkundigen, so können wir, ohne uns lange zu bestimmen, Bacon, Galilei, Descartes als Diejenigen nennen, welche, durch ihre Emanzipation von der Vergangenheit, die Lehre vom Fortschritt vorbereitet und angekündigt haben; vor allen aber werden wir Pascal, Wallbrände, Charles Perrault, Fontenelle als diejenigen nennen, welche die Lehre von der Vervollkommenungs-Fähigkeit formulirt haben. Niemand wird sich weigern, diesen Emanzipatoren in Beziehung auf die Wissenschaft und die Literatur, Voltaire und Rousseau in bürgerlicher und politischer Beziehung hinzuzufügen; wir werden jedoch beweisen, daß Diderot nicht aufgehört hat, die Lehre vom Fortschritt als die allgemeine Grundlage der Philosophie anzukündigen. Und wer würde wohl nicht, daß die Schule Turgot's und Condorcet's sich am Schluss: des achtzehnten Jahrhunderts mit der Lehre von der Vervollkommenungs-Fähigkeit als den Legatarium dieses Jahrhunderts dargestellt hat?

Dies also weder die Genealogie und die Ueberlieferung. Und gewißlich wird man nicht sagen, daß dieser Ursprung ungewiß sei; auch nicht denen, die heutiges Tages das Dogma des Fortschritts behaupten, den Glanz ihrer Abkunft strei-

Es mochten. In dieser Analyse sind wir weiter auf dem großen Bahnwege, noch von der rechten Seite gewichen; und damit wollen wir bloß sagen, daß wir die Utopier und Träumer — die Morus, die Bacon, die St. Pierre, die Fanelon zur Seite gelassen haben, obgleich die Utopier und die Träumer auf die Dauer auch etwas werth sind. Durch Descartes und Pascal, durch Fermat und Fontenelle, durch Diderot, Voltaire und Rousseau, durch Lavoisier und Laplace bildeten das sechzehnte und achtzehnte Jahrhundert eine ununterbrochene Kette. Man beginnt mit der Lehre von der Vervollkommnungs-Fähigkeit, und man endigt mit derselben. Sie ist also nicht eine neue Erfindung, nicht eine abstrakte Frucht des menschlichen Geistes; der Keim, aus welchem sie hervorging, wurde im sechzehnten Jahrhundert im menschlichen Geiste niedergelegt, ohne daß die, welche das Wort vernichteten, ein Bewußtseyn davon hatten, und hundert Jahre später stand dieser Keim als ein Baum da, der sich in allen Zweigen entwickelt hatte.

Pierre Leroux.

Fünf Preisaufgaben

einer

neuen Akademie

und

Bemerkungen zu denselben.

Unter den mannichfaltigen Wirkungen der Julius-Revolution scheint die Wiederherstellung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften bei weitem die meiste Aufmerksamkeit zu verdienen. Wir erklären uns daher näher.

Bei ihrem ersten Entstehen war diese Akademie ein Zweig jenes National-Instituts, das im Jahre 1795 an die Stelle der sogenannten französischen Akademie und der von Colbert gestifteten Akademie der Wissenschaften trat. Uebrigst bepackten diejenigen Konvents-Mitglieder, von welchen die Idee einer besonderen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaft ausging, nichts weiter, als das Andenken Langer's und Condorcet's zu verewigen. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: immer war die allgemeine Wissenschaft am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts so weit vorgegeschritten, daß man auf dem Gebiete gerathen konnte, die gesellschaftlichen Phänomene derselben Methode zu unterwerfen, welcher die Astronomie und die Chemie ihre wissenschaftliche Gestalt verdankten. Unglücklicherweise waren die Ansätze so angriffen, daß

es für den neuen Zweig des National-Instituts kein Ver-
 dächten gab; die Ursache lag in der Beschaffenheit einer Re-
 gierung, die, weil es ihr an Autokratie gebrach, nichts aus-
 kommen lassen durfte, was die öffentliche Meinung so leicht
 zu ihrem Nachtheil wenden konnte. Wir sehen also wäh-
 rend der Directorial-Regierung von der Akademie der mo-
 ralischen und politischen Wissenschaften nichts ausgehen,
 was der Beachtung besonders werth gewesen wäre. Unter
 der Consular-, besonders aber unter der Kaiser-Regierung,
 fiel jene Ursache weg; allein an ihre Stelle trat eine an-
 dere von nicht geringerer Wirksamkeit: der Ehrgeiz, Napo-
 leon's, der sich nicht mit dem Gedanken vertrug, daß Ein-
 liches und Vollständiges nicht von ihm allein bestimmt wer-
 den sollte. Die Folge davon war, daß die Akademie der
 moralischen und politischen Wissenschaften gänzlich aus dem
 Organismus des National-Instituts verschwand. Dieser
 Zustand dauerte während des Zeitraums fort, den man
 durch „Restauration“ zu bezeichnen pflegt. Und so war
 es denn der Julius-Revolution vorbehalten, sie, wie wirk-
 lich geschehen ist, zu reorganisiren.

So viel von den Schicksalen der Akademie der mo-
 ralischen und politischen Wissenschaften, welche nach ihrer
 Restauration aus fünf Abtheilungen besteht, die ihrer Be-
 nennungen von dem speziellen Gegenstande, womit sich
 eine jede beschäftigt, bestehen.

Eine Akademie der Wissenschaften würde gar nichts
 sein, wenn sie nicht ein gewisses Richteramt über die ge-
 lungnensten Productionen des menschlichen Geistes ausübt,
 und, um mit der Gesellschaft, in deren Mitte sie lebt, in
 Zusammenhang zu bleiben, zu solchen Productionen heraus-

forderte, die sie, was nicht für die möglichsten, doch wenigstens für geigneten hält, ihr Nichterkennt in Ansehen zu erhalten. Wie kann sie den Charakter der Würde des Vorgesetzten annehmen; nie von der Voraussetzung ausgehen, daß es in der Wissenschaft ein Abolutes gebe, bei welchem man sich beruhigen müsse. Von der Gründung der *Accademia di Cimento* am Hofe des Großherzogs Ferdinand II. von Toskana an, berichtet die Geschichte der Akademien, daß sie auf die Idee des Fortschritts gegründet sind; der Hauptzweck aber liegt darin, daß man, vom ersten Augenblicke ihrer Entstehung an, von ihrem Bestehungen alles gesondert hat, was eine Entwicklung in sich ausschließt und der Vergangenheit in einem so hohen Grade anhängt, daß die Gegenwart sich mit sich selbst in Widerspruch bringen würde, wenn sie einen mehr als geschichtlichen Werth darauf legen wollte.

Vermuthen wir nunmehr, wie die restaurirte Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften Frankreichs ihre Verhältnisse zu den denkenden Köpfen der europäischen Welt aufgefaßt hat; nichts entscheidet darüber noch mehr, als die Reihe der von ihr ausgesetzten Preisfragen.

Folgendes ist die Auskunft, welche ein französisches Tagblatt davon giebt:

„Nachdem die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften mehrere Sitzungen auf die Erörterung der von ihr ausgestellten Preisfragen verwendet hat, ist sie mit sich selbst darüber einig geworden, gerade so viel Gegenstände zu wählen, als sie Mittheilungen in sich schließt.

„Da aber ihre erste öffentliche Sitzung im Anfang des Jahres 1834 Statt finden wird, so ist sie der Meinung

gewesen, daß sie für einen so nahen Zeitpunkt keine Frage aufstellen dürfe; erst in den öffentlichen Sitzungen der Jahre 1835 und 1836 wird sie ihr Urtheil fällen über die Denkschriften, welche ihr zugekommen werden.

„Unter den von ihr aufgestellten Preisfragen bleibt es zwei (die eine moralischen, die andere staatswirthschaftlichen Inhalts), welche, um mit Erfolg beantwortet zu werden, viel Zeit und Nachforschung erfordern; für diese beiden Fragen sind die Preise verdoppelt worden, so wie die Zeit, welche den Preisbekämpfern zur Abgabe ihrer Denkschriften im Sekretariat des Instituts bewilligt worden ist.“

„Folgendes sind im Uebrigen die Fragen, welche die Akademie aufstellt, und die Andeutungen, welche dieselben begleiten.“

Philosophische Aufgabe,
über deren Preis im Jahre 1835 entschieden wird.

„Kritische Untersuchung des aristotelischen Werks, welches „Metaphysik“ betitelt ist.“

Andeutungen: 1) ist durch eine ausgedehnte Analyse der Inhalt dieses Werks ins Licht zu stellen und der Plan desselben zu bestimmen;

2) die Geschichte desselben zu geben und der Einfluß zu bezeichnen, den es auf spätere Systeme im Alterthum sowohl als in neueren Zeiten ausgeübt hat;

3) das Fictivische und das Wahre aufzufinden und zu erörtern, das darin angetroffen wird, und welche Ideen noch heutigen Tages fortdauern und in die Philosophie unseres Jahrhunderts mit Nutzen eintreten können.

Der Preis ist die Summe von 1500 Fr.

Schriften, welche sich um diesen Preis bewerben, müssen am 31. September 1834 postfrei in dem Secretariat des Instituts abgegeben seyn. Dieser Termin ist streng zu halten.

Moralische Aufgabe,
über deren Preis im Jahre 1836 entschieden wird.

„Nach positiven Beobachtungen die Elemente aufsuchen, aus denen in Paris oder in jeder andern großen Stadt derjenige Theil der Bevölkerung besteht, der durch seine Laster, seine Unwissenheit und seine Noth eine gefährliche Klasse bildet; und die Mittel angeben, welche die Verwaltung, die Reichen oder Gemeinlichen, so wie die verständigen und arbeitsamen Handwerker anwenden können, um diese verderbte und unwissende Klasse zu verbessern.“

Bedeutungen: Die Akademie verlangt nicht Auskunft über die ganze Klasse der Armen. Diese Klasse besteht indessen aus sehr vielen Leuten, und nicht selten sieht man Beispiele von Tugenden von ihr ausgehen. Kein Zweifel, es sei so undenkbar und gering geachtet wie es wolle, versetzt die, welche es ausüben, in die Klasse der Lasterhaften. Diese wird von Luten gebildet, welche verschiedenen Professionen angehören, oder gar keine ausüben und durch Wollust, Trunksucht u. s. w. verderbt sind. Verboten über den ganzen Flächeninhalt des Staats, werden sie aus verschiedenen Ursachen von den großen Städten angezogen, wo sie eine gefährliche Ansdusung bilden.

Wenn ein Preisbewerber mehr Städte beobachtet hat, so kann er wichtige Vergleichungen anstellen; da man aber

von ihm besitzen, folglich unlässliche Nachweisungen verlangen, so wird er nur von diesen Studien zum Hauptgegenstand seiner Arbeit machen. Er wird vor allen Dingen eine Statistik der Individuen geben, welche ja der in Frage stehenden Klasse gehören. Nachdem er sie in eben so viel Kategorien getheilt hat, als die Beobachtung der Thatsachen erfordert, wird er ihre Vertheilungen und ihre Art zu leben kenntlich machen und die Ursachen ihrer Lage anzeigen.

Der vorgeschlagene Gegenstand fordert sich natürlich in zwei Theile: der eine muß die Uebel, der andere die Vertheilungsmittel, so wie die Heilmittel angeben. Jener erfordert genaue Beobachtungen; dieser das Nachdenken eines Verwalters und eines Menschenfreundes. Ohne über diesen zweiten Theil ins Einzelne einzugehen, beschränkt man sich auf eine einzige Bemerkung. Die Art und Weise, wie die Frage aufgestellt ist, verkündigt, daß die Akademie der Meinung ist, daß einsichtige und fleißige Handwerker sehr viel beitragen können, um eine Verbesserung in den Sitten zu bewirken. Der Vortheil, den man von dieser schätzbaren Klasse ziehen kann, um Bessersinneswerke zu erzeugen, ist bis jetzt noch nicht gehörig gewürdigt worden. Man macht die Peridbemerker aufmerksam auf diesen Punkt.

Der Preis beträgt die Summe von 3000 Franken.

Die Peridbemerker müssen den 31. Dezember 1833 postfest an das Sekretariat des Instituts eingesendet seyn. Dieser Termin ist streng zu halten.

Aufgabe in Bezug auf Beschädigung,
über deren Preis im Jahre 1835 entschieden wird.

„Welchen Nutzen hat das Zwangsmittel ökonomischer
Gesetze in Zöl- und Handels-Sachen?“

Andeutungen: Diese Frage soll untersucht werden
nach ihren Beziehungen

- 1) mit der öffentlichen Moral;
- 2) mit den Angelegenheiten des Handels;
- 3) mit den Angelegenheiten der Gesellschaft und der
Familien.

Die Preistheuerer müssen sich Gedanken verschaffen
durch die Erfahrung der in alter und neuerer Zeit gesam-
melten Thatfachen, ob sei in Frankreich, oder bei andern
Völkern.

Der Preis beträgt die Summe von 1500 Franken.

Die Schriften der Preistheuerer müssen den 31. De-
cember 1834 bei dem Secretariat des Instituts eingegan-
gen seyn. Dieser Termin darf nicht verflusst werden.

Staatöconomische Aufgabe,
über deren Preis im Jahre 1836 entschieden wird.

„Wenn eine Nation die Handelsfreiheit einführen oder
ihre Befestigung über das Zollwesen verändern will, welche
Thatfachen hat sie in Erwägung zu ziehen, um die Interes-
sen der einheimischen Produzenten mit denen der Masse der
Konsumenten auf das Billigste auszugleichen.“

Andeutungen: Die Thatfachen, über welche die
Akademie positive Auskunft zu erhalten wünscht, sind vor-
züglich diejenigen, welche bei Nationen, die durch Handels-

verbindungen verknüpft sind, auf den Preis derjenigen Dinge Einfluß haben, welche Gegenstand ihrer Austauschung werden können.

Unter diesen Thatsachen werden die Preisbewerber diejenigen unterscheiden, welche der Natur der Dinge anhaften, ferner die, welche mit den Gewohnheiten der verschiedenen Bevölkerungen in Verbindung stehen, endlich die, welche aus Verwaltungs-Maßregeln entspringen.

Außerdem werden sie zu erforschen haben, welche Richtung diese Thatsachen der Anlegung der Kapitale gegeben und welchen Einfluß sie auf die verschiedenen Zweige der Wirtschaft und des Handels ausgeübt haben.

Indem die Akademie den Preisbewerbern diese Andeutungen macht, beabsichtigt sie keinesweges, ihrem Nachforschungen Eintrag zu thun, auch nicht, ihnen den Gang vorzuschreiben, den sie bei der Auseinandersetzung der Thatsachen zu nehmen haben; sie will ihnen nur zu erkennen geben, daß je mehr die Wahrheiten, welche sie zu beweisen haben, der Anwendung fähig sind, sie desto mehr in ihre Absichten eingehen werden.

Der Preis besteht in der Summe von 3000 Francs.

Die Preisschriften müssen den 31. December 1833 bei dem Secretariat des Instituts postfrei eingezogen sein. Dieser Termin darf nicht vernachlässigt werden.

Aufgabe allgemeiner Geschichte,
über welche der Preis im Jahre 1835 zuerkannt wird.

„Darstellung des Ursprungs der intellektuellen Bewegung, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert sich

tund gab; Charakteristik derselben; Angabe ihrer Ursachen und Resultate.“

Andeutungen: Von dem Wunsche der Akademie zu genügen, werden die Preisdawerter diese interessante Bewegung in den verschiedenen Ländern Europas, die daran Theil genommen haben, zu bestimmen suchen.

Sie werden die Zeit und das Land bezeichnen, wo diese Bewegung begonnen hat, und die verschiedenen Ursachen angeben, die sie hervorgerufen haben.

Sie werden ihr folgen in der Bildung der Sprachen und in den Productionen der anjgigen Literaturen; in den Systemen der scholastischen Philosophie; in den physischen und mathematischen Wissenschaften; in den Werken der Jurisprudenz und deren Einfluß auf die Gesetzgebung, so wie in den Denkschriften der Künste; und sie werden ihr, je nach ihren Wirkungen, ihren Charakter antreiben.

Entlich werden sie bestimmen, welches die Dauer dieser großen Bewegung des menschlichen Geistes gewesen ist.

Der Preis beträgt die Summe von 1500 Franken.

Die Preisschriften müssen den 31. December 1834 postfrei bei dem Secretariat des Instituts eingezogen sein.

Allgemeine Bedingungen für die Preisbewerbungen.

„Die Handschriften müssen jede eine Aufschrift oder Devise führen, welche wiederholt wird auf einem, dem Werke beigelegten versiegelten Zettel, der den Namen des Urhebers

enthalt. Dieser darf sich nicht zu erkennen geben, wenn er nicht von der Preisbewerbung ausgeschlossen seyn will.

„Den Bewerbern wir angezeigt, daß die Akademie selbst der eingesendeten Werke zuschauen wird, daß jedoch die Verfasser die Freiheit erhalten werden, Abschriften davon zu nehmen, wenn sie dergleichen bedürfen.“

Wie man auch die verschiedenen Preisaufgaben aufstellen möge: immer wird man bedenken müssen, daß keine derselben von irgend einer andern Akademie der Wissenschaften in Europa ausgeben konnte. Die Ursache dieser Erscheinung ist unstreitig, daß die Spezialisten, aus welchen diese zusammengesetzt sind, durch kein gemeinschaftliches Band vereinigt werden.

Was die philosophische Preisaufgabe betrifft, so ist man berechtigt, darin die Firma der resourcienreichen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu sehen. Wollte man annehmen, daß dieselbe Aufgabe auch von der historisch-philologischen Klasse irgend einer andern Akademie der Wissenschaften hätte gemacht werden können: so würde man sich, wiehen wir, in Jericho befinden. Eine solche Klasse, bei weitem mehr mit der Zubereitung des Stoffes, als mit der Verarbeitung desselben beschäftigt, wird es für verdienstlich halten, eine neue Ausgabe der sämtlichen Werke des Aristoteles zu veranstalten; doch nie wird sie die Frage aufwerfen, in welchem Wangel positiver Erkenntniß, d. h. in welcher Negation, die Metaphysik des Aristoteles gegründet sei, und worauf die Lösungen beruhen, welche daraus entspringen. In Wahrheit, um die Frage

Frage so zu fassen, muß man sich zu einer sehr deutlichen Anschauung der Methode erhoben haben, aus welcher alle Evidenz herbergeht: eine Forderung, welche in keiner Weise an eine historisch-philologische Klasse gemacht werden kann, weil sie voraussetzen würde, daß diese Klasse durch sich selbst dahin gelangt wäre, die Wichtigkeit des Gedankens in der besten Koordination der Thatfachen zu finden. Der Vortrag, welchen die französische Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften in dieser Beziehung vor jeder bloß historisch-philologischen Klasse irgend einer andern Akademie der Wissenschaften behauptet, gründet sich also darauf, daß sie über das Prinzip aller Entwicklung des menschlichen Geistes, so wie aller gesellschaftlichen Fortschritte, mehr im Reinen ist. Kurz: der Zweck der obigen Preisaufgabe kann kein anderer sein, als eine gründliche Erforschung des Metaphysiksystems überhaupt, damit endlich klar werde, wo die Evidenz aufhört und die Hypothese ihren Anfang nimmt.

Den nachfolgenden Preisaufgaben wird niemand stetig machen, daß sie gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechen, die in unserm Zeitalter nur allzu allgemein gefühlt werden. Die zweite und die dritte enthalten Probleme, deren glückliche Lösung der ganzen europäischen Welt zu Gute kommen wird. Bacon sagt in seinen geistreichen Versuchen: *Quod si Tempus, decursu solo, res in pejus ferat, Prudentia vero et Industria eas in melius restituere non contentant, quis tandem finis erit mali?* Und sind denn nicht alle Revolutionen bloße Wechsellagen, wodurch man unermüdet getriebenem Uebeln eine Exorde zu setzen versucht? Ihnen zuvor zu kommen, giebt es schwerlich ein wirksameres Mittel, als diejenige Beobachtung der gesell-

schäftlichen Erscheinungen, wodurch man diese eben so in seine Gewalt bringt, wie es dem menschlichen Geiste mit so vielen, früher höchst schwachen physischen Erscheinungen gelungen ist. Sofern nun die Academie der moralischen und politischen Wissenschaften diese Bestimmung hat, darf man sie für einen wesentlichen Fortschritt erklären, der für ganz Europa gemacht ist, allen Akademien der Wissenschaften eine neue und höchst achtungswürdige Richtung giebt, und immer nur dahin wirken kann, den gesellschaftlichen Feinden zu schern und unüberwindliche Stürme abzuwenden.

In dem theologischen Gesellschafts-System war häufig von Hienst-Wächern die Rede, deren Bestimmung auf die Erhaltung der Glaubenseinheit lag. Sie sind verschwunden, seitdem sich das Hienstliche an ihre Benennung geknüpft hat. Gleichwohl war die Idee, welche der Sache zum Grunde lag, nicht weniger als bemerklich, so lange man noch nicht dahin gelangt war, die gesellschaftlichen Erscheinungen nach einer festen Methode behandeln zu können. In der Academie der moralischen und politischen Wissenschaften stellt sich dieselbe Idee in einer neuen Gestalt dar. Nichts doch diese Ansicht eine richtige sey! Denn, ist sie es, so wird die Zukunft-Revolution sich rechtfertigen durch die Wiedergeburt einer Institution, die, ihrer alten Bestimmung nach, allen gewaltsamen Erschütterungen unerschrocken! Die Verabiegung des Repräsentant-Systemes dürfte nicht lange mehr ausbleiben. Es ist dazu nicht mehr erforderlich, als den Wunsch dieses Systems zum Gegenstand einer Verfassung zu machen. B.

A u s s ä g e

225

Lemontey's Geschichte der Regentschaft und der Minderjährigkeit Ludwigs des Fünfzehnten.

(Fortsetzung.)

Erlassen von Paris. — Le Blanc's Project. — Besetzung. — Ab-
bruch des Parlaments. — Früherer Regierung's Antritt. —
Verhinderung des Rens. — Unzufriedenheiten Sparrat, des-
sen Vorschlag mit dem Kaiser. — Der Herzog von Richelieu
und der Abbé von Montign. — Rückzug und Rückkehr des
Bischofs von Paris.

Sowohl der Charakter derjenigen, welche an der Spitze
der Regierung standen, als auch das, was man bereits
von den Verordnungen ihres Vorig-Systems weiß, hinderte
viele andere Anordnungen an. Der Graf von la Ward,
der aufrichtigste unter den Freunden des Prinzen von Condé,
war zugleich der am wenigsten verblendete, und gerade er
versuchte, jenen zu rechter Zeit einem Gebilde zu entsagen,

dessen naher Zusammenkunft leicht vorher zu sehen war, und ihn in eine Lage zu versetzen, wo er, was sich auch begeben mochte, mit Ehren aufrecht bleiben konnte. In die Lunte des Uebels tretend, wagte er es, dem Herrn Herzog Vergleichsleistung auf die Verwaltung des Königreichs anzubieten; und hiernach sollte derselbe die Last in die Hände eines Substituten legen und sich auf die Oberaufsicht beschränken, wenn sich der Herzog von Orleans bei der Volljährigkeit des Königs begnügt hätte. Dieser Rath, verhält durch alle Schonungen, welche dem Stolz eines Prinzen gehören, bildet in dem Leben eines Hofmanns eine allzu merkwürdige Begebenheit, als daß er in Vergessenheit gestellt werden dürfte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Kadete von Chantilly sich dieser Auskunft bemächtigt und zu Gunsten des Paris-Duverney das allgemeine Ministerium des Kardinals Dubois von den Todten erweckt haben würde, wenn sie sich Kraft genug geglaubt hätte, einen so neuen Menschen zu dieser Höhe in einem Lande zu erheben, wo die kirchlichen Wägen allein das Vorrecht genießen, eine Ehren-Stufe zu ersteigen. Der unfruchtbare Versuch des Grafen von la Marck ließ also die Angelegenheiten in der Lage, worin sie sich befanden, d. h. sie blieben ein Raub der Unabhängigkeit des Ersten Ministers und der Indisciplinirtheit seiner Creaturen. Man sah die öffentliche Autorität, eigenständig oder feil, umschichtig von einer geschäftigen Umschweifung zu einer gestellten Erniedrigung übergehen, oder auch zurückkommen *). Sie wurde bestraft durch das Bewußte, daß sie nicht ohne Ursache vernahm.

*) Unter hundert Beispielen dieser verbreitigten Thatsache

Heinrich der Dritte, durch die Barrikaden vertrieben, hatte beschlossen, die Größe einer Stadt zu vermindern, die er nicht wieder sehen sollte und die er einen alten bösen Kopf zu nennen pflegte *). Auch dem Herrn Herzog war der starke Antruch nicht eingegangen, den Paris durch die Vergeltungs-Guth der Regentenschaft und durch die Aufblähung des Papier-Geldes erhalten hatte. Die Zahl der Einwohner hatte sich momentan auf 1,400,000 gehoben **). Dieser kolossale Kopf erschreckte ihn, und wie Heinrich der Dritte, Ludwig der Dreizehnte und Ludwig der Vierzehnte es vor ihm gethan hatten, so schmiedete auch er sich, ihn durch ein Gesetz zusammen zu drücken, dessen Mißgriffe nachdrücklich sind. Die Deklarationen über die Ordnung von Paris ***) bestanden sich auf die beiden Auslassungsmittel, nur Strohhütten im Unterirdischen zu dulden, und im Winterpunkte nicht die Eröffnung irgend eines neuen Ausganges zu ge-

Der Königlich Ordonnirte wurde ich die Patent-Briefe vom 16. Mai 1724 anführen, welche das Monopol der Waagen zur Abwägung der Mäße in der Baucelle von Paris anführten. (Geschichte der Stadt Paris.)

*) Heinrich der Dritte war nicht der Erste, der diese Furcht empfand. „Hier“ — so erzählt Jodocus von Tropes in seiner Chronik — „als Ludwig der Erste den 20. April 1474 vor dem Abgange des Königs von Aragon eine Versicherung schriftlich vorweisen ließ, welcher von Paris halten sollte, sollte sich bedeutend in Schrecken setzen und mit seinen Knechten etc. Der ergründete König war davon erschreckt und nahm sich wohl in Acht, ein Schauspiel zu vermeiden, das den Pariser den Zahl und der Macht verrieth.“

**) Urbain Veret, welcher im Jahre 1725 starb,ählte zu Paris noch 800,000 Einwohner; unter ihnen 150,000 Domestiken, 24,000 Jüder, 20,000 Russen neugierig, und 100,000 Pferde, von welchen jährlich 10,000 sterben.

***) Vom 18. Juli 1724.

hatten. Die erste dieser Maßregeln, welche gegen eine unbesiegbare Kraft ankämpfte, blieb unerschlagen; und der dem Erstherrn angewiesene Raum, wie z. B. die Vergeltung St. Genet's, war gerade derjenige, den die Opalens mit ihrem Pallaste ausschmückte. Das politische Verbrechen, wie barbarisch es auch seyn mochte, wurde besser bezahlt. Es hat, während des letzten Jahrhunderts, diese schrecklichen Waffen, diese Ueberreste von Klöstern und Jurisdiktionen und diese ungeheuren Erosen erhalten, welche die alten Geister aufstellen, und in unsern Tagen mit einer der alten Herrschaft unbekannten Schwelgerei und Pracht vertheilen. Ohne allen Zweifel sind Zersplitterung oder Aufhebung der Menschen von so ernstlichen Umständen, als sie den Zwangsmitteln der öffentlichen Gewalt entzählen und keinen andern Regulator anerkennen, als den Zustand der Eitelkeit und der Bedürfnisse. Der Herr Herzog, welcher die Ursache der fortwährenden Verwilderung von Paris auf eine unbestimmte Weise fühlte, hatte keine Ahnung davon, daß er die Hauptursache derselben war. Denn stets wird sich die Menge um die willkürliche Macht anhäufen, um ihre Befehle zu befehlen; und man wird die eiferstigen Freveln finden, wo subalterne Tyrannen alsdann angegriffen werden.

In der Beschränkung der Hauptstadt beendete der Herzog nichts weiter, als Entfernung des Tribunals der Meinung, das ihm nicht günstig war. Doch eine blinde Leidenschaft bewirkte, daß er dies Ziel sehr bald aus den Augen verlor. Im Vertrauen auf den anmaßenden Herzog von Foully übergab er dem Parlament den Freyß des Herrn Le Blanc, Staats-Schreiber für den Krieg während der Ko-

genuschaft; und auf diese Weise gab er derselben öffent-
 lichen Meinung, welche in ihren Entscheidungen so unbestimmt
 und unsicher ist, einen Körper, eine Scene und einen
 Kampfplatz. Dieser glänzende und verschwenderische Mi-
 nister wurde zur Verantwortung gezogen, und Duvemoy
 brachte in dies Verhör ein strenges Licht. Ein Verwund-
 ter dieses fürchterlichen Aufständers wird von einem Mörder
 getroffen, und man nimmt auf der Stelle an, daß der Schuß
 Duvemoy selbst getroffen habe und daß der Wüthende ein
 Emisär des Herrn de Blane sei, gewählet in dem Hiez
 von Epiphern, womit er, nach dem Vorbilde Leuvald, sein
 Ministerium umgeben hatte. Wenn das Publikum wußte,
 daß Herrn de Blane's wahres Verbrechen seine Unbeglich-
 keit an Frau Bertholot de Blenau war, und daß Frau von
 Preje, Tochter der letztern, ihn nur zu Grunde zu richten
 wünschte, um ihre eigene Mutter rathlos zu machen; auch
 sah man, nicht ohne Irrthum, die Herzoge von la Feuil-
 lade, von Brancas und von Richelieu in der Zahl der Rich-
 ter erscheinen, um den beschaffen Einwürfen dieser unan-
 scheinlichen Tochter zu dienen. Das Publikum beachte es durch
 Beschimpfungen dahin, daß die drei Verdähten der Jave-
 rine das Tribunal aufgaben; und der Herzog von la Feuil-
 lade starb nach drei Tagen vor Wuth und Schaum. Das
 Parlament, das Herrn de Blane gern für seine Macht be-
 straft hätte, fand Behagen daran, ihn im Zustande der Un-
 gnade zu rächen. Sein früheres Unrecht vergessend und
 nicht genugs, ihn neu aufzuwecken, sprach es ihn mit
 fast eben so viel Leidenschaft frei, als seine Gründe in ihre
 Verfolgung gebracht hatten. Dieser Triumph war um so
 demüthigender für den Hof, als der Herzog von Orleans

nicht unterlassen hatte, allen Sitzungen beizuwohnen und den Minister seines Vaters mit seinem offenen Schutz zu bedecken. Dieser Versuch geschlicher Fortuna lehrte das Cabinet von Chamilly, daß ihm, um Erfolg zu thun, keine andere Zusätze gestattet war, als die brutale Tyrannei, und es verfluchte nicht, diese bittere Lektion zu vernachlässigen.

Dabois hatte seine unheugsame Sparsamkeit mit sich ins Grab genommen. Fortgerissen von Frechtheit und von den Forderungen eines geldgierigen Hofes, war der Herr Freytag über die Verschwendung des Regiments hinausgegangen. Dabois, ein gekühniges Werkzeug, dabei aber ein unbestechlicher Bedauer, schloßte seinen Schatz nicht über die Erschöpfung des Schatzes; und wenn er ihn den Staat in Grunde richten ließ, so wollte er doch, daß es wirksam und mit Ordnung geschehe. Diese Art von Nützlichkeit gereizte wenigstens den Vortheil, eingewurzelten Uebeln zuzurufen. In die Nothwendigkeit versetzt, die Zinszahlung zu verschieben, oder eine neue Steuer aufzulegen, jagte Dabois nicht. Wenn das Gemälde, das er von der Lage der Finanzen entwarf, für ein Meisterstück der Weisheit und der Methode gelten kann: so war das Unannehmliche, welches darauf folgte, das Höchste der Verwundtheit. Er weckte nämlich das in den Schriften Gailberts und Dubans schlummernde Project von einem künftigen Zehnten wieder auf, und machte den Vorschlag, daß man, zwölf Jahre lang, den fünfzigsten Theil aller Einnahmen des Einkommens erheben sollte. So den Hindernissen trogen, womit die Gewohnheit der Völker alle Neuerungen in Finanz-Sachen empfindet, so auf den Trümmern der Privilegien von Casten und Provinzen der Gleichheit

der Bestimmung entgegen gehen, hieß ganz anstrengend, sehr großen Rath haben. Bedenkt man jedoch, daß Dürrenop der Einführung einer Erhebung in natura, welche die Gewalt der Dinge tausend Nachahmungen unterwirft und welche einen umfassenden Koder und mehrere Proberjahre erfordert haben würde, nur sechs Wochen bewilligte: so kann man wohl nicht wundern, darüber zu frutzen, daß so große Ideen durch eine abgeschmackte Ueberrilung in Gefahr gebracht wurden.

Nachdem dieser rohe Entwurf in einem Staatsrath genehmigt war, wie der verschnitzte Bischof von Frejus sein Wort verbrachte, beschloß man sich nicht an die Zustimmung des Parlament. Der Hof war nur darauf bedacht, wie er diese Erblende wegen des von le Blanc davon getragenen Sieges bestrafen wollte, und arbeitete an einem neuen Edikt, welches ihren Mitgliedern das Recht nahm, über öffentliche Angelegenheiten zu urtheilen, ehe man zehn Jahre in Dienstugebracht hätte. An und für sich hatte diese Beschränkung nichts Ungerechtes *); allein man hätte ihr nicht den Restrikt der Macht geben und noch weit weniger sie mit einer Strafe in Verbindung bringen sollen, welche um so heftiger wirken mußte, weil sie mitten im Frieden aufgelegt wurde. Beide Besätze wurden in einem, ganz un erwartet elabensenen *lit de justice* übergeben. Ohne alle Noth that man sogar, als ob man mehrere andere, in Gemeinschaft liegende Edikte in dieselbe bequeme Einregistrirungsform bringen wollte **). Der erste Präsident bewies alle

*) Diese Beschränkung wurde gewährt durch die *ordonnance* vom 28. December, welches den Zeitraum von 10 Jahren auf die Hälfte herabsetzte und diejenigen ausnahm, welche schon im Dienst waren.

**) Die anderen Edikte, welche in diesem *lit de justice* von

Nachsichtigkeit, welche seine vor Kurzem erfolgte Erhebung fordern mochte. Schmerz und Zwang brachen im Eigenthum aus den Konflikten des General-Abolaten hervor. Keine Magistrats-Person wollte stimmen, und das Volk zeigte dem jungen Könige ein bößeres Schweigen und eine mißbilligende Stirn. Indem seine Minister ihn aus dieser traurigen Sitzung zu den Herren in Chancery fortzogen, entriß sie ihn den stummen Vorträgen, die er damals nicht begriff und die ihn später niemals störten.

Ein freies Unternehmen fand eine eben so schlechte Aufnahme. Indem unsere Könige, Schritt vor Schritt, die Handeltüchtigkeit verließen, hatten sie den empfindlichsten Mißbrauch für sich selbst vorbehalten, nämlich den, die glücklichen Ereignisse, welche in der Familie des Kaisers vorkamen, durch die Verfallien bezahlen zu lassen. So konnte der neue Monarch bei seiner Thronbesteigung alle ehemals unter Königlichem Siegel erschienenen Urkunden mit einer Verfalligungs-Steuer beladen. In einem großen und veralteten Staate war die Last derselben unermesslich und das Gemisch höchst wunderlich. Der Kaiser berührte mit seinem Fingerring den Justiz- und Finanz-Beamten, den Soldaten, den Pfandbesitzer, die Stadt wegen ihrer Gerichtsbarkeit, den Manufakturisten wegen ihrer Wasserbeschöpfung, den Künstler wegen seiner Weisheit, den Beamten wegen seiner Abgaben. Dieser Tribut hatte kein anderes Maß, als einen willkürlichen Tarif. Da er nicht die Bezeichnung

8. Juni 1725 eingetragen wurden, betreffen die Wiederherstellung der Zirkel auf 5 Prozent, den Schatz der Hof-, die Festigung der Jüdischen Kasse, den Rechnungs-Abgang mit der Kauf und die Schließung der Reichsarchiv.

einen Schritt führte, so fand man nicht für nöthig, ihn der Eingekerkerten zu unterwerfen; und ihrer Existenz beschützen die Gekerkerten die Erhebung nicht. Um sich die Schmach einer so geringen Einnahme zu ersparen, war die Regierung gewohnt, sie an Pächter zu verkaufen, woraus man schließen konnte, daß das, was *joyeux avènement* (glückliche Thronbesteigung) genannt wurde, im Grunde eine öffentliche Kalamität war. Der Kardinal Dubois nahm sich wohl in Acht, die Minderjährigkeit Ludwigs des Fünfzehnten damit zu belassen. Doch sobald der Tod die Augen dieses Ministers geschlossen hatte, brachten seine Nachfolger diese unpopuläre Hülfsequelle in Anwendung. Der Herr Herzog, welcher nicht lange darauf eintrat, befiel sich, die Ausbildung dieser Demoralisirten zum Stillstand zu bringen. Doch dieser Popularitäts-Miß war eine große Unvorsichtigkeit, weil er nicht durchgeführt werden konnte. Die schlechte Behandlung der Finanzen vom Herzog, die gegebene Erwartung zu täuschen, und diese Ansehe bewirkte, daß das Schicksal der ursprünglichen Einrichtung gänzlich auf ihn zurückfiel. Königliche Pächter erstanden den *joyeux avènement* für 24,000,000, und das Volk bezahlte das Doppelte. Zum letzten Male erregte Frankreich diese geistliche Verdrückung.

Wermöge einer Wirkung der mit dem Ministerium des Herrn Herzogs verknüpften Unvorsichtigkeit, war die Versammlung der Gesellschafter im August des 17. de juillet seit acht Tagen vereinigt. Das Ansehen dieser Körperschaft, welche ehemals sehr stark war, als die Parlamente, war freilich sehr in Verfall gerathen; allein die Könige verlangten nicht, als de juillet in ihr zu halten. Es war des

kürmen gedenken, dem die Jungfräul. Stener in ihrem Schooße verursachte, nicht es der Sache angemessen seyn, die Lage der kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs für der Erhebung Benedict's des Dersiphanten ins Licht zu stellen.

Der Glaube führte diesen heiligen Papsi zu denselben Resultaten, welche die allerschönste Petal ihm eingegeben haben würde. Bei den Dominikanern in der Meinung der Themasen aufgemacht, würde er Jansenist gewesen seyn, wenn ein Papsi dies seyn dürfte. Indem er alle Anatheme der Bulle Unigenitus bekräftigte, erklarte er, daß die Lehre des heiligen Thomas damit versichert geblieben sei. Diese Unerschrockenheit bekräftigte der Kärstler der Segner einem Ausweg, ohne ihren Stolz zu verlieren. Der Cardinal von Polignac, welcher den Frieden in demselben Maße liebte, worin das Geschick der Schulen ihm unsicher war, pflanzte dies glückliche Zukunftsmittel fort. Schon brachte ein anmüthiger Zeisewechsel den Papsi und den tugendhaften Noallies zusammen. Dieser verlebte sogar auf dem Berge Valerien eine Nacht im Gebet, um den Willen des Himmels zu erforschen. Doch die Eingebung, welche er erwartete, kam damals nicht, und die fromme Marschallin von Camille war es, welche, spärlich, die Wiederentdeckung des Erbschests vollendete und den Antheil gewann, den ihr Geschlecht zu allen Zeiten an kirchlichen Unmuthungen hatte. Inpreischen löste die bloße Annäherung einer Friedensstiftung den Häuptern der Konstitutionsche Schauer ein. Wisse und Nohan sahen dem vorsichtigen Fleury zu sich über; und Lessis machte sich zum Ignorant dieses Trümmers. Dieser ehrgeizige Priester, welcher zu Rom und im Konstant die in demselben so weit gereichene Kunst, alle Leute für

ich zu gewinnen, gelernt hatte, machte im Versteck mit dem Bischof von Trejus von derselben einen Gebrauch, der seinem Glück den Tisfel aufsetzte und ihn wegen der Unfälle des Agiotiers nöthigte *). Die drei Päbsten schämten sich nicht, an den Papst zu schreiben, um ihn jede Auszeichnung zu widerrathen. Gleichzeitig stellten ihre Verdammungen den heiligen Vater in Europa als einen Schwachkopf dar, und wer von ihnen eben so wenig verschont wurde, war — der Cardinal Pellagrac **). Wie hatte ich eine Idee von einer so löblichen und geschändigen Verhaspungkeit, welche man selten in den Freundschaften der Welt antrifft.

Die Rücksicht des römischen Hofes betehrte die Verfolger. Auf's Neue begannen die Exorbanten und die kirchlichen Körperlichkeiten, die Gewissen zu martern. Vornehmlich damals bevolkschte sich die Klosterkirche mit unseren Hatzgewanderten, und sechs und zwanzig Mönche über-

*) „Bei aller Besicht ist es mir nie in den Sinn gekommen, in fremden Ländern den kirchlichen Theil der Willkür zu verhängen, die zu keiner Verfügung fähig sind.“ (Schreiben Lantini's an den Bischof von Morille vom 11. Januar 1734.)

**) „Man beschränkt sich in einem Schloß, wenn man mit diesen Herren zu thun hat,“ so bedachte sich der Cardinal von Pellagrac in einem Schreiben an den Bischof von Morille vom 23. April über die Päbsten aus. Hat in demselben seinem Schreiben an den selben Bischof vom 19. d. Monat sagt er: „Der von Exorbanten zeichnet sich aus unter den gegen mich abgesetzten Päbsten, wiewohl er mir hier Schwereitäten spricht, ganz nach seiner üblichen Charakteristik. Dies ist also der Lohn für die vielen Wohlthaten, welche ich ihm bewiesen habe in Beziehung auf Ihre Klagen, denn er erwidert sie weder durch sich selbst, noch durch seine Verfolger gegen mich.“

ließen in einer einzigen Nacht die Mauern der Bastillen von Paris und begaben sich nach Holland, um daselbst die Freiheit zu suchen, womit man die Freiheit des Menschen ableugnet. Die verpönte Sache ist hier so in Aufnahme gekommen, daß im Jahre 1761 die bloße Stadt Amsterdam zwanzigtausend Jansenisten zählte, welche in sechs kleine Kirchen vertheilt waren. Der Bischof von Lüttich verbot dem Clero die Neutralität, die er in diesem Kriege beobachtet hatte. Durch einen Staatsraths-Beschluß ließ er eine jansenistische Schrift der Absichten von Cheltes verdammen, die nur lächerlich gemacht zu werden brauchte, um ihre volle Schwere zu finden. Diese Tochter des Regenten schloß den Heidenhainen der Fronde, deren Umarmen sie verdunkelt haben würde. Eben so leidenschaftlich in ihrem Vergnügen, als in ihrem Aufsehen, vernünftige sie, in einem Alter von sechs und zwanzig Jahren, Extreme, welche die Herzogin von Longueville zum wenigsten im Laufe ihres stürmischen Lebens gesondert hatte *). Auf allen Punkten geschlagen, nahmen die Jansenisten ihre Zuflucht zur göttlichen Dornenkrone, dieser letzten Waffe besiegte Selten. Der Durchzug einer Prager

*) Diese aufmerksame Personelle beschäftigte sich in ihrer Zeit von Cheltes damit, daß sie Konventualen beredete und nicht ausgesprochene Zeugnisse abtrug. Sodann schrieb sie mit ihrem, von Persecutionen verletzten Helden Panegyric gegen die Balle. Man hat sich Recht zu sein, daß man so viel Gewicht legt auf eine so lächerliche Figur, denn ganz Religion in der Gerechtigkeit bestand, an wenig Ihm zu machen. Ich habe es mit Johannes, der, indem er sich mit der, dem Verstand seiner Nation eigenen Selbstanklage ausbreitet, eine theologische Frau von Grund vergleicht, der auf keinen Heiligenfall langt.

sien befiel die Frau eines Handwerkers der Straße Saint-Antoine von einer abgemessenen Krankheit; und die Offiziellität befüllte das übernatürliche Heilmittel durch die Aussagen einer Anzahl von Zeugen, unter welchen, noch nicht wenig in Esseinen steh, auch der Urheber der Hysterie eine Rolle spielte *). Der Cardinal von Noailles macht das Wunder durch einen Hirnenkelb bekannt; die Kirchen feiern dasselbe, ein Dichter der Halberstadt besingt es, und die Bildhauerkunst stellt es dar in einem Marmor des Heilighums. Die Jesuiten, klug genug, um in Indien nicht mehr selbst Wunder zu verrichten, lachen im Stillen über diese verlorene Mühe und Arbeit. Fern lag die Zeit, wo, unter einer frommen Königin, die Ausbreitung des heiligen Theoms den Vltiprahl Pont-Nogals befüllte hatte. Das nicht bestimmte Wunder der Frau la Bossi geräth in Vergessenheit, gleich dem gemeinsten Ereigniß, und ich habe davon nur reden müssen, weil es das Beispiel der berühmten Epidemie der Konvulsionaire war.

Vereinigt im Feuer dieser Zwietradern, und heulisch unterstützt von dem Lachen des Monarchen, trug die Versammlung der Gräßlichkeit so viel Jersstoff in sich, daß

*) Voltaire selbst spricht in seinem Scherben vom 20. August 1735 von diesem Ereigniß: „Das Wunder der Hysterie: Saint-Antoine hat mir dem Juraß von Johannigol gegeben. Mein Name wird in dem Heilighums genannt; ich bin eingeladen worden zur Theilnahme an dem Te Deum, das man als Dank für die Genesung der Frau la Bossi gesungen hat.“ Voltaire hatte auch andere Bekanntschaften an die Wirklichkeit der Hysterie. Der Kardinal Noailles hatte dem römischen Hof sein Schicksal (die Hysterie) brünstig, und die Jesuiten griffen in dem Journal von Trévoux den ersten Versuch, als das Bild der konvulsionaire Art zu schenken, an.

an denselben in Brand zu setzen, nichts weiter nöthig war, als das Oel vom Fingerringel. Diefem, für Alle verhandenen Befehl stellte sie die Immunitäten entgegen, welche weniger von der Gerechtigkeit als von der Zeit geheiligt waren. Man behauptet sogar, daß einige Feindern in dieser blutlichen Debatte auf eine ultramontanische Degenfärbung antrugen; doch habe ich keine Spur von dieser Illusion auffinden können. Viel zu geschäftig jedoch, als daß sie sich dem Vorwurf aussetzen sollte, sie beschäftigte sich nur mit ihren zeitlichen Angelegenheiten, präbisch die Weisheit des Siegel, welches die Deklaration von 1720 dem Kinde theologischer Häuser aufgedrückt hatte. Von Klagen ging sie über zu Grundsätzlichkeiten: denn sie verlangte Provinzial-Kongressen, welche demals Herde der Inletracht und Inquisition-Kammern geworden seyn würden. In dem Befehl der Regierung wurde Trost geboten durch eine neue Ausschweifung. Nach vier stürmischen Monaten schloß endlich ein Befehl des Königs die Versammlung, und ein Staats-Sekretär ritt am folgenden Tage ihren Archiven das Protokoll, worin sie ihr sanitärisches Leben wohl niedergelegt hatte. Die Deputierten präbisch ihren Rückzug durch die Befestigung eines Schreibens an den König an, worin dieselbe Rücksicht ankam, und das von dem Parlament unterschrieben wurde. Auf diese Weise machte sich der Herr Herzog diese große und reiche Knechtschaft zum Feinde: diese Knechtschaft, die sich den ersten Stand im Staat nannte, durch persönliche Bande mit allen Klassen zusammenhing und ihre Rechte, ihre Wünsche und ihre Vorurtheile selbst in die Fundamente der Monarchie hineintrieb.

Erdelgeln diese Art erheben sich gewöhnlich auf

den Folgen der Intrigue, so lange nicht andere Ursachen legend einen Vollenkeinsfluß damit vermengen. Unglücksfälle, welche verursachte eine nicht vorhergesehene Zerstörung vollenkeinsfluß und eine noch weit größere Zerstörung. Nachdem eine ungemeine Dürre im Jahre 1724 sehr mitleidige Enten gegeben hatten, gefallenen seine und anhaltende Regengüsse vom April bis zum Herbst den Enten des Jahres 1725 nur eine unvollkommene und lange preisliche Kasse. Diese Plage traf besonders die Normandie, weil diese trübe Provinz nicht vertraut ist mit der Gesundheit der Gesundheit, und weil, wenn hier das Keen fehlt, alles zu fehlen scheint *). Die Städte Rouen und Alençon erschütterten ihre Seiden durch unruhige Enten. Doch die Bedürfnisse der Hauptstadt, die ein verändernder Aufstand mit Blut färbte, waren ganz verglichen die Folgen

*) Der Herzog von Orleans, welcher um diese Zeit auf seinem Schloss in der Normandie lebte, schreibt sich in seinem Schreiben an den Bischof von Metz vom 13. Juli 1725 folgendermaßen aus: „Witten unter den Verächtern von Straßburg und von Chastilly lebt man in der Normandie von Fischen. Ich sehe im Schreiben und mit Vertrauen zu einem Franzosen, zu einem Bischof, zu einem Meister, zu dem einzigen Namen, welcher an der Freundschaft und dem Vertrauen des Königs Theil zu haben scheint und unter vier Augen mit ihm spricht — der König, der dies nur in sofern ist, als er ein Kleingeld und Unbekanntes hat, der sich in einem Alter befindet, daß er die Folgen davon fühlen kann, und der, und der sehr Klein zu sein, nicht ein großer Klein sein kann, wenn er es nur von Willern ist und wenn ein Kleingeld sich in die Hände von Einbrechern und Verführern verwandelt, dann man, Jahr aus Jahr ein, müssen im Frieden alles abwarten.“ Louis Simon sendet sein Schreiben mit dem Bemerken, daß, bei 200,000 Thaler Einkünften, seine Gesundheit nicht in's Bedenken kommen, ohne ihre Kostenstellen zu verlangen.

des ersten Ministere. Die Subsistenz dieser ungeheuren Bevölkerung machte gewöhnliche Mittel nöthig. Die Klöster wurden ihrer Vermöge beraubt und die Ballspielhäuser in Kornböden verwandelt. Man opferte große Summen auf *), um dem Einwohner von Paris Brot zu verschaffen, das er gleichwohl mit 3 Sous das Pfund bezahlen mußte. Der König glaubte sich von dem eigenen Gehirne erlaßt zu wissen, wenn er den General-Lieutenant der Polizei und den Vorstand der Kaufleute absetzte **). Doch welche Rücksicht kann eine verachtete Regierung erwarten in einer Zeit von Kalamität, die so verheerend ist, daß die Menge, so lange sie anhält, nicht genügt bleibt, selbst das ihr erlöschene Blut zu verdammen? Aus dem Schooß dieser Krise ging eine gienlich furchtbare Revolution hervor. Das Parlament verordnete, daß man den Reliquien-Kosten der heiligen Genesetia herablassen sollte. Dies Signal des öffentlichen Elends erschütterte jede Einbildungskraft, und versammelte, mehrere Tage hindurch, die Bürger zu den Processionen jedes Kirchengemeinde. Zur Zeit der Freude und während einer Eruption hatte der große Conde sich dieser Triebfeder, wie einer politischen Maschine, bedient. Dasselbe Mittel wurde jetzt gegen seinen Brand angewendet. Man wiederholte

ging

*) Die Rechnung des Chancelier Bernart belauft sich auf 16,631,663 Livres für diesen Gegenstand: Sie wurde am 31. Mai 1729 bewilligt.

**) Folgendermaßen lautet der Befehl, welchen der König dem Bürger-Korps zur Entziehung eines neuen Vorstandes der Kaufleute gab: „Meine Intention ist, daß ihr unverzüglich tags schiedet und daß ihr eure Stimmen dem Herrn Laubert gebet.“ (Archives der Stadt.)

ganz laut, daß eine untreue und monopolistische Regierung die wahre Ursache sei, von welcher befreit zu werden man Gott anrufen müsse; und die Empörung scheint unthunlich dabei, auf zwei Seiten, im Chorherren und im Staatsrath. Schwerlich wird man glauben, daß Frau von Frey damals gesagt habe: „Das Volk ist irdisch; weiß es denn nicht, daß ich es bin, die Sonnenschein und Regenschafft?“ Die Bischöfe, welche diese alte Geringschätzung für sie anstifteten, konnten sehr schlecht die Unruhe, die der Hof von Chantilly während dieser treulosen Freundschaften empfand. Vermöge eines glücklichen Umstandes zeigte die Abiturierung, welche ohne Unterbrechung regiert gewesen war, einige halbe Tage, welche die Kaiserinvergnügen gar nicht wünschten.

Zwischen Hungersnoth und Zwietracht kam auf diese Weise die neue Königin von Straßburg nach Fontainebleau, ihren Besuch zu machen. Eine übertriebene Pracht und aufserordentliche Ergötlichkeiten verschleierten auf ihrem Wege das Elend und das Mißvergnügen. Je weniger diese Vermählung dem Beifall des Publikums gehabt hatte, desto mehr ließ der Hof es sich angelegen sein, den Schein desselben zu erlöschen; und diese große Kasse kam dem königlichen Schatz sehr schwer zu stehen. Der König empfing die Venezianin schon Thron mit den ständigen Gefolgen seiner Mutter, welche wider Leidenschaft, noch Vertrauen in sich schlossen. Auch der Herzog von Bourbon, der seine Hoffnung auf den Credit dieser Venezianin setzte, rühte den aufreizenden Hofen, mit gleicher Aufschichtigkeit, die Vereinerung des Königs und des Engländer des Volkes. Entlastet war dieser vergänglichliche Vortheil durch die Unruhen, welche

der rechtmäßige Herr Spaniens verursachte, und durch die Vermittelung von Naturmühseligkeit, die man verschwendete, dem stillen zu beschaffen. Auf die ersten Worte, welche der englische Gesandte zu diesem Endzweck vorbrachte, verlangten Philipp und seine Gemahlin, daß der Herzog von Bourbon persönlich nach Madrid kommen sollte, um Abhilfe und Erleichterung zu thun. Stanhope schlug die Sendung des Grafen von Charleval vor, und der Herzog von Bourbon bat die eines Kardinals an *). Auch die Vermittelung des Papstes wurde nachgesucht. „Beim Vortrage des königlichen Schreibens“ — so meldete Polignac — „sollte dieser ehrwürdige Bruch, von einer Zeit zur andern, die Hände und richtete seine Augen zum Himmel **).“ Wendelt der Dreihundert beehrte sich, an den spanischen Monarchen ein Wort zu richten, worin seine fromme Stimme zum Frieden rief und die Beleidigung zu vergessen gebot. Philipp gab zu erkennen, daß er die Vermittelung des heiligen Vaters annehmen wolle, und empfing das Wort aus dem Munde des Papstes; dabei weigerte er sich jedoch, die beigefügten neuen Schreiben des Königs von Frankreich zu empfangen. Der Herr Herzog erwiderte sich Alarcon's, und verschmähte nicht, diesen Dämon der Intrigue heraus zu beschreiben. Alarcon, nicht unerschrocken, bemühte sich sofort, ihm die Kunst des Kanonikus Gaete, Beichtvater der Königin Elisabeth, zu verhaspeln ***). Frankreich erhielt außerdem den Beistand einer Macht, die, abgesehen von

*) Stanhope's Schreiben vom 6. August 1725.

**) Schreiben des Herzogs vom 8. März.

***) Schreiben des Herzogs vom 13. September. — Schreiben Alarcon's vom 5. November.

miral in den diplomatischen Geschichtsbüchern, deswegen nicht minder furchtbar war. Diese Macht wehrte in einem achtzigjährigen Krieg. Doch dieser Krieg war Michael Angelo Lombardi, General der Gesellschaft Jesu, d. h. unumschränkter Beherrscher über das Herz und den Willen von fünf und zwanzig tausend eben so mächtigen als verschuldeten Priestern, die den Vätern lieb und den Königen werth waren. Auf die Bitte der Katholische Polignac und Enghien verpflichtete der Papst diesen Viceroy der Jesuiten, sich mit der Ausführung beider Kronen zu befassen; und dieser schickte seine Befehle an den Reichsmarsch Philipp von Hainaut *). Was der fabelhafte Orient von dem „Alten vom Berge“ erzählt, steht sich zu vermindern. Auf die Stimme seines Oberhauptes scheint der stolze Herrscher von einer neuen Seele belebt, und der leidenschaftliche Wunsch wird durch den unterwürfigen Jesuiten erregt. Der erbitterteste Feind Frankreichs wird zu einem Apostel des Friedens; er selbst tötet und leidet die verheerenden Entwürfe des Prinzen von Condé. Es hängt nur von ihm ab, daß die Einigkeit wiederhergestellt wird durch eine Antikathedrale des Herzogs zu Maine, dessen Gegenwart dem Spaniern angenehm seyn mußte, weil er in den Unternehmungen Collomars's für sie glücklich hatte. Kurz, der spanische Reichsmarsch vermauschte sich so vollständig in einen Franzosen, daß sein erborgter Eifer ihn alle Klugheit vergessen ließ, und daß wir bald sehen werden, wie er sich für eine von ihm verabscheute Sache ohne Bedauern zu Grunde richtet.

*) Schreiben des Generals an den Vater Bernabey vom 21. April. Antwort dieses Vaters an seinen General vom 25. Mai.

Portugiesischen hatte Spanien Jörn dieß Königreich be-
reits zu eigenem Nutzen bewegt; seine über den Haufen
geworfene Politik wollte keinen andern Feind, als Frankreich.
In Portugal regierte Johann der Fünfte, viertes König des
Hauses Braganza. Durch den streckten Frieden auf seinem
Thron gesichert, hätte er unter den alten kriegsführenden Monar-
chen eben so sehr aus Eigennutz als aus Würde neutral bleiben
sollen. Doch seine Ränken hatten ihn in die entgegenge setzte
Bahn geführt. In Portugal hat es nie an schismatischen Opa-
tationen gefehlt, und die Nation hat an denselben stets ihre
Freude gehabt. Johann der Fünfte, dessen Fehler sie liebte
und dessen Andenken ihr noch immer theuer ist, war vielleicht
von allen der schlaueste. In einem Anfall von Neugier über
seinen früheren Lebenswandel, beschloß er, seiner Kapelle eine
Festung zu geben, die den übrigen Höfen Europa's unbekannt
wäre. Er wollte, daß alle seine Priester die Rechte der Bi-
schöfe und die Farbe der Cardinale hätten, und ließ in Rom
ein Privilegium für diesen unschuldigen Luxus nachsuchen.
Doch der unersäthliche Hochmuth Ludwigs des Vierzehnten
vertrug sich nicht mit dieser Eitelkeit eines kleinen Königs
von Lissabon; er widersetzte sich also den Bewerbungen
desselben. Johann der Fünfte, dessen Leidenschaften unge-
heuer waren, verglich den Franzosen nie dieses lächerliche Ent-
gegenstehen. Der Graf von Bascchi, welcher seitdem Frank-
reichs Gesandter in Lissabon war, schreibt dieser Ursache
die Beschimpfung zu, welche der Vögel von Lissabon zu erdul-
den hatte. Dieser, von dem Argentin abgeordnet, um als
unser Gesandter bei dem portugiesischen Monarchen zu resi-
diren, warnte vergeblich auf den üblichen Besuch, den der
Staats-Sekretär ihm zu machen hatte, und wurde praeloge-

rufen, ohne eine Audienz erhalten zu haben. Ob nun gleich die Bräutigams-Eltern noch keinen Versuch anstundigte, so war es für Philipp den Jüngern und dessen Gemahlin doch überraschend, um sich gerade dem alten Thron ihr Erbthron zu nähern. Eine Doppelheirath beschloß sie schnell ihre Zerkünder, oder ihren Verdruß. Eine Tochter des Königs von Portugal wurde mit Ferdinand, dem neuen Prinzen von Portugal, vermaählt; und die von Frankreich verschändete Infantin heirathete den Prinzen von Brasilien. Derselbe Nachsicht verfolgte übrigens noch gefährlicheren Entwürfe.

Auf die Nachricht von der Zurücksetzung der Infantin hatte sich das Schattenbild von Kengress zu Cambrey aufgelöst, weil England sich weigerte, die Last der Vermittelung allein zu tragen. Nur einem man sich, daß, einige Monate vor diesem Ereigniß, der Baron von Ripparda heimlich in Wien unterhandelte. Versteckt in dem Hause des kaiserlichen Wundarps, verkehrte er nur heimlich mit den Ministern. Die, welche seine Intrigue angedeuteten, verneinten ihn nicht anders zu bezeichnen, als mit der Benennung des schwarzen Mannes. Philipps Empfindlichkeit verriet sich nicht länger mit diesem Geheimthum; und Ripparda erhielt den Befehl, hervorzutreten auf dem Schattens und einen seit elf Jahren vergeblich versuchten Versuch zu erneuern. Zwei wichtige Absichten machten Karl den Sechsten zu dieser unermessenen Entschloßung genügt. Da er ohne männliche Erben war, so hatte er versucht, der Fortdauer seiner Staaten durch ein Gesetz zu begünstigen, das die kaiserliche Benennung einer Frau mangel erhielt. Allein er konnte nur allzu gut die Unmöglichkeit

solcher Dredel, und deshalb arbeitete er an dem schweiligen Werke, allem Kronen annehmlich zu machen was nur einer einzigen nützlich werden konnte. Auf der andern Seite schmückte sich der Kaiser, in den österreichischen Niederlanden jene Handelsnachtschiffe, welche Ehre und Ansehen berechnen gemacht hatten, aufs Neue ins Leben zu rufen. Die schnellen Fortschritte seiner öffentlichen Compagnie sollten von diesen glänzenden Trauen zu rechtfertigen. Kaum hervorgegangen aus der Wiege, hatte sie, in einem einzigen Jahre, zwölf Schiffe nach Bengalen und China gesendet, deren jedes mit 500,000 Pielen in Silber und Eisenwaren beladen war und durch eine Wadtschachtel einen Gewinn von fünf Kapitalen für sich gebracht hatte *). Ein so glänzender Anfang ließ die Eifersucht der Fremde und die Erklärung sichern, welche die Erde den vortheilhaften Traktaten von Münster und Utrecht geben konnte. Die Nachahmung, welche so dringende Interessen dem Kaiser einflößten, wurde vermehrt durch die Fingierung, wenni Chi-

*) Sehr Viele ist es unbekannt, daß der Anfang der österreichischen Compagnie auf die Forderung eines Portugiesen gelehrt worden muß — eines jener unrichtigsten Portugesen, welche für die Beherrschung der Meer geborn zu seyn schienen. Im Jahre 1718 führte Nepomuk Warville von St. Malo aus China zwei reich beladene Schiffe nach Amsterdam zurück. Da er von der holländischen Gesellschaft nicht zu Erlaubniß erhalten konnte, seine Ladung in Brüssel zu verkaufen, so brachte er seine Waaren nach Schiedam, wo er einen vortheilhaften Absatz fand. Befriedigt durch dies gute Aussehen, setzte er seine Verbindungen in diesem Hafen fort und ließ die durch sein Versteck erworbenen Handelswaren dort aufheben. Kurz der Geschichte erhebt diesen Vorfall den 19. December 1722 zu einer Compagnie von 6000 Aktien. Warville ließ sich mit großen Reichthümern in Brüssel nieder.

lpp sich seinen Erweisen überließ *). Auch hatte die Infantin noch nicht das Ufer der Schaffos betreten, als bereits der Wiener Traktat unterzeichnet war. Oesterreich trugpforte über die Irreltracht der Bourbonen, und richtete sich, Ihara in dem spanischen Irrelge die Gelfel eines neuen Burgundischen Haukes getwecht zu haben. Doch die ungundne Zufickendheit Philipp's des Fünften und der fast demüthige Empfang, den er den früheren Kerkellen gewährte, verließen das Erbthum seiner Erbthumriten auf dem Thron, und seiner Hartnäckigkeit, denselben zu eufagen. Man erinnerte sich, daß ehemals Ludwig's des Burgundien Autorkrit des Beifandes eines Kufuiften bedurft hatte, um ihn auf demselben festzuhalten, und man gewifelte nicht daran, daß die Ackerkennung seiner Rechte von Selten Karls des Sechsten ihm die Neue sehr erleichtert habe. In der Trunkheit seiner Freude gab er dem Spaniern die Erlaubnis zurück, die er seit seiner Überwindung verboten hatte. Ich darf es nicht verschweigen: auf dieses barbarische Zeichen schien die Nation aus einer langen Trauer hervergetreten. Ein fast vergeblicher Luxus, Equipagen, neue Kerken, eine allgemeine Bewegung von Wohlthunenden, Pracht, Gelantheit und Verrücktheit bezeichnen die Wunden dieser menschlichen Spiele. Wunden, so ungleich der Ursache, aus welcher sie hervorgehen, sind eine von den Seltsamkeiten, welche sich an die Organisation jedes Volkes knüpfen, und die Eufheit der Reformatoren zu Schanden machen.

Die plötzliche Allianz von Wien und Madrid beun-

*) Der Traktat zwischen dem Kaiser und Spanien wurde den 30. April 1725 in Wien geschlossen.

bigte das Cabinet von Chantilly. Die Besatzungen dieser Hölse zu beobachten, sondern es von Ministern, welche selbstsam geträpelt waren und den vollkommensten Egoismus bildeten: den Herzog von Richelieu und den Abbé von Montgen. Ripperda, unwissend und grob, hatte ganz laut erklart, daß er sich über den Gesandten Frankreichs stellen, und daß der Degen oder der Stiel diese Frage des Jettmonichs durch seine Hände entscheiden werde. Der Herzog von Richelieu, verächtigt durch seine Zwistkämpfe und durch seine Annäherung, schien recht geeignet, diese Angelegenheit auf dem Straßpflaster zu Wien ins Nichts zu bringen. Die Günst der Frau von Pope hob den Ehrgeiz dieses Häftlings, ohne seine Heftigkeit zu mäßigen; unter den Charakteren unserer Geschichte hatte er sich den unternehmendsten von allen, den Herzog von Spemmen, zum Muster gewählt *). Dieser Hochmuth machte die innige Verbindung, worin er mit Anquet, seinem Schulfreund und Vergnügungs-Genossen, einem jungen Dichter von lebendiger und feindsinniger Verächtheit lebte, nur um so auffallender. Die vollkommene Gleichheit, welche er gegen diesen glänzenden Plebejer zur Schau trug, ärgerte zwar die Vornehmer, doch halfste sie an Richelieu etwas von jenem fanatischen Haß, dessen Werth Mithridates im seditösen Asien so gut gekannt und benutzt hatte. Wie es sich auch damit verhalten mochte: an einem und demselben Tage erhielt er sein Gesandten-Brevet und Schutzbriefe gegen seine

*) Voltaire selbst erinnert ihn daran in einem seiner Briefe: „Der Herzog von Spemmen, von welchem ich Sie ehemals so angefaßt gesehen habe.“ *Œ. Œuvres de Voltaire* Tom. LXIII. p. 18. *édit. de Kehl.*

Eidabüßer; als guter Kaufbold abgefunden, betrat er seine diplomatische Laufbahn als Handelsconsul.

Die von dem Abbé von Montgon betretene Bahn hatte nicht minder merkwürdige Eigenthümlichkeiten. Dieser Edelmann, am Hofe erzogen und fähmlich in der Bandarmen-Heilung, hatte sich von der Saade ergriffen, mit so viel Eifer, wie die Schüler dieser Zeit für die gemeine Erbauung für nöthig erachteten, betätigt. Geschehen war dies um die Zeit, wo der König von Spanien den Thron für die Ehegattin von St. Ildefonso aufgegeben hatte; und Montgon, welcher vom Degen zum Priesterthum übergegangen war, hatte das Vertrauen gehabt, dem königlichen Eussertigen seinen Wunsch zu erkennen zu geben, nämlich den, sich zu den Füßen eines so großen Vorbildes zu werfen und zu beten. Bewührt von dieser heiligen Eingebung, bot Philipp ihm einen Platz in seiner Kapelle an, und widerholte ihm dies Anbieten, als er das Egypten wieder an sich genommen und mit dem Franzosen getrocknet hatte. Doch Montgon, welcher in demselben Augenblick nach Spanien ging, wo alle Franzosen aus diesem Lande verbannt waren, schloß, wie möglich diese Nachschme seinen Lande und seinen eigenen Glückseligkeiten werden könnte, und forderte von dem Grafen von Wertheim in einem, den gesessenen Ehegattin ankommenden Schreiben Ausstellung und Beschäftigung *). Seine Dienste wurden angenommen; und man verabredete eine Korrespondenz, nicht in einem Chiffre, was verdächtig gewesen seyn

*) Das Schreiben, dessen Nachschrift ich gesehen habe, ist vom 3. Mai 1715. Der Abbé von Montgon geht sich in seinem Dankwürdigsten sehr viel Mühe, die Befehle des Königs zu erklären; doch scheint er sich wohl in Eile, den Text zu geben.

würde, sondern in einer allegorischen Sprache. Und so ging denn in dem hässlichen Gewande eines frommen Reisenden die Intrigue über die Pyrenäen.

Nichelles und Montgen waren sich nicht minder ungleich in der Art und Weise, wie sich jeder seiner kostspieligen Geschäftigkeit, dieser seiner geheimen Wissen entledigte. Der junge Herzog und Pair verdaute den Baron von Kipperden dergestalt, daß dieser schließlich nach Madrid zurückging. Doch der Ueberrest seines Vermögens war der eines übermüthigen Neulings. Montgen genug, um mit einem in den Kunstgriffen der Diplomatie alt und grau gewordenen Cabinet zu kämpfen, und leichtsinnig genug, um die Verderbtheit, womit er seine Vergnügen bezahlte, in die Geschäfte zu bringen, schloß er durchweg und fiel in die Fallstricke, die er gelegt hatte. Inzwischen verführte der französische Expedit, indem er demüthig lachend und seine Brust schlug, zu Madrid den Reichsminister und die Minister des Königs, nicht ohne seinem Vaterlande wichtige Dienste zu leisten und alles zu erspähen, während er selbst unermüdet blieb. Vermüde einer letzten Seidenbarock in dem Schicksal Madrid, überschüttete der erste Sturm den lieblichen und unbekannten großen Herrn mit Ausflüchtigungen, und verfolgte den mühsamen und fremden Feind bis zum Anstößigen. Ein Theil dieses Nachschicks wird sich lösen, wenn ich werde angeführt haben, daß der Herzog von Nichelles (ein eben so schallender Gesinnung, als mühsamer Unterhändler) schon ehe er über den Rhein gegangen war, um sich nach Wien zu begeben, seine Wohlthäter, den Herrn Herzog und die Frau von Peru, verrathen

hätte. In einer sehr geordneten Correspondenz offenbarte er dem Lehrer des Königs die geringsten Einzelheiten seiner Sendung. Freilich sind seine Briefe, so wie alles, was von ihm herrührte, im höchsten Grade trivial und geschmacklos; doch der alte Bischof von Teresopol war zufrieden mit der Ergebenheit seiner Kreaturen, und bewies sich niemals schwierig wegen der Form der Aufkündigungen.

Dieser Einfluß Blum's und seine beständige Gegenwart bei der Arbeit des Königs fielen dem Minister und der Javercin lässig. Sie glaubten, der Augenblick sei gekommen, wo sie dies Joch abschütteln müßten, und sie gebrauchten für diesen Zweck die junge Königin, welche sich von Duverney, ihrem Schwager, und von der Marquise de Puys, einer von den Damen ihres Hauses, mit gleichem Einflusse führen ließ. Dem verabredeten Plan gemäß, wird der König eines Tages zu Hause gehalten; und der Herr Herzog tritt ein mit dem Ponsseville und schlägt eine Arbeit vor, welche angenommen wird, während der Bischof von Teresopol verzüglich im Cabinet des Monarchen wartet. Der Pöllat, welcher auf der Stelle den Vertragsgrund und die Folgen dieser Meinung durchschaut, nimmt in einem ehestündigen Schreiben Abschied von dem König und begibt sich nach dem Dorfe Júpé in das Haus der Sulphier, wo er sich einen Rückzugst-Büschel bettet hatte. Diese äußerste Mühe war ihm früher gelungen; doch war er nicht ohne Ursache wegen eines zweiten Versuchs, welcher darüber entscheiden mußte, ob er Schatz des Königs reichte und des Monarchen blieben würde. Die einzigen Erbsen, auf welche er rechnen konnte, waren — die Hebe

seines Jünglings und die allerdings höchst vorsichtige Freundschaft jener Hofknecht, des Herzogs von Charost und des Chevalier de Peyz. Dieser letztere mußte ihn, von einer Stunde zur andern, durch Erzählen von den verschiedenen Perioden der nahen Krisis unterrichten. Auf die erste Nachricht von der Abreise war die Verwirrung in der Kabale des Herrn Herzogs nicht gering; sie war zu weit gegangen, um nicht den Bischof von Jersey zu beleidigen, und sie hatte zu wenig gethan, sofern es auf seine Verdrängung ankam. Doch der heftigste Sturm brach in dem furchtsamen und verwundeten Herzen des Königs los. „Die Königin“ — so berichtet der Chevalier de Peyz — „hat ihn durch den Herrn von Nangis auffordern lassen, zu ihr zu kommen; allein er ist nur drei Minuten bei ihr geblieben. Nach seiner Zurückkunft hat er sich niedergelassen auf seinem Stuhl, ganz allein; und hier verweilt er seit drei Viertelstunden, ohne ein Wort hervorzubringen.“ Die hierauf folgende Explosion verdankte Henry nicht dem Verstande seiner Freunde, sondern dem heftigen und unbesonnenen Wesen des Herzogs von Mortemart, welcher, aufgebracht von der peinlichen Lage, worin er, als Edelman im Dienste, seinen Schicksal sah, diesem den heißen Rath ertheilte, den Bischof zurückkommen zu lassen, und sich erbot, in eigener Person dem Königen von Genté den Befehl zu überbringen. Das verwundete Gemüth des jungen Savran ließ sich die demüthigende Erwidderung willig gefallen. Mortemart lief zu dem ersten Minister, und kündigte ihm den Willen des Marschalls in Ausdrücken an, welche die Farbe der Empfindlichkeit trugen. Der Herr Herzog, ohne Kühnheit und Vorsicht, ertrug die Demüthigung, seinen Nebenbuhler selbst

zurückzuziehen *); und Hecap, der von rathselhaften Männern die Katastrophe Willmet's zu fürchten hatte, führte triumphirend über die Pygarden zurück. Er hatte die Willigung, anzuordnen, was er hätte befehlen können: die Entfernung der Rache und Duvernoy's; und der Herr Herzog beging die Schwachheit, beide zu vertheidigen. Doch, die beiden Königlinge hatten als bedauern sie der Nothwendigkeit ein Opfer; sie setzen sich sehr starkbar zurück, überzeugt, daß man sie nicht entbehren kann. Eines Palliast! Der Schlag war gefallen. Alle Verständigen betrachteten, von jetzt an, die Herrschaft des Bischofs von Frejus über den Haß des Königs als unpersönlich. Man ging so weit, daß man argwöhnete, diese Herrschaft sei durch einen Zauber befestigt, wodurch der genannte Herrsch die Rindheit seines Böglinge umstrickt habe. Ich will bei dieser Gelegenheit eine merkwürdige Stelle aus St. Simon's Handschriften anführen, nicht als einen Beweis für die Thatsache, wohl aber als ein Zeugniß der Meinung, die sich gebildet hatte. Diese Stelle lautet wie folgt: Der heilige Abbt Simon, Unterlehn des Königs, sagte zu Vidault, nach dessen Rückkehr zu christlichen Lehre: „Die Allmacht des Bischofs von Frejus wird dauern, so lang' er lebt, und seine Herrschaft

*) Das Schreiben König's an den König hab' ich nicht aufgeschrieben, wohl aber das Zurückberufungs-Schreiben des Herrn Herzogs, worin es heißt: „Der Herrscher, m. H., hat mich in einem so hohen Grade überrascht, daß ich es nicht sagen kann. Der König verlangt, daß Sie zurückkommen sollen, und beschloß mir, Ihnen dies zu melden. Da ich nicht Zeit habe, Ihnen noch mehr zu sagen, so verbleibe ich das Uebrige auf das erste Mal, wo wir uns wiedersehen werden, und begnüge mich für den Augenblick damit, die Befehle E. Majestät zu vollziehen.“ L. S. von Bourbon.

nicht ohne Maß und Eiderung bleiben. Er hat den König durch so starke Worte zu fesseln verstanden, daß der König sie nie zerreißen kann. Was ich Euch hier sage, weiß ich sehr genau. Ich kann darüber nicht mehr aussagen; wenn aber der Kardinal vor mir sterben sollte, so wurd' ich Euch erklären, was ich verschweigen muß, so lange er lebt." Oben so sprach Vincent zu andern Leuten; allein der Kardinal hat ihn überlebt *).

*) *Mémoires historiques.*

(Fortsetzung folgt.)

Zugaben

staatswirthschaftlichen Aphorismen.

(Zusatz.)

Zehnte Zugabe.

Wiefern bereicherte die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts die Ausbildung der Staatswirthschaftslehre vor?

Wäre der Zusammenhang, worin die gesellschaftlichen Erscheinungen unter einander stehen, besser beobachtet worden, als es bisher der Fall gewesen ist: so würde die Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts in einem ganz andern Gewande auftreten. Ganz unstreitig ist die Kirchenverbesserung, welche in diese Periode fällt, eine Hauptbegebenheit für die spätere Entwicklung der europäischen Menschheit. Um aber diese Hauptbegebenheit in das gehörige Licht zu stellen, muß man zurückgehen auf den Untergang des oströmischen Reichs, d. h. auf die Eroberung Konstantinopels durch die Türken. Indem der Zusammenhang, worin die europäische Welt bis dahin mit dem Orient gestanden hatte, durch diese Begebenheit unterbrochen wurde, konnten die Wirkungen der Unterbrechung nicht ausbleiben. Dahin gehörte, vor allem, ein gestörter Handel und ein vermindertes Verdict der gesellschaftlichen Thätigkeit.

Eingefanden wird, daß diese natürliche Folge ganz vorzüglich für den Gewerbesinn der deutschen Reichsstädte eingetreten sei. Sofern man die allgemeine Negierung der christlichen Kirche dieser Zeit verfolgte, an die Erwerbsfähigkeit der Deutschen dieselben Forderungen zu machen, die früher ohne Nutzen waren befolgt worden, war wohl nichts Natürlicher, als daß sich eine Opposition entwickelte, welche in die Frage auslief: wofür bezahlen wir? Diese Frage war eine rein staatswirthschaftliche. Wenn sie nicht als eine solche aufgefaßt wurde: so konnte der Grund nur darin liegen, daß in einem theologischen Zeitalter, wie das sechzehnte Jahrhundert war, alles die Farbe der Theologie trägt. Nichts desto weniger beherrschte eine so große Verlegung der materiellen Interessen, wie der Abloßraum in sich schloß, Beunruhigung; und da diese auf keinem andern Wege zu finden war, als auf dem einer bleibenden Festsetzung von der kirchlichen Autorität, welche ihrem Weheseß in Rem hatte: so wurde diese Festsetzung dadurch eingeleitet, daß man ihre Grenzen einer Revision unterwarf, welche damit endigte, daß man alle diejenigen verworf, deren Erbschaft nicht aus den ältesten Urkunden der christlichen Kirche erwiesen werden konnte. So bildete sich der Protestantismus im Gegensatz des Katholicismus, nicht ohne zugleich den Fortschritt zu erlangen, welcher sich nicht für seine Erhaltung beugte. Was im sechzehnten Jahrhundert als möglich gewesen seyn würde, vollzog sich im sechzehnten, allen Hindernissen zum Troß, mit Unwiderrücklichkeit.

Zweites ist für jede Priesterenschaft enthalten nachgefragt. Das Eine ist die unbegrenzte Vererblichkeit der Fähigkeit des menschlichen Geschlechts als Folge der Or-

gini-

ganisation, wodurch die Natur den Menschen von dem Thiere unterschieden hat; das Andere ist die Nothwendigkeit, worin der Mensch sich befindet, sein gesellschaftliches Daseyn durch Beobachtung der natürlichen Erscheinungen und durch Erforschung der Gesetze derselben zu sichern. Vermöge des Einen wie des Andern ist jede Priesterherrschaft unablässig in ihrer Grundlage bedroht; denn, da diese Grundlage nicht wohl eine andere seyn kann, als eine metaphysische, d. h. eine, die auf willkürlicher oder hypothetischer Auslegung der Naturercheinungen beruht: so spricht jeder Fortschritt, den die Gesellschaft in den Beobachtungs- und Erfahrungs-Wissenschaften macht, gegen diese Grundlage so lange an, bis sie zusammenstürzt. Soll dies verhindert werden, so bleibt es dazu nur ein Mittel; und dieses besteht darin, daß man die Entwicklungs-Fähigkeit des menschlichen Geschlechtes leugnet und den Fortschreiten in den Beobachtungs- und Erfahrungs-Wissenschaften die Seelen setzt, die sich mit dem Vortheil der Priesterherrschaft vertragen. Daß dies nicht ganz leicht sei, versteht sich wohl von selbst; doch läßt sich, in Folge des herrschenden Glaubens oder Worglaubens sehr viel bewirken, so lange die Gesellschaft nicht den Umfang und die innere Stärke hat, die es unmöglich machen, sie in allen ihrem Theilen auf gleiche Weise zu durchdringen. Hält diese unumgänglich notwendige Bedingung weg, dann ist die Priesterherrschaft jeder Befahr andgesetzt; und da zuletzt das Bedürfnis der Gesellschaft, sich zu erhalten und sich zu entwickeln, den Ausweg gibt: so erliegt sich die Befahr notwendig damit, daß die Priester sich in Geistliche verwandeln, d. h. in Wesen, die sich nicht herausnehmen, den Entwicklungs-Grad beherrschen zu wollen.

wohl aber ihre Wirksamkeit darauf beschränken, dem Entwidlungs-Grade zu folgen, und, in einer richtigen Anschauung des Menschen und der Gesellschaft, alles zur Harmonie der Glieder derselben hinarbeiten.

Wie man auch über die Erscheinungen der europäischen Welt in den vier letzten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung urtheilen möge: am Tage liegt, daß die Erscheinungen, welche die kirchliche Regierung während dieses Zeitraums erfuhr, nicht hätten erfolgen können, wenn, während desselben, ihre metaphysische Grundlage nicht durch die physischen Wissenschaften der Abbruch geschehen wäre, der allein ihre Stellung gegen die Gesellschaft im Großen verändern konnte. Sobald es dahin gekommen war, daß aus der Erfindung der Magnet-Nadel die Entdeckung und Eroberung America's und die Auffindung eines kürzern Weges nach Ostindien hervorgehen konnte, war die europäische Welt in allen ihren Beziehungen verändert, und das, was ihr bis dahin Einheit und Harmonie verliehen hatte, konnte fortan nicht in gleicher Kraft fortwirken. Die Reformation der Kirche, längst Bedürfniß und durch so Manichfaltiges vorbereitet, mußte als Wirkung eintreten und sich als solche betheiligen. Eigentlich war sie die Ausgeburt aller der Fortschritte, welche die physischen Wissenschaften bis zum sechzehnten Jahrhundert gemacht hatten; und da diese, verglichen mit spätem Jahrhunderten, nur gering waren, so mußte auch die Reformation, bei Feststellung der Dogmen, ihren Charakter in ihnen gewinnen. Sobald man aber die Verwandlung der Priester in Geistliche, wenn auch nicht für alle Länder Europa's, vollbracht war, d. h. sobald der Grundsatz feststand, daß durch den Priester fortan nur

eine lebende, nicht eine brennende Emwall ausgeübt worden sollte, mußte die Reformation sich als Ursache darstellen. Und wie hätte sie, als solche, eine andere Wirkung hervorbringen mögen, als die physischen Wissenschaften, aus welchen sie selbst hervorgegangen war, von den letzten Hindernissen ihrer natürlichen Entwicklung zu befreien?

In der That, es ist auffallend, wie schnell und in welchem Umfange der europäische Geist in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sich dem Studium der Natur, mit Vergleichslust auf alles Uebernatürliche, hingab, und zu welchen Resultaten dies schon in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts führte. Durchforschte man die Liste der Geister, welche, während des hier angegebenen Zeitraums, auf allen Punkten Europa's mit dem Studien der physischen Wissenschaften beschäftigt waren: so stellt sich die pyrenäische Halbinsel als das einzige Land dar, das diese Bewegung nicht theilte. Die Ursache liegt am Tage: sie war in der Wirtenschaft der Inquisition enthalten, welche den Geistes die unabweisliche Richtung nach dem Uebernatürlichen gab und auf diese Weise alle die Schicksale vordrängte, welche Spanien und Portugal in einer späteren Periode getroffen haben. In allen übrigen Ländern Europa's, Polen und Ungarn selbst nicht ausgenommen, hätte man eine Verschwörung gegen das Uebernatürliche, als Grundlage der Priesterherrschaft, voraussetzen müssen, so groß war die Zahl der Geister, welche auf neue Entdeckungen im Gebiete des Natürlichen ausgingen, so entscheidend die Richtung nach einer neuen Wissenschaft. Auch vermehrte sich die Summe der Entdeckungen und Erfindungen mit jedem Jahre.

Da dies seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nicht aufgehört hat und da alle Fortschritte, welche in neuer Zeit für die Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft in sämmtlichen Reichen Europas erworben schon gemacht sind, oder noch bevorstehen, direct von dem Zustande der physikalischen Wissenschaften abhängen: so ist es der Mühe werth, in die Vergangenheit zurückzulehren, um zu erforschen, durch welche Uebergänge die Europäer zu dem Grade von Aufklärung und Erleuchtung gelangt sind, der sie gegenwärtig auszeichnet und ihrer Herrschaft über minder belebte Theile des vom menschlichen Geschlechte bewohnten Planeten noch lange sichern wird. Aus dieser Darstellung wird sich zugleich ergeben, weshalb die Staatswirthschaftslehre unter den physikalischen Wissenschaften ihrer Ausbildung, so weit diese in unserm Zeitalter vollendet ist, am spätesten erhalten hat.

Es kostete, wie es scheint, große Anstrengungen, ehe man zu der Entdeckung gelangte, auf welcher allein ein zuverlässiges technisches Prinzip für die Fortbildung der physikalischen Wissenschaften beruht. Wenigst, die Wahrheit lieber zu erobren, als mühsam zu erwerben, wähnte der menschliche Geist nur allzu lange, die Einbildungskraft könne im Studium der Natur und ihrer Erscheinungen die Stelle der Beobachtung und der Erfahrung vertreten. Unterliegt es keinem Zweifel, daß es für den Menschen nur Eine Wissenschaft giebt, nämlich die der Natur in ihren mannigfaltigen Erscheinungen und in dem Gesetze derselben: so ist dadurch zugleich erwiesen, daß alles, was sich sonst noch als Wissenschaft geltend macht, nichts weiter ist, als fehlerhaft und dem beständigen unedelmännlichen Gesaltung jener

Einen Wissenschaft, so eben so unedificirt, je nach dem Bedürfniß der Zeiten und der Länder, worin es zum Vorschein trat. In allen Zeiten also wollte der menschliche Geist eine und dieselbe Aufgabe lösen; und diese war keine andere, als das Geheimniß der Natur zu erschleichen. Da ihm aber nicht in allen Zeiten und in allen Ländern dieselben Mittel zur Lösung dieser Aufgabe zu Gebote standen: so war nichts natürlicher, als daß die Versuche sehr verschieden ausfielen, und daß er zu einer Zeit, wo es ihm an künstlichen Hülfsmitteln fehlte, das Geschick des an der Hand der Beobachtung langsam und vorsichtig fortschreitenden Verstandes seiner Einbildungskraft anvertraute, die ihm, statt des Geseges der Erscheinungen, das entdeckt werden sollte, irgend eine Hypothese gab.

Wir voller Wahrheit aber läßt sich behaupten, daß die Unbekanntheit mit dem einzig richtigen Wege, um zu positiver und bleibender Erkenntniß zu gelangen, bis ins sechzehnte Jahrhundert fortdauerte, und daß Bacon von Verulam der Erste war, welcher dieser Unbekanntheit dadurch ein Ende machte, daß er eine, zwar schon von Aristoten betreute, aber, wie es scheint, nur instinktmäßig gewählte Bahn als die einzig zuverlässige bezeichnete.

Der britische Philosoph erwarb sich ein bleibendes Verdienst um seine Zeitgenossen und um alle späteren Naturforscher, als er im zweiten Theile seines „newen Organon“ folgende Sätze als Bedingungen jedes Fortschritts in der Erkenntniß des Wahren aufstellte:

- 1) „Der Mensch, als Diener und Ausleger der Natur, nicht und versteht nur so viel, als er von der Ord-

nung der Natur entweder durch angeführte Versuche, oder durch Beobachtung bemerkt hat; hierüber hinaus weiß und vermag er nichts.¹⁾

- 2) „Weber die bloße Hand, noch der sich selbst überlassene Verstand ist sehr viel ausrichten im Stande; alles wird durch Werkzeuge und Hülfsmittel vollendet, deren wir in geistigen Beschäften nicht weniger bedürfen, als in Handarbeiten.“
- 3) „Die Wissenschaften und die Macht des Menschen fallen in Eins zusammen, weil die Kunst der Ursache und von den Erfolg bringt; denn der Natur befehligt man sich nicht anders, als dadurch, daß man ihr gehorcht, und was in der Betrachtung die Ursache ausmacht, dient in der Verrichtung zur Regel.“
- 4) „In Absicht der Werke vermag der Mensch nichts weiter, als daß er die natürlichen Körper in und außer Verbindung setzt; das Uebrige vollbringt die Natur in ihrem Innern.“
- 5) „Es wäre unsinnig und in sich selbst widersprechend, wenn man glauben wollte, daß dasjenige, was noch niemals geschehen ist, anders geschehen könnte, als durch noch nie versuchte Methoden.“
- 6) „Die Erzeugnisse der Hand und des Geistes scheinen sehr zahlreich in Kunstwerken und Büchern; aber alle diese Mannichfaltigkeit liegt in einer ausnehmenden Epöphädie und in Richtungen wenig bekannt gemachter Dinge, nicht in der Menge der Grundzüge.“
- 7) „Auch die schon erfundenen Werke verdanken wir mehr dem Zufall und der Erfahrung, als den Wissenschaften: denn die Wissenschaften, die wir gegenwärtig be-

sehen, sind nicht Andern, als künstliche Zusammen-
ordnungen vorhergegangener Entdeckungen, keine Erfin-
dungs-Methoden oder Entwürfe zu neuen Werken.“

8) „Die Ursache aber, und die Wurzel fast allen Uebels in
den Wissenschaften ist keine andere, als die eingelegte, daß
wir, mit falscher Bewunderung für die Kräfte unseres
Geistes erfüllt, die wahren Hilfsmittel für ihn aufzu-
suchen versäumen.“

9) „Die Feinheit der Natur überwiegt bei weitem die Fein-
heit der Sinne und des Verstandes, so daß jene hem-
menden Medicationen und Speculationen und Sophis-
tiken etwas durchaus Unmögliches sind; nur daß Nie-
mand da ist, der darauf merkt.“

10) „So wie die gesundenenigen Wissenschaften untüchtig
sind zur Erfindung der Werke: so ist auch die gegen-
wärtige Logik untüchtig zur Erfindung der Wissenschaft.“

11) „Die gebräuchliche Logik trägt mehr zur Befestigung
und Begründung der auf dem gewöhnlichen Begriffe
beruhenden Urtheile, als zur Erforschung der Wahr-
heit bei, so daß sie sich mehr schädlich als nützlich be-
weist.“

12) „Der Syllogismus wird auf die höchsten Grundsätze
der Wissenschaften gar nicht, und auf die Niedere
derselben vergeblich angewendet, weil er der Feinheit
der Natur bei weitem nicht gleich kommt; er beschäf-
tigt sich also nicht der Dinge, sondern des Besalls.“

Es waren von Verulam, als Befehlshaber für die Hoch-
schulen in den christlichen Wissenschaften. Hätte dieser auf-
sichtsamtliche Geist am Schlusse des sechzehnten Jahrhun-
derts auch nichts mehr ausgesprochen, als, „daß man,

um sich der Natur zu bemächtigen, den Anfang damit machen müsse, daß man sich ihr unterwerde,²⁴ so würde dieser Ausspruch für alle Zeiten gleich geblieben seyn und für jeden ächten Naturforscher vollkommen aufgerichtet haben.

Die früheren Naturforscher blieben weit entfernt, einen solchen Grundsatz auch nur zu ahnen. Voll Ungeduld versuchten sie, die Wahrheit zu erörtern, und indem sie ihre Auslegung der einzelnen Erscheinungen an die Stelle erforschter Thatsachen brachten, konnte es schwerlich fehlen, daß die Physik gar Porrie wurde, und daß die Natur zu einer Gaullerhude herabsank. Dies war der eigenthümliche Charakter der Naturphilosophie eines Theophrastus Paracelsus v. Bombast, der die Erde, das Wasser, die Luft, den Himmel als von Gott erschaffene Mütter der übrigen Körper seßte, und jedes dieser vier, von ihm so genannten Elemente in drei Bestandtheile zerlegte, welche, nach ihm, die primitive Materie ausmachten; dies war, eben so, der Charakter der Naturphilosophie des Lehius, der, nach dem Rußer des Parmenides, Wärme und Kälte als erste Formen und Substanzen, und nebenher eine primitive Materie, ganz ohne alle Thätigkeit, aber für Wärme und Kälte gleich empfänglich, annahm. Da diese Naturforscher einem theologischen Zeitalter angehörten: so war es wohl sehr Wunder, wenn ihre Speculationen — denn von eigentlichen Forschungen kann nicht die Rede seyn — die Farbe der herrschenden Philosophie trugen. Das Einzige, was diese Naturforscher auszeichnete, bestand in ihrer Abweichung von den Behauptungen des Aristoteles, den die Kirche in ihren Schutz genommen hatte. Hierin waren Beide Neuerer, welche bei allen Irrthümern, die ihnen eigen

blieben, in angemessener Bahn zu leiten; denn, um den rechten Weg zu finden, muß vor allen Dingen derjenige verlassen werden, der nie zum Ziele geführt hat.

In der Natur der Sache lag, daß die Fortschritte in der Chemie nur langsam seyn konnte; denn wenn dieser Zweig menschlicher Erkenntniß jemals seinen theologischen Charakter ablegte, d. h. sich den Einwirkungen der Einbildungskraft entziehen und die Beobachtung und Erfahrung zu seinen Stützpfeilern wählen sollte: so mußten sehr viel Erfindungen vorausgehen, welche nur das Werk eines anhaltenden Nachdenkens und eines hartnäckigen Verweidens bei einzelnen Gegenständen werden konnten.

Wunder schwierig waren die Fortschritte in der Astronomie. Zwar behauptete auch diese Wissenschaft ihren ursprünglich theologischen Charakter in der Astrologie; doch indem die Geometrie sich ihr als Hülfswissenschaft zur Seite stellte, bedurfte es nur eines scharfsinnigen Kopfs, um ihr eine Ausbildung zu geben, welche, nach und nach, ihrer gegenwärtigen Gestalt bestimmte.

Ein solcher Kopf war Nikolaus Copernikus, Domherr des Bischofs zu Braunsberg.

Wenn ein Geistlicher es wagte, die von den Scholastikern und von der allgemeinen Kirche vertheiligte Ptolemäische Weltordnung anzugreifen, um zu beweisen, daß die Erde sich um die Sonne, nicht diese sich um jene bewege: so war dies an und für sich ein Verbrechen, daß das Reichthum des sechzehnten Jahrhunderts nicht genau wußte, auf welcher Grundlage es stand, und daß ihm, im Vertrauen auf seine Unerfahrenheit, sehr viel gebothen werden konnte, ohne daß man Ursache hatte, seinen Wider-

spruch und seine Rache zu fürchten. Was dem süßen Copernicus noch nicht zu Statte kam, war die Art seiner Beweisführung; denn, indem diese eine bloß geometrische war, hatte sie nothwendig den metaphysischen Charakter, dem die Kirche niemals abhold war.

Es geschah es denn, daß seine *Astronomia instaurata*, wie neu und auffallend auch die Behauptungen derselben seyn mochten, in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts einen sehr schwachen Eindruck machte: einen Eindruck, den man verloren nennen dürfte, wenn er in einzelnen Köpfen nicht mächtiger fortgewirkt hätte, als Copernicus in dem Augenblick berechnet haben mochte, wo er seine Aufhebung der Weltordnung für eine bloße Hypothese ausgab und so ein unsterbliches Werk Paul dem Dritten bezeugte.

Gesellschaftliche Auteckelten sind nur so lange großmüthig, als sie sich großet fühlen; der Egoismus stellt sich nicht eher bei ihnen ein, als bis sie die Entdeckung machen, daß ihre Bemühungen, die Grundlage ihres Ansehens zu behaupten, vergeblich sind. Die Kirchengeschichte reinnelt von Verweisen für diese Behauptung. So lange der gesellschaftliche Zustand während des Mittelalters schwach und kraftlos war, zeigten sich die Päpste als entscheidene Freunde der Herrschaft in den irdischen Wissenschaften; nicht ahnend, daß diese irgendwann einmal allzu mächtig für sie werden könnten, nahmen sie jede der Gesellschaft nützliche Erfindung und Entdeckung in ihren Schutz und stellten sie in den sogenannten *Concessiones*. Dies hört nicht eher auf, als bis sie, nach dem Sturz der Reformation

die Entbedung machen, daß dem theologischen System ein
 mißßen durch die Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaften
 geschehen werde, und daß, wer sich in jenem behaupten
 wolle, diesen durch die Gewalt einer Gedränge setzen müsse.
 Mit Regern hatten sie auch in früheren Zeiten zu kämpfen
 gehabt; da aber alle Regerei, als solche, nur auf abwei-
 chenden Meinungen beruht, ohne daß die Grundansicht dar-
 durch wesentlich verändert wird: so hatte es geschehen sol-
 len, daß, im zwölften und vierzehnten Jahrhundert, die
 Regerverfolgungen sogar zur Verherrlichung der herrschenden
 Kirche gedient hätten. Eine ganz neue Regerei sollte sich
 in Folge der Kirchenerbesserung ein: neu zum Wenigsten
 dem Princip nach, sofern es auf nichts Beringeres ankam,
 als die Metaphysik aus den Wissenschaften zu verdrängen,
 und diesen eine ganz neue Grundlage in der Beobachtung
 und Erfahrung zu verschaffen. Es war jedoch nicht leicht,
 diese Regerei zu verdrängen; dies war sogar um so schwe-
 riger, weil die größten Weisheiten, welche der Gesellschaft
 zu Theil werden konnten, nothwendig von ihr ausgingen
 und folglich ein Kampf, nicht mit Einzelnen, sondern mit
 der ganzen Gesellschaft zu bestehen war. Bei dem Allen
 konnte ein Kampf nicht abgesehen werden, wenn das Prie-
 sterthum, als gegründet auf das Uebernatürliche, bestehen
 wollte. Und so erklärt sich der tyrannische und blutdürstige
 Charakter, den die Regierung der allgemeinen Kirche in
 der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts annahm:
 ein Charakter, der von ihrem früheren Großmuth auch nicht
 die leiseste Spur übrig ließ, und sie das sechzehnte Jahr-
 hundert hindurch verhasst machte, bis sie sich im achtzehn-

ten wenigstens in sofern in ihr Schicksal fand, als sie daran verweilte, mit den Fortschritten der Zivilisation im Harmonie zu kommen.

Eines der allerbedauerlichsten Opfer dieser Periode war der Naturphilosoph Jordan Bruno, welcher im Jahre 1600 lebendig verbrannt wurde. Das Verbrechen dieses Unglücklichen bestand darin, daß er, in seiner Anschauung von der Weltordnung, die von der Kirche vorgeschriebene Regel aufgegeben hatte. Gestützt auf die *Astronomia restaurata* des Copernikus, lehrte er: „das Weltall sei unendlich, die Welten unzählig; alle Sterne, wie viel es ihnen auch geben möchte, seien entweder Sonnen oder Planeten; alle sogenannten Fixsterne, sofern sie ein eigenes Licht verbreiteten, müßten zu den Sonnen, alle, welche ihr Licht anderwärts erhielten, zu den Planeten gerechnet werden; jede Sonne besitze ihre eigenen Erden, als Begleiter, und daraus entstünden Sonnen-Systeme, und die Zahl dieser Systeme sei unendlich; die Erden seien mondähnliche Körper und nur aus ihrem verschiedenen Lichtegehalte zu erkennen; eine jede Sonne sei von einem großen ätherischen Raume umgeben, worin sich die Erden um sie wälzen, und auf diese Weise bewegten sich in unserem Sonnen-Systeme unsere Erde und die übrigen Planeten um die Sonne in dem ätherischen Raume derselben.“ Wer möchte glauben, daß diese, jetzt von allen deutschen, französischen und englischen Kathedern vorgelesene und von den unsterblichsten Verräthern unterstützte Lehre in den letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts ihrem Urheber, der ein Neapolitaner war, den unersättlichsten Haß der römischen Priesterherrschaft habe zu Wege bringen können? Doch

so empfindlich war in diesem Zeiträume das Reichthum gegen jede Abweichung von der Erbkirche getrocknet, daß es selbst diejenigen zu verschmettern strebte, die, mit gütlicher Beihilfe der einzelnen Regenten, nur das allgemeine Fundament bedeckten, worauf diese gestützt waren, wenn man anders im Uebernatürlichen jemals eine Stütze voraussetzen darf. Bruno entzog sich seinen Verfolgern; er begab sich nach Deutschland, wo er, mehrere Jahre lang, an dem Hofe des Herzogs Friedrich Julius von Braunschweig und Lüneburg lebte. Allein, als er am Schlosse des sechzehnten Jahrhunderts nach Italien zurückgekommen war, bemächtigte die Inquisition sich seiner ohne Zögerlaß und verbrannte ihn als einen Gotteshörner, wiewohl die von ihm behauptete Weltrechnung durch das Daseyn einer Weltseele von ihm selbst bedingt war. Doch sein Gott war nicht der Gott der Kirche; und weil man nur ein guter Unterthan derselben ist, wenn man sich nicht einfallen läßt, eine eigene Meinung und einen eigenen Willen zu haben, so mußte er den Scheiterhaufen bestiegen. Erst um diese Zeit scheint also die kirchliche Richtung die Verengung gewonnen zu haben, daß die Astronomie des Copernicus ein ihr gefährliches Werk sei; denn erst im Jahre 1616, nachdem es sieben Jahre lang den Gelehrten eine neue Richtung gegeben hatte, wurde es öffentlich wegen der heidnischen Lehren verdammt, die es enthält.

Inzwischen hatte die Astronomie Fortschritte gemacht, die sie, nach einer eben so langen Frist, zum Range einer positiven Wissenschaft erheben.

Was Anfangs auffalt, aber bei einer genauern Betrachtung der italienischen Halbinsel, sehr bald als natürlich ein-

leuchtet, ist, daß die physischen Wissenschaften, während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ihrem Hauptwehthum in diesem Lande ausschlagen konnten, obgleich Rom, im Mittelpunkt desselben gelegen, ein so starkes Interesse hatte, ihrer Entwicklung und Ausbreitung zu verhindern.

Zusätzlich muß man bedenken, daß, wenn ganz Italien den Kirchenstaat gebildet hätte, jene Erscheinung in sich selbst unmöglich getroffen seyn würde. Diese wurde also nur dadurch möglich, daß Italien in mehr Staaten zerfiel, von denen, den Kirchenstaat allein ausgenommen, kein einziger ein rein theologisches oder metaphysisches Interesse hatte. Dazu kam, daß, unter diesen Staaten, mehr, vermöge ihrer republikanischen Form, eine Kraft in sich trugen, welche gerades Weges zum Widerstand gegen die Forderungen der Priesterchaft hinlängte. In diesem Falle befanden sich Venedig, Venedig, Florenz, so lange es Republik war, und mehr andere kleine Staaten. Dem Gewerbe und dem Handel ergeben und festdauernd darauf bedacht, wie sie, trotz ihrer Kleinheit, eine Macht ausübten, oder sich wenigstens in dem einmal erzwungenen Segen behaupten wollten, konnten diese Staaten nicht zurückweisen, wovon sie sich ein höheres Gedeihen versprochen; und da die Kultur der physischen Wissenschaften allein die Macht der Gesellschaft verstärken kann, so mußten sie die Professoren der Physik höher stellen, als die der Theologie und Metaphysik, welcher Titel diesen auch eigen seyn mochte. Eine natürliche Folge davon war, daß es in allen diesen Staaten Beschäfte der physischen Wissenschaften gab, ohne daß man ängstlich fragte, welche Wirkungen daraus für die Regierung der allgemeinen Kirche hervorgehen würden.

Und so geschah es, daß, während diese Neglerung in allen Theilen Europa's die Republik mit Stumpf und Stiel auszurotten beflissen war, das Fundament ihrer Macht, vor ihren Augen untergehn, von einem Tage zum andern immer mehr dahin schwand, ohne daß sie irgend ein Mittel hatte, die Gefahr von sich abzuwenden, außer etwas festes sie unmittelbare Angriffe abschlug, was jedoch bei Oespen keine andere Wirkung hervorbrachte, als daß die mittelbaren vergrößert und vervielfacht wurden.

Wie war die Summe menschlicher Entdeckungen und Erfindungen größer, als in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts; und beide unterstützten sich auf eine so wunderbare Weise, daß die Richtung, welche der menschliche Geist nach Erkenntniß genommen hatte, dadurch nicht wenig verstärkt wurde.

Die folgenschwerste Erfindung dieses Zeitraumes war, über allen Widerspruch hinaus, die der Ferngläser und der Mikroskope. Welcher Antheil der Zufall an dieser Erfindung hatte, mag hier unbedeutend bleiben; genug, daß sie hinreichend vorbereitet war. Der geschicktesten Sehkraft aufzuhelfen, waren Brillen erfunden, mit deren Aufsetzung sich Künstler eifrig beschäftigten. Unter diesen Umständen bedurfte es nur eines letzten Schritts, um Ferngläser und Mikroskope in's Daseyn zu rufen; und diesen Schritt that Zacharias Jansen, ein gemeiner Brillenmacher zu Middelburg, indem er zwei Gläser an einander brachte, von welchen das eine kleiner, das andere sonstig geschliffen war. Es kam jetzt nur darauf an, diese Gläser in eine Röhre zu setzen, um ein ganz neues Werkzeug der Beobachtung zu erhalten; und auch diese Erfindung blieb nicht

aus. Die zusammengesetzten Vergrößerungsgläser, Mikroskope genannt, wurden bald nach jenen erfunden, nur daß der Urheber dieser Erfindung minder bekannt ist.

Durch die doppelte Schöpfung des Fernrohrs und des Mikroskops war die Grundlage des menschlichen Wissens zugleich vergrößert und verbessert. Was das unbewaffnete Auge, vermöge seiner natürlichen Schwäche, nie hatte entdecken können, das entdeckte das bewaffnete Auge, vermöge seiner künstlichen Stärke. Durch das Fernrohr in die entlegenen Räume eindringend, sah der Mensch seine lästigen Abhängen bewahren und abtrennen zugleich; das Universum schloß sich ihm in einem hohen Maße auf, und er gelangte zur Kenntniß von Thatsachen, welche den übergroßten Geistes des Alterthums unbekannt bleiben mußten, weil sie zur Erwerbung derselben nicht mit denselben Mitteln ausgerüstet waren. Nicht geringer waren die Wirkungen des Mikroskops. Gegenstände, die bis dahin wegen ihrer Kleinheit nicht hatten beobachtet werden können, lagen jetzt in einer Größe da, die sie einer sorgfältigen Untersuchung fähig machte; und indem in jedem Wassertröpfchen, in jedem Sandkorn, in jedem noch so kleinen Körper sich eine Welt von unerwarteten Beziehungen aufschloß, war dem Verstande da unendlicher Stoff zu neuen Combinationen, zu neuen Systemen gegeben. Wie gering war dagegen, was das so lange bewunderte Alterthum — diese eigentliche Kindheit des menschlichen Geschlechts — auf die Nachwelt vererbt hatte! Wie schreupfen die antikerfunden Geistes jetzt plötzlich zusammen! Wie erschauern wurden ihre Theorien von dem Augenblick an, wo man sich angeben konnte, in welchem Mangel sie begründet waren!

ren! Was konnte jetzt noch ein Thales, ein Anaxagoras, ein Platon und selbst ein Aristoteles gelten! Wie ganz anders würde es gegenwärtig um das Gebiet echter Wissenschaft stehen, wenn jene erhabenen Geister für die Beobachtung auf eine gleich vortheilhafte Weise ausgeübt gewesen wären! Und wie noch jetzt ihrem Autocriten vertrauen, selbst bei der aufrichtigsten Achtung für ihren Scharfsinn und ihre Darstellungsgabe! Wie der Autocriten derjenigen, die sich, durch alle nachfolgende Jahrhunderte hin, von ihren Philosophenmen abhängig gemacht und auf diese eine Herrschaft gekndelt haben! Nur bekämpfen konnte man das sogenannte Alerthum, als eine notwendige Quelle von Irrthümern und Wahrheitsgriffen, wenn es für noch mehr gelten wollte, als für die Wiege wahrer Erkenntniß. Neue sichere Bahnen hatten sich allmählig gebildet, und auf diesen vorzugehen, war eben so rthlich, als es verächtlich war, nur auf die Vergangenheit zurück zu blicken und ihrer Wahrheit unbedingt zu vertrauen.

Man begreift etwas von den politischen Erscheinungen des sechzehnten Jahrhunderts, wenn man sich dem Widerstande vergegenwärtigt, worin die physischen Wissenschaften mit den theologischen und metaphysischen dieses Zeitraums gerathen waren. Am meisten theilhaftig in demselben war die Regierung der allgemeinen Kirche. War alles gut aber fühlte sie, daß hier keine Ausgleichung möglich sei, und daß, da Licht und Finsterniß einander nothwendig bekämpfen, eins von beiden obliegen muß, wenn das frühere Gleichgewicht wieder hergestellt werden soll. Da sie sich aus mit der neuen Lehre nicht in einen Streit einlassen konnte, ohne zu unterliegen: so entschloß sie ihre ganze

Macht, zur Unterdrückung derselben, indem sie, mit gänzlicher Verkennung des allgemeinen Entwicklungsgeistes, gebieterisch verführte, was für alle Zeiten und unter allen Umständen für wahr gelten sollte. Viel war auf diesem Wege freilich nicht zu gewinnen; denn, was einmal der Geist des Jahrhunderts empfunden, ließ sich um so weniger verdrängen, da es durch ein neues Kirchenthum gehalten war, das sich nicht für gefährdet hielt durch die Fortschritte, welche die Beobachtungs- und Erfahrungs-Wissenschaften entweder schon gemacht hatten, oder noch machen konnten. Daher der, für die Regierung der allgemeinen Kirche so unerfreuliche Ausgang des dreißigjährigen Krieges, welcher es mit sich brachte, daß der sogenannte heilige Scherstein nur noch an Einzelnen angebracht werden konnte: ein Verfahren, wonach die Regierung der allgemeinen Kirche alle in ihrem Bereiche lebenden Personen, wenn sie im Widersinne verlorien waren, vor ihr furchtbare Tribunal zog und entweder mit dem Tode bestrafte, oder zum Widerruf zwang.

Ein solches Schicksal hatte Galileo Galilei, der Entfunder des heliocentrischen Systems, der Entdecker der Trabanten des Jupiter, der Nebelstern und unzähliger anderer Gestirne, der thätigste Kopf, den die Wissenschaften jemals in ihrem Dienste gehabt haben, der König der Natur, weil er über, was Bacon von Natur, sein Zeitgenosse, vorschrieb, ohne es selbst üben zu können. Durch das von ihm erfundene Fernrohr in seiner Uebersetzung von der Wahrheit der Copernicanischen Behauptung bekräftigt, wagte Galilei Gespräche über die Ptolemäische und Copernicanische Weltordnung zu führen; und wenn

jemals ein Werk mit Vorsicht und Feindschaft abgefaßt war, so waren es diese Gespräche, in welchen die Rollen so vertheilt waren, daß es wenigstens zum Schein zweifelhaft blieb, für welches System man sich zu erklären habe. Die römische Jesuit gestattete den Druck dieses Werks; eben so die florentinische. Nichts desto weniger erob sich eine heftige Verfolgung gegen den Urheber desselben, sobald es seinen Feinden, den Jesuiten, gelungen war, ihnen dem Volke glaublich zu machen, daß er in der Rolle des Vertheiligers der Ptolemäischen Weltrechnung lächerlich gemacht sei. Genöthigt, sich vor das römische Inquisitions-Tribunal zu stellen, ward der junge Großherzog von Toskana (Ferdinand der Zweite) ihn nicht zu beschützen vermögen, für den unermüdliche Manesforscher alle die Anordnungen, welche damit endigten, daß er wider seine Willkür, als eben so viel Verschämern und Repression, abzustehen mußte, um sein Leben zu retten. Die Barbarei der kirchlichen Reglemente betraf sich hauptsächlich darin, daß sie in einer Sache, wovon sie nichts verstand (und nichts verstehen durfte, wenn sie nicht mit sich selbst in Widerspruch gesetzt wollte) einem schwachen Geiste — denn dies war Galilei im Jahre 1633 — einen *Examen rigorosum*, d. h. der Folter unterwarf. Doch was konnte durch ein so widersinniges Verfahren geklärt werden?

Die Feindschaft der Astronomen wurden dadurch nicht aufgehalten, daß Galilei seine möglichste Thätigkeit verbannte und dabei die Versicherung gab, daß er es mit Aufsichtigkeit und unversehrtem Ernste thue; die Resultate seines Nachdenkens und seiner Nachforschungen waren längst in die Köpfe seiner italienischen und nicht-italienischen Freunde überge-

gangen, und gerade als ob das sechzehnte Jahrhundert keine andere Aufgabe zu lösen gehabt hätte, als die Astronomie zu einer positiven Wissenschaft zu erheben, rühmte man in Deutschland und in England nicht eher, als bis dies große Werk vollbracht war. Wenige Köpfe aber haben für die Ausbildung der Wissenschaft, womit sie sich beschäftigten, so viel geleistet, wie Kepler für die Astronomie; denn ihm verdankt sie die Fundamente, auf denen sie noch gegenwärtig ruht. Es sind aber besonders drei Regeln, wodurch Keplers Name unsterblich geworden ist. Die erste dieser Regeln ist: „daß die Planeten nicht in kreisförmigen, sondern in elliptischen Bahnen um die Sonne laufen, in deren Brennpunkt sich die Sonne befindet;“ eine sorgfältige Vergleichung der als richtig angenommenen kreisförmigen Bahnen mit den schätzbaren Betrachtungen, welche Tycho de Brahe über den Lauf des Mars angestellt hatte, führte zu der Entdeckung dieses Satzes. Die zweite (mit der ersten gleichzeitig entdeckte) Regel ist: „daß die Zeiten, welche ein Planet gebraucht, um einen Theil seiner elliptischen Bahn zu durchlaufen, sich zu einander verhalten, wie die Sectionen oder Räume der elliptischen Fläche zwischen dem jeweiligen Focus und dem Pericenter der Sonne;“ hierin wich Kepler von dem alten Systeme ab, nach welchem man die Bewegung in einem elliptischen Kreise gleichförmig, nämlich die Sectionen des Kreises den Zeiten proportional, angenommen hatte. Die dritte Keplersche Regel ist: „daß sich bei Körpern, die sich um einenlei Hauptkörper bewegen, die Quadrate der periodischen Umlaufzeiten vorher Planeten sich gegen einander verhalten, wie die Würfel ihrer mittleren Entfernungen von den Hauptkörpern.“ Kepler entdeckte

diese Entdeckung seiner Vertheilung für die Astrologie, welche ihn eine Uebereinstimmung zwischen den Ebnen der Welt, den regelmäßigen Körpern der Geometrie und den Entfernungen und Größen der Planeten finden ließ. Die Vergleichen, welche er über die Umlaufzeiten der Planeten um die Sonne mit ihren Entfernungen von derselben anstellte, führten zu einer Vergleichung der Quadrate der Umlaufzeiten und der Würfel der Entfernungen einiger Planeten; und obgleich ein Rechnungsfehler ihn mehr Jahre an der Entdeckung verhinderte, die er zu machen wünschte, so war er doch 1618 so glücklich, ein beständiges Verhältniß zwischen den Quadratzahlen und Umlaufzeiten und den Kubikzahlen der Entfernungen zweier Planeten zu finden. Diese drei Regeln, von den Astronomen mit ungescholtem Beifall aufgenommen, trugen sehr viel zur Befestigung des Copernikanischen Systems bei; und fünfzig Jahre später bewies Newton, daß sie als notwendige Folgen aus den Gesetzen der Central-Bewegung und der Gravitation betrachtet werden müßten.

Es ist sich nicht leugnen, daß die Ausbildung der Astrologie zur Astronomie, diese als eine positive, d. h. der Erfahrung stütze Wissenschaft betrachtet, hundert und fünfzig Jahre erfordert hat, und daß dieser Zeitraum erst nach der Reformation der Kirche eingetreten ist: so gewis man dadurch die Berechtigung zu der Behauptung, daß Astronomie und Reformation in einem solchen causal-Zusammenhange stehen, daß jene durch diese bedingt ist, hergestellt, daß wenn die Reformation ausgeblieben oder verspätet worden wäre, auch die Astronomie, als positive Wissenschaft ausgeblieben oder verspätet seyn würde. Dies geht auch daraus hervor,

daß die neue Wissenschaft nur in Ländern verstanden werden konnte, die man protestantische zu nennen pflegte; und handelt es sich um den Erklärungsgrund — wie will man einem andern angeben, als — die höhere Freiheit, welche der menschliche Geist dadurch gewann, daß er der Unsicherheit entsagte, welche ihn nöthigen wollte, das Wissen dem Glauben unter zu ordnen?

Der bestimmte Ausdruck der Astronomie aus dem theologischen und metaphysischen Zustande, worin sie Tausende hindurch geblieben war, in den Zustand der Erweislichkeit oder des Positivismus konnte nicht verschlen einem starken Eindruck auf die Völker zu machen: einem Eindruck der zu dem Wunsche führte, daß es möglich seyn möchte, allen Zweigen menschlicher Erkenntniß dieselbe Erleuchtung zu geben, welche der Astronomie zu Theil geworden war. Newton selbst hatte vorhergesehen und vorhergesagt: „daß, wenn die Naturphilosophie in ihren verschiedenen Zweigen immer vollständiger ausgebildet werden sollte, auch die Grundsätze der Moral-Philosophie sich erweitern würden.“ Diesem Aussprüche gemäß bestreben sich, während des achtzehnten Jahrhunderts, die Köpfe, eine Wissenschaft der geschäftsmäßigen Erscheinungen nach dem von Newton aufgestellten Muster zu bilden; und man darf wohl sagen, daß diese Tendenz sich bis auf unsere Zeiten gleich geblieben ist. Das, worin man es am Allgemeinen vermißt, war die Voraussetzung, daß Newtons Methode ausreiche, jede Art der Erkenntniß erweislich zu machen. Man unterschied noch nicht zwischen Erscheinungen, welche der anorganischen, und solchen Erscheinungen, welche der organischen Welt angehören.

Die Erfahrung hat fernerhin bewiesen, daß unsere Anschauungen, noch und noch, in derselben Ordnung positiv gemessen sind, wozin sie anfangs theologisch und später metaphysisch waren. Diese Ordnung aber ist die des Grades der Wichtigkeit, welche das Studium der aufstretenden Erscheinungen darbietet. Der Grad der Wichtigkeit wird bestimmt durch ihre grössere oder geringere Zusammengehörigkeit, durch ihre mehr oder weniger vollstän- digkeit, durch den Grad von Sprödigkeit und durch ihre mehr oder minder directe Beziehung auf den Menschen: vier Trieb- sachen, von welchen zwar jede ihrem besondern Einflusse hat, die aber im Grunde untrennlich von einander sind. Fol- gendes nun ist die, von der Natur der Erscheinungen her- rührende Classification, so weit wir die Erscheinungen bis- her kennen gelernt haben.

Die astronomischen Erscheinungen sind zugleich die ein- fachsten, die allgemeinsten und die dem Menschen entlegen- sten. Sie fließen auf alle übrigen ein, ohne selbst irgend einen Einfluß zu erfahren, wenigstens in einem dem Men- schen bemerkbaren Grade; sie gehorchen nur einem einzigen Gesetze, dem allgemeinsten der Natur, der Constanten. Auf sie folgen die Erscheinungen der eigentlich sogenannten Erd- Physik, welche mit jenen in Verbindung stehen, ausserdem aber in ihren Ergebnissen mehr begrenzten Gesetzen folgen. Dann kommen die chemischen Phänomene, welche von dem einen und den andern abhängen und in welchen man eine neue Art von Gesetzen wahrnimmt, nämlich die der Verwandt- schaften, deren Wirkungen minder ausgedehnt sind. End- lich die physiologischen Phänomene, in welchen man alle

Gefüge der Physik, wiewohl modificirt durch andere ihnen eigenthümliche Gefüge entdeckt, deren Einfluß noch begreifbar ist.

Aus dieser einfachen Darstellung geht hervor, daß die menschlichen Anschauungen, unter einer von den beiden oben bezeichneten Formen, hinsichtlich derjenigen Phänomene, welche in dieser encyclopädischen Zusammenleiter die vorberstehen sind, eine große Ausdehnung haben gewinnen können, ohne hinsichtlich der nachfolgenden schon entwickelt zu seyn; denn die erstern sind unabhängig von den letztern. Sie haben sich sogar in Beziehung auf diese nicht bilden können, ohne bereits eine gewisse Konsistenz erlangt zu haben, deren Einfluß ganz unvermeidlich in jeder Theorie in Betrachtung gezogen werden muß. Diese Klassifikationen bildet also auf eine unabweisliche Weise die Ordnung in der Entwicklung jeder von den drei Philosophien, die wir als theologische, metaphysische und positive oder physische Philosophie bezeichnet haben. Die Thatfachen entsprechen diesem Prinzip, wie dies leicht zu ermitteln ist. Denn beobachtet man aus diesem Gesichtspunkte den Gang des menschlichen Geistes seit zwei Jahrhunderten: so entdeckt man in der That, daß die Astronomie zuerst eine positive Wissenschaft geworden ist; nach ihr die Physik; dann die Chemie und zuletzt, in unsere Tagen, die Physiologie.

Um die wahre Epoche, zu welcher diese große Umwälzung gegenwärtig gelangt ist, mit der nöthigen Genauigkeit zu erkennen, muß man in der letztern Wissenschaft denjenigen Abschnitt, der sich auf die intellektuellen und affektiven Verrichtungen bezieht, von demjenigen sondern, welcher die übrigen organischen Verrichtungen in sich begreift.

Erst ganz zuletzt sind die sinnlichen Phänomene aus dem Gebiete der Theologie und Metaphysik herausgerissen, um in das Gebiet der Physik überzugehen; und je folgt der oben festgestellten Stufenleiter ist, ohne allen Zweifel, nichts natürliches. Allein, wenn dieser unvermeidliche Umstand ihrer Umbildung in dieser Hinsicht unumfänglich machte, so ist sie deshalb nicht weniger recht, sollte sie von der Mehrheit der Geister auch gar nicht wahrgenommen werden.

Bei dem gegenwärtigen Zustande der Erkenntniß läßt sich die gesellschaftliche Physik als jene Wissenschaft bezeichnen, welche das Studium der gesellschaftlichen Phänomene zum eigentlichen Gegenstande hat, diese Phänomene betrachtet in demselben Geiste, wie die astronomischen, physikalischen, chemischen und physiologischen, d. h. als unterworfen solchen unabänderlichen Naturgesetzen, deren Entdeckung das spezielle Ziel ihrer Untersuchungen ist. Der Geist dieser Wissenschaft besteht hauptsächlich darin, daß man in dem geistlichen Studium der Vergangenheit die wahre Erklärung der Gegenwart und die allgemeine Offenbarung der Zukunft findet: ein Werk, welches nur in so weit gelingen kann, als man die gesellschaftlichen Thatfachen nicht als Gegenstände der Bewunderung oder des Tadels, sondern nur als Gegenstände der Beobachtung auffaßt und sich einzig damit beschäftigt, ihre wechselseitigen Beziehungen festzustellen, um den Einfluß zu bestimmen, den jede von ihnen auf das ganze der menschlichen Entwicklung ausgeübt hat.

Man lasse nun die Staatswirtschaftslehre als gesellschaftliche Physik überhaupt, oder als einen Zweig derselben, auf: immer muß man gestehen, daß sie als positive

Wissenschaft nicht eher in die Erscheinung treten konnte, als dies wirklich der Fall gewesen ist. Der Grund, auf welchem sie ruhet, wurde im sechzehnten Jahrhundert durch die Reformation gelöst; und ihre bisherige Entwicklung kann, und muß sogar, als das Verdult aller der Fortschritte betrachtet werden, welche in der Erreichbarkeit seit etwa drei Jahrhunderten gemacht sind. Das Einzige, was uns nun noch übrig bleibt, ist, die Uebergänge nachzuweisen, durch welche sie im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts gewandert ist, um die Höhe zu erreichen, auf welcher sie sich gegenwärtig befindet. Ihnen wir nicht sehr, so ist dies das sicherste Mittel, dem Leser die Ueberzeugung zu verschaffen, daß sie von allen Wissenschaften diejenige ist, deren Kultur für alles, was die geistliche Ordnung und die höhere Entwicklung des menschlichen Geschlechtes überhaupt angeht, die zuverlässigsten Resultate gewähren wird.

(Fortsetzung folgt.)

Niccolò Machiavelli's

Urtheil über Befestigungen.

Vorwort des Herausgebers.

Man hat die Gründe, womit Niccolò Machiavelli in seinen *Discorsi sopra la prima Deca di Tito Livio* die Nützlichkeit der Befestigungen bespricht, gegen den Einspruch gerichtet, nach welchem die Hauptstädte Frankreichs mit Befestigungswerken umgeben werden sollte; und wie es scheint ist diese Art von Argumentation nicht ohne Erfolg geblieben. Bei dem Allen läßt sich die Frage aufwerfen, ob man hierbei ohne Cephsissit zu Werke gegangen sei.

Um sichersten wohl diese Frage beantwortet, wenn man sich in die Zeiten versetzt, wo Niccolò Machiavelli lebte und schrieb.

Dem fünfzehnten und dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts angehörig, hatte dieser florentinische Staats-Gelehrte noch gar keine Vorstellung von einer Landbefestigung, wie sie seit dem achtzehnten Jahrhundert üblich geworden ist. Es gab zu seiner Zeit Schießpulver und Kanonen; aber es gab noch nicht stehende Heere und ein Defensiv-System, von welchem Befestigungen notwendige Elemente sind, weil sie den Zweck haben, die Gewalt des Feindes zu brechen. Nicht also gegen Befestigungen im Allgemeinen eifert der Staatsmann des sechzehnten Jahrhunderts, sondern nur gegen solche, die gegen einen Theil

der Unterthanen gerichtet sind und neben dem Defensiv-Charakter den der Offensiv in sich tragen. Fast alle große Städte schlossen Vergleich in sich: Rom in seiner Erstürmung, Paris in seiner Besatzung, London in seinem Zerberren. Ganz unendlich gingen diese Schöpfungen aus gesellschaftlichen Bedürfnissen hervor; und wohl könnte man sagen, daß sie nie entstanden seyn würden, wenn eine ausgebildete Erzaehlung sie erschaffen gemacht hätte. Hatte nicht selbst das alte Rom sein *Capitolium*? und ist man wohl berechtigt, dieses in einem vortheilhafteren Lichte zu betrachten, als in dem einer Befestigung? Daß die Römer keine Gränzfestungen anlegten und verglichen im Hochlande zerstörten, ist erklärt genug, wenn man erwägt, daß sie ein eroberndes Volk waren, das von Unterjochung lebte. Beides als einen Akt der Weisheit geltend zu machen, wie Nicolo Machiavelli es that, ist schwerlich verdient, sobald man zu der Einsicht gelangt ist, daß die Bestimmung der modernen Völker aufs Wesentlichste von der Bestimmung der Römer abweicht, die, nachdem sie der Eroberung entsagt hatten, nur ihrem Verderben entgegen gehen konnten, und sich glücklich geschätzt haben würden, wenn sie dem Eindringen der Barbaren widerständliche Schranken hätten setzen können. Machiavelli's Raisonnement über den Werth der Befestigungen im Allgemeinen hat also einen sehr geringen Werth, oder vielmehr es hat gar keinen.

Wenn nun Machiavelli's Urtheil über Befestigungen einen so lebhaften Eindruck auf die französischen Publisten der Oppositians-Partei gemacht hat, daß sie es zu einer Art von Redensart gegen das Ministerium benutzten: so scheint dies seinen andern Grund zu haben, als daß das,

was der florentinische Staats-Schrift über die Befestigung vollreicher Städte bemerkt, nämlich auf eine ausgezeichnete Weise anwendbar war auf den von dem französischen Ministerium gefassten Gedanken, Paris mit Festen zu umgeben. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gab es auf dem europäischen Continente keine Hauptstadt, deren Bevölkerung sich auf 800,000 Einwohner belaufen hätte; allein die städtische Bevölkerung war wenigstens so weit vorgeschritten, daß jede wesentliche Unterbrechung in einem sehr hohen Grade bedenklich geworden war. Um wie viel mehr mußte im neunzehnten Jahrhundert, bei einer auffallenden Zunahme der Gewerbthätigkeit und der Bevölkerung, abgesehen werden, was eine wesentliche Unterbrechung desselben in sich schloß! Am Tage lag, daß die entgegengesetzten Mittel ihre Anwendung gefunden hatten; daß man also den inneren Theilen der Hauptstadt bei weitem mehr durch Eisenbahnen und andere auf Erleichterung des Verkehrs abzielende Mittel besetzte, als durch Festen und glühende Kugeln. Sehr richtig hat also ein Franzose bemerkt: „es sei nicht im Charakter seiner Landsleute sich hinter den Schild zu verziehen, noch ehe sie den Schimmer einer Pike gesehen hätten; und eben deswegen finden sie es unannehmlich, Paris gegen das Ausland zu besetzen, da dieses sich nicht einzulassen lasse, Festungswerke gegen Paris zu errichten.“

Noch ist Zeit, dies Vortwort zu beendigen und den Leser wissen zu lassen, was Nicolo Machiavelli über den in Rede stehenden Gegenstand zur Sprache gebracht hat. Hier folgt also eine fast vollständige Uebersetzung seiner Entseignünde; denn es hat uns der Mühe werth erschienen, seiner Argumentation die Farbe des sechzehnten Jahrhunderts zu lassen.

„Man muß also in Erwägung ziehen, daß die Festungen gegen den Feind, oder gegen die Untertanen errichtet werden. In dem ersten Falle sind sie nicht nothwendig; in dem zweiten aber sind sie schädlich. Um zunächst zu beweisen, daß sie im zweiten Falle schädlich sind, bemerke ich, daß, wenn ein Fürst sich vor seinen Untertanen und vor der Empörung fürchtet, diese Furcht nur herrschen kann von dem Haß, den seine Untertanen gegen ihn in sich tragen; dieser Haß von seiner Behandlung; diese schlechte Behandlung selbst von dem Verhalten des Fürsten, seinen Staat durch Gewaltthätigkeiten zu erhalten; und eine von den Ursachen, die ihn am stärksten zu dem Glauben bestimmen, daß man sich der Gewalt bedienen könne, besteht gerade darin, daß er Festungen zu seiner Verfügung hat. Da, auf diese Weise, die schlechte Behandlung, diese Quelle des Hasses, getrieben wird aus dem Vorhandenseyn der Festungen entspringt, so sind diese nicht schädlich, als möglich; sie gerade sind es, die am meisten dazu beitragen, deine Milderheit und Gerechtigkeit in Beziehung auf deine Untertanen zu vermehren.“

Außerdem aber bleiben die Festungen weit entfernt, die Sicherheit zu gewähren, die du dir davon versprichst. Alle Mittel der Stärke und Gewalt, welche du anwenden magst, um deine Untertanen zu bewahren, lösen sich neben den besten nachfolgenden in Dunst auf. Habe denn ein gutes Herz in Verwünschung, daß du wider sie ins Feld rücken lassen kannst, wie die Römer es thaten; oder finde das Mittel, sie zu schwächen, sie zu vernichten, sie zu trennen, dergestalt, daß sie sich nicht versammeln können, um dir zu schaden. Denn, wenn du sie aufsaugst, speika-

als arma superant; wenn du sie entdoffest, laror arma
 ministrat; wenn du ihre Häupter hinichsen löst und fern
 schießt, die andern zu unterdrücken, so wachsen die Häup-
 ter, wie die Köpfe der Hydra; wenn du Festungen anlegst,
 so sind sie dir zwar in Friedenszeiten nützlich, sofern sie dir
 den Muth geben, der zu Mißthatungen verleitet, allein
 in Kriegszeitern sind sie dir vollkommen unnütz; denn wenn
 sie zugleich von den Unterthanen und von dem Feinde an-
 gegriffen werden, so leisten sie keinen Widerstand. Und
 wenn sie zu irgend einer Zeit unnütz waren, so sind sie es
 noch mehr in unsrer Zeit, wo die Kraft des Geschüßes
 nicht erlaubt, langeörter lange zu vertheidigen, und wo
 man den verursachten Schaden nicht verbessern kann. Doch
 ich greife die Sache noch näher an. Der Fürst mit seiner
 Festung will dem Volke seiner Stadt einen Bügel anlegen;
 der Fürst oder die Republik einen Bügel dem Volke einer
 eroberten Stadt! Ich wende mich hier an den Fürsten,
 und ich behaupte aus den bereits ausgesprochenen Grün-
 den, diese Festung wird vollkommen unnütz seyn, sofern es
 auf Bügelung des Volles ankommt. Denn gerade diese Fe-
 stung wird ihn lächer und schonungsloser hinsichtlich der
 Unterdrückung machen; diese Unterdrückung wird ihn seinem
 Verderben aussetzen — wird seine Unterthanen so sehr we-
 der ihn ausüben, daß diese Festung, welche die Quelle
 ihres Jammers ist, ihn nicht wider sie zu beschützen vermag.
 Ein weiser und wohlwollender Fürst wird also, wenn er
 gut bleiben und seinen Thron nicht Veranlassung zu Unfä-
 len übermachen will, nicht Festungen bauen; damit seine
 Nachkommen ihre Macht nicht auf Festungen, sondern auf
 die Liebe ihrer Unterthanen gründen.

Wenn der Graf Francesco Sforza, Herzog von Mailand, der in dem Ruf der Weisheit stand, nichts desto weniger in Mailand eine Festung bauen ließ: so sag' ich, daß er gerade hinein keine Weisheit an den Tag legte. Und die Erfahrung hat in der That bewiesen, wie diese Festung für seine Nachkommen eine Ursache des Unglücks und nicht der Sicherheit geworden ist. Denn, während, sie könnten mit dieser Stütze ruhig leben und Bürger und Untertanen ungestraft beleidigen, erlaubten sie sich jede Art von Gewalt, und zwar so sehr, daß, nachdem sie im höchsten Grade verhasst geworden waren, sie ihren Staat auf den ersten Angriff des Feindes einbüßten. Während des Krieges diente diese Festung weder zu ihrer Vertheidigung, noch zu ihrer Hülfe, und während des Friedens hatte sie nicht wenig beigetragen, ihren Abbruch zu thun; denn hätten sie dieselbe nicht gehabt, so würde das geringste Maß von richtiger Verurtheilung sie bestimmt haben, ihre Untertanen mehr zu versöhnen, und alsdenn hätten sie die Gefahr schneller entdecken und sich derselben entgegen stellen können; es war ihnen viel leichter, dem Ungesin der Franzosen mit befreundeten Untertanen ohne den Beistand der Festung zu widerstehen, als wenn zwar die Festung für sie, ihre Untertanen aber ihrer Feinde waren.

Die Festungen dienen dir zu nichts: sie gehen verloren durch den Verrath desjenigen, der sie bewacht, durch die Kraft dessen, der sie angreift, oder durch den Hunger. Weißt du davon Nutzen ziehen, und sie gebrauchen, um deinen verlorenen Staat wieder zu erobern, so bedarf es für dich zunächst eines Heers zum Angriff auf den, der dich verjagt hat; wenn du aber ein hinreichendes Heer hast, so

wirst

niß du deinen Staat wieder an dich nehmen, auch wenn diese Forderung nicht darin angetroffen wäre; du würdest ihn sogar um so leichter wieder an dich nehmen, weil die Bürger, wenn du sie nicht aus einem von der Forderung herrührenden Hochmuth gekränkt hättest, dir besser zugethan seyn würden. Und es hat sich nur allzu sehr gezeigt, wie diese Mailändische Forderung weder dem Kaiser noch dem Franzosen in den Zeiten ihrer Unfälle keinen Beistand geleistet hat, ja, wie sie ihnen dadurch verderblich getoeten ist, daß sie ihnen die Mähte ersparte, durch anständigere und reichlichere Mittel zu regieren.

Als Guido Ubaldino, Herzog von Urbino, ein Sohn Frederigo's, der zu seiner Zeit in dem Ras eines wichtigen Generals stand, aus seinen Staaten durch Kaiser Beaglia, den Sohn Alexanders des Schönen, vertrieben war, und später in Folge eines günstigen Ereignisses dahin zurückkam, ließ er auf der Stelle alle Festungen zerstören, weil er sie als schädlich betrachtete. War er glücklich von seinen Unterthanen, so waren sie in Beziehung auf diese nicht abhülfslos; und die Feinde anlangend, war es ihm unmöglich, sie gegen diese zu vertheidigen, ohne ein Heer und Geld zu suchen. Er entschloß sich daher zur Zerstörung derselben.

Als der Papst die Bentivoglio aus Bologna vertrieben hatte, ließ er in dieser Stadt eine Forderung errichten, und unterdrückte, von dieser aus, durch seinen Kommandanten das Volk. Was geschah? Das Volk empörte sich und die Forderung war in einem Augenblicke genommen. Sie ließen also ihrem Herrn keinen Dienst, und schädete ihm um so mehr, als er, wenn er sich anders bewegen hätte, in Bologna sein Geheiß gefunden haben würde.

Niccolò di Castello, Vater der Whelli, war kaum in ein Vaterland, aus welchem man ihn verbannt hatte, zurückgekehrt, als er sogleich zwei Festungen, welche Eignuß der Wirtte daselbst hatte erbauen lassen, besah, wobei er von dem Schatzen ausging, daß nicht die Festungen, wohl aber das Wohlwollen seines Volkes ihn in seinen Staaten aufrecht erhalten könne.

Doch das mußte Beispiel, und dabei das merkwürdigste, weil es zugleich die Unmöglichkeit der Festungen und die Möglichkeit ihrer Eroberung beweiset, ist dasjenige, das Genoa uns vor kurzer Zeit gegeben hat. Ein jeder weiß, daß, als Genoa sich im Jahre 1507 gegen Ludwig den Zwölften, König von Frankreich, empört hatte, dieser in eigener Person an der Spitze seiner ganzen Heereshmacht erschien, um es wieder zu erobern, und teile, nachdem ihm dies gelungen war, er daselbst eine Festung bauen ließ, die stärkste, die man je gesehen hat: sie war unerschütterlich, sowohl durch ihre Lage, als durch viele andere Umstände; angelegt auf dem Gipfel eines Hügel, den die Genueser *Castello* nennen und der sich bis ans Meer ausdehnt, diente sie, den Hafen nach dessen ganzem Umfange und einen guten Theil des Platzes zu beschützen. Doch, als ein wenig später (im Jahre 1512) die Franzosen aus Italien vertrieben waren, empörte sich Genoa von neuem, trotz der Festung; und diese Festung, nachdem sie eine Belagerung von sechszehn Monaten ausgehalten hatte, ergab sich aus Hunger an Ottaviano Fregoso, welcher sich an die Spitze der genuesischen Regierung gestellt hatte. Jeder glaubt damals, und viele rühmen sogar dazu, daß Ottaviano sie behaupten möchte, um sich, in ebenlichem Falle, behin zu

nicht-pulschen; doch dieser, ein kluger Mann, der sehr wohl mußte, daß nicht Festungen, sondern nur der Wille des Volkes die Fürsten in ihrem Staaten aufrecht erhält, ließ sie schleifen. Und nachdem er so seine Herrschaft, nicht auf Festungen, sondern auf seine Weisheit und Tugend gegründet hatte, hat er sie bewahet und bewahet sie bis zur Stunde. Und während ehemals tausend Verräther genug war, um in dem gemeinlichen Staat eine Revolution zu Wege zu bringen, sind seine Feinde mit 10,000 Mann gegen ihn angegriffen und haben nichts wider ihn vermocht. Man ersieht also aus diesem Beispiele, wie Ottaviano, ohne sich im Mindesten zu schaden, die Festung schleifen lassen konnte; und man ersieht daraus zugleich, wie der König von Frankreich sie errichten lassen konnte, ohne den mindesten Vortheil davon zu haben; denn, als er im Stande war, mit einem Heere nach Italien zu gehen und Genua zu nehmen, hatte er keine Festung; und als er eine solche hatte, genügte sie ihm nicht das Mittel, mit einem Heere nach Italien zurückzukehren und die Stadt noch einmal zu nehmen. Für den König war der Festungsbau ein Gegenstand des Aufwandes, und ihr Verlust eine Schmach; für Ottaviano ein Nutzen, sie zu erheben, und eine Wohlthat, sie zu zerstören."

So Niccolò Machiavelli über Befestigungen zum Schutze der Regierung.

U e b e r

die Versuche einer Klassifikation
des menschlichen Geschlechtes.

Im acht und vierzigsten Bande dieser Zeitschrift haben wir unsern Lesern Kunde gegeben von einem Wissenschaften-Verein, der sich in Großbritannien nach dem Muster der jährlichen Zusammenkünfte deutscher Naturforscher und Ärzte gebildet hat. Der erste Zusammentritt jenes Vereins erfolgte zu York unter den Auspicien der Lords Milton und Morpeth; und die Herren David Brewster, John Dalton, Conybeare, Sir Thomas Brisbane, William Hutton, William Scoresby und Lindley konnten als die ersten Glieder dieser Versammlung betrachtet werden; denn ihre Namen gehören der ganzen europäischen Welt an. Bei seinem zweiten Zusammentritt in Oxford beschloß dieser Verein, „daß öffentliche Berichte erstattet werden sollten über die, in den verschiedenen Zweigen der menschlichen Erkenntniß gemachten Fortschritte.“ Solche Berichte sind erschienen: vom Herrn Hiry in Bezug auf Astronomie; vom Herrn Conybeare in Bezug auf Geologie; vom Herrn Brewster in Bezug auf Optik; vom Herrn Whewell in Bezug auf Mineralogie; vom Herrn Prichard in Bezug auf Ethnologie.

Wir vernehmen verläufig bei dem Herrn, um daraus

einige Anträge zu liefern, von welchen wir bei uns selbst annehmen, daß sie unsern Besern Unterhaltung und Belehrung zugleich getadren werden.

Herr Prichard hat in seinem Werke versucht, die Resultate zusammen zu fassen, zu welchen man über die Geschichte der Menschheit gelangt ist, seitdem die gewöhnliche Bahn der historischen Ueberlieferung sich erweitert hat unter dem Einflusse jener andern Art von Ueberlieferung, bezeichuet durch Anatomie und durch Philologie. Hinzugefügt hat er einen kritischen Ueberblick der Versuche, die man gemacht hat, das menschliche Geschlecht in unterschiedne Klassen zu theilen, entweder nach den Charakteren der Sprachen, oder nach denen der Körpergestaltung. Nachdem nun der Verfasser begonnen hat mit einer Prüfung der Hülfsquellen, welche die Wissenschaft für Nachforschungen dieser Art geliefert, gelangt er endlich zu dem, was die Philologie angeht.

Uebersicht der philologischen Forschungen, welche angestellt sind, um die Verwandtschaft oder die Verschiedenheit der Sprachen auszumitteln.

In ihrer Anwendung auf die Feststellung der Beziehungen, welche unter den verschiedenen Stämmen der Menschheit vorhanden seyn können, schreibt sich die Philologie aus einer ruhmvollen Epoche in die Geschichte neuerer Entdeckungen hin. Mit diesem philosophischen Charakter tritt sie zuerst in das allgemeine Bewußtseyn hervor, denn es befand sich zuerst gelang, den Urdast zu erschaffen, und dessen Name von der dankbaren Nachwelt mit so großem Rechte

vertheilt worden ist. Während dieser große Mann neue Konstellationen und neue Systeme beobachtete, suchte sein Schüler Pigafetta die Mund, die verschiedenen Dialekte der neuen Menschen-Rassen, welche diese Weise zum ersten Male kennen lehrte, verständlich und vergleichbar zu machen. Er war es, welcher zuerst das Verfahren in Gang brachte, Wörterbücher zu bilden, die bestimmt waren, Preben zu liefern von den Sprachen, welche auf den über der Oberfläche des großen Ozeans ausgestreuten Inseln getrieben wurden. Sein Beispiel, von spätem Erfolge begleitet, hat, nach und nach, zu den wichtigsten Ergebnissen geführt. Die Stämme der Eingekerkerten, welche man in einigen entlegenen Archipeln der Südsee antraf, betrachteten sich als entsprossen von der Sonne, oder von dem Monde, oder auch von dem Boden ihrer Insel selbst; nichts wagten sie von dem Daseyn der übrigen Zweige des menschlichen Geschlechtes; das ganze Universum, die ganze Sphäre ihres Lebens schloß sich ab in den Schranken ihrer eignen Insel, oder ihrer unvollkommenen Schiffsfahrt. Dergestalt schloß es nicht an Schriftsteller, welche vertrauensvoll behaupten, daß diese menschlichen Stämme, gleich den Kelos- und den Confrachtblüthen, welche sie erndeten, das natürliche Produkt ihres vulkanischen Bodens wären. Und ganz geistlich wäre diese Meinung nochenscheinend gewesen, wenn Untersuchungen über den Bau und die Verwandtschaft der Sprachen sie nicht bekräftigen hätten; denn bis zur Evidenz wurde durch den Charakter der Idiome erreicht, daß diese Insular-Stämme wirklich mit einander verbunden und sammtlich von einem und demselben Mittelpunkte ausgegangen waren.

Im Jahre 1655 wurde der erste allgemeine Versuch einer Linguaſtil bekannt gemacht in dem Wörterbude des gelehrten Conrad Geſner. Allein man muß dieſe Arbeit wohl als eine alſo frühzeitige Geburt betrachten; denn die Hülfquellen, die man ſich in jener Zeit verſchaffen konnte, erlaubten noch keinen umfaſſenden Uml. Der Wörterbude von Börling und Vater, welcher gute 130 Jahre ſpäter erſchien, iſt der letzte allgemeine Verſuch, welcher über die Sprachen bekannt geworden iſt. Doch ſeit dieſer Zeit ſind mehrer beſondere Abtheilungen des weiten Feldes der Philologie angebauet worden, und zwar mit großem Erfolge, ſowohl von vereinzeltm Männern, als von gelehrten Geſellſchaften.

Durch Herrn J. Klaproth iſt ein helles Licht verbreitet worden über die aſiatiſchen Sprachen, über ihre Verwandtſchaften und ihre Verbindungen; denn dieſer Gelehrte hat auf ſeinem Reiſen im Kaukaſus, in Sibirien und in den verſchiedenen Provinzen des ruffiſchen Reichs, welche an China gränzen, die mannichfaltigſten Belehrungen gewonnen. Mit einer hinreichenden Kenntniß der chineſiſchen und der mongoliſchen Sprache ausgerüſtet, iſt er im Stande geſehen, großen Vortheil zu ziehen von den Aufzeichnungen, welche man in den chineſiſchen Analen und den Kompilationen antrifft. Die Haupt-Reſultate ſeiner Arbeiten ſind niedergelegt in ſeinem großen Werke, das den Titel *Asia Polyglotta* führt, und dieſem iſt ein Sprachen-Atlas beigelegt, welcher vergleichende Vocabularien enthält. Ueber die Wörter, welche Wirtha bezeichnen, ſind durch den Dehner Sechen zahlreiche Aufſchlüſſe gegeben. Nicht mit den geographiſchen Entdeckungen, welche dieſer Reiſende in

Waldina gemacht hat, dessen östliche Theile von ihm zuerst besucht worden sind, beschäftigen wir uns hier. Die Hauptbühne seiner Nachforschungen ist Afrika gewesen, wo er sich lange aufgehalten hat, um Vocabularien, so wie historische und geographische Aufschlüsse von allen dem Einsichtsvollen zu sammeln, die er Gelegenheit hatte unter diesen nothwendigen Reisen anzutreffen. Was von seinen Papieren Europa erreicht hat, ist dem Professor Vater zu Königsberg überliefert und in der „monatlichen Correspondenz“ des Herrn von Jach bekannt gemacht worden. Nur einen Augenblick verweilen wir mit unserer Aufmerksamkeit bei einem der Punkte, die sich auf die afrikanische Ethnographie beziehen: eine Kenntniß, welche durch ihn so sehr vervollständigt ist. Der Ursprung der Fellelsche, d. h. rethen oder kupfernen Rasse, welche, in neuerer Zeit, ihre Eroberungen über die übrigen Negor-Völker so weit ausgedehnt hat, wurde, als dies Volk bekannt zu werden angefangen hatte, der Gegenstand vieler Vermuthungen und Ungewissheiten. Gegenwärtig ist erwiesen, daß die Fellelsche ein Zweig der Rasse sind, welche, seit mehreren Jahrhunderten, die hohen Länder bewohnt, wo die Gambia und der Rio-Verde ihre Quellen haben, und welche bereits von mehreren Reisenden in ihrer hochgelegenen Hauptstadt Terabo besucht ist. Dies sind die Fellelsche englischer Reisenden, und die rethen Hüter des Herrn Meilum. Siegen hat ein Vocabularium der Fellelsche-Sprache angefertigt, welche zu Königsberg in dem „Archiv für Philosophie“ bekannt gemacht ist; und das Vocabularium hat zur Entscheidung des wahren Ursprungs dieses Volks geführt.

Was die amerikanischen Sprachen betrifft, welche be-

lammlich sehr zahlreich und in ihrem Gan sehr verwickelt sind, so sind von Hervas darüber zahlreiche Aufschlüsse gegeben; und diese sind eben so sehr das Resultat seiner eignen Nachforschungen, wie der der übrigen Gelehrten. Herr von Humboldt hat aus America eine reiche Sammlung von Vocabularien, von Wörterbüchern, von Madachschriften und andern Büchern mitgebracht, welche, in den verschiedenen Abtheilungen dieses Reichthums, zum Gebrauch der eingebohrnen Salome von katholischen Missionären angefertigt waren. Alle diese Werke sind dem Professor Wern, dem Hofrath des Reichthums, übergeben worden. Seit der Bekanntmachung dieser Arbeit hat der Geschichts-Ausschuß der philosophischen Gesellschaft in den vereinigten Staaten seine Aufmerksamkeit dem Studium der Sprachen und der Geschichte der amerikanischen Eingebornen gewidmet; und die Namen Hervas, Humboldt und Dupont de Nemours müssen sehr hoch gehalten werden in der Liste derer, welche zur Ausbildung dieses Reichthums menschlicher Erkenntniß am meisten beigetragen haben.

Haupt-Resultate dieser Forschungen in Bezug auf die Geschichte der Sprachen.

1) Es scheint, daß die Zahl der wirklich von einander verschiedenen menschlichen Idiome sehr beträchtlich sei, weit beträchtlicher sogar, als sehr viele Gelehrten es öfters angenommen haben. Herr Jefferson, Präsident der vereinigten Staaten, war geneigt, aus der überausen Zahl der in America vorhandenen ganz verschiedenen Sprachen, so wie aus der vergleichungsweise geringeren Zahl derjenigen, welche

in der alten Welt gestel werden, die Behauptung behaupten, daß Amerika das am längsten bewohnte Festland sei. Ohne Zweifel ist man berechtigt zu der Forderung, daß eine Meinung dieser Art durch bündigere Beweise unterstützt werde; bei dem Wen ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß eine ungeheure Mannichfaltigkeit von Sprachen in Amerika in Gebrauch ist. Nach Hervas, welcher sich auf die ihm von Koxe gemachten Mittheilungen bezieht, werden in Amerika, d. h. in den verschiedenen Abtheilungen dieses großen Festlandes, 1300 merklieh von einander verschiedene Sprachen geredet. Nach Deltor Serzen erhebt sich die Zahl der in Afrika geredeten wesentlich verschiedenen Sprachen auf 100 oder 150. Sind diese Angaben zuverlässig, so können wir, ohne der Wahrsheit im Mindesten zu nahe zu treten, die wahrscheinliche Zahl der auf dem ganzen Erdball geredeten Sprachen auf nicht weniger als 2000 anschätzen.

2) Man kann bemerkt bemerken, daß eine Vergleichung der verschiedenen Sprachen unter denselben zwei Arten von sehr unterschiednen Verhältnissen wahnscheinlich läßt, und die eine dieser Verhältnissen durch Verwandtschaft, die andere durch Analogie bezeichnen. Hier folgen einige Beispiele:

Die Verwandtschafts-Verhütung, oder, wie deutsche Sprachkünstler es auszudrücken pflegen, die Stammverwandtschaft, besteht unter Völkern, welche in ihrem Elementen oder Wurzeln eine, allen gemeinschaftliche große Personifikation, und zu gleicher Zeit in ihrem grammatischen Bau eine allgemeine Ähnlichkeit haben. Nationen, deren Völkern diese Art von Verwandtschaft haben, betrachtet man

gründlich als verbunden gewesen in ihrem Ursprunge. Gruppen von Idiomen, unter welchen man diese Beziehungen bemerkt, werden Sprachfamilien genannt.

Eine sehr charakterisirte Familie von Sprachen ist diejenige, welche die Dialekte in sich begreift, die man mit einem Gesammtnamen das Semitische nennt. Zu diesem gehören sich das Hebräische, das Chaldäische, das Arabische oder Syrische, und das Berg oder Amharische.

Eine andere Familie von Sprachen ist die indisch-europäische Familie, welche verschiedene Dialekte Europas und Asiens in sich faßt, deren große Verwandtschaft betrachtet wird als ein hinreichender Beweis für die ursprüngliche Verwandtschaft dieser seit sehr langer Zeit von einander getrennten Völker. Ganz vergänglich in diesem letzten Jahre ist die enge Verwandtschaft dieser Klasse von Sprachen noch und noch entdeckt werden. Sie bilden eine sehr ausgedehnte Gruppe, welche in sich schließt: 1) das Sanskrit und alle seine Dialekte in Indien; 2) das alte Zend, oder die alte medisch-persische Sprache mit allen in Persien und Armenien gegenwärtig üblichen Idiomen; 3) das Griechische, das Lateinische und alle Dialekte, welche daraus entstanden sind; 4) das Slawonische, als Stamm des Russischen, Polnischen und Böhmischen; 5) die romanischen Sprachen; 6) die keltischen Dialekte, welche wahrscheinlich derselben Familie angehören, obwohl man über diesen Punkt noch streitig ist.

Folgendes darf hinsichtlich der Analogie bemerkt werden.

Wiele, gänzlich von einander verschiedene Sprachen, d. h. solche, die ganz verschiedene Melabulation und wenige and

fast gar keine Wörter gemein haben, bieten gleichwohl in ihrem grammatischen Bau eine auffallende Ähnlichkeit dar. Diese Ähnlichkeit kann nur bezeichnet werden durch das Wort *Analogie*; die Sprachen selbst aber können nicht betrachtet werden als zu derselben Familie gehörig: sie konstituiren besondere Klassen von Sprachen. Hier folgen einige Beispiele.

Eine sehr deutlich charakterisirte Klasse von Sprachen ist die derjenigen Sprachen, die man *einsyllbig* nennt. In dieser Klasse sind die Worte einsyllbig, indem sie enden, ohne besondere Endungen zu haben, und um ihre wechselsitigen Beziehungen auszudrücken, kein anderes Mittel besitzen, als die bestimmte Intonation. Idiome dieser Beschaffenheit sind im Gebrauch bei den Chinesen, den Tibetern, den Birmannern, den Kochinchinesen, den Siamesen und fast bei allen Völkern, welche jenseit der indischen Halbinsel wohnen. Diese verschiedenen Sprachen sind außerdem durchaus von einander verschieden: die Benennungen der Zahlen, die geordneten und unordneten Elemente der Rede wechseln von dem einen zur andern.

Eine andere Klasse besteht aus Sprachen, die man *polysynthetische* nennt. Sie sind zusammengesetzt aus langen vielstimmigen Wörtern, welche von versinnlichten und ausgedehnten Inflectionen, Reden überfließen und eine fast unendliche Mannichfaltigkeit von Endungen und Structur-Veränderungen zulassen; diese Mannichfaltigkeiten in Wort und Endung sind bestimmt, die zahlreichen Bedeutungsarten auszudrücken, welche die ursprüngliche Idee, für die das Wort ursprünglich geschaffen war, erfassen konnte. In dieser sehr charakteristischen Klasse von Sprachen gehören die

Idiome Amerikas, angetrachen von dem der Celts bis zu denen der Hottentoten des Heurlandes.

Wir wollen diesem, auf die philologischen Forschungen bezüglichen Abschnitt mit einer Bemerkung beschließen, von welcher sich weiter unten mehr Anwendungen machen lassen werden. Sie besteht darin, daß, obgleich man nicht berechtigt ist zu der positiven Folgerung, daß alle die Völker, deren Sprachen derselben Klasse angehören, von einer Race seien (wie z. B. die Völker der neuen Welt, deren Sprachen durch die Analogie, nicht durch Verwandtschaft verbunden sind) es gleichwohl unmöglich ist, dergleichen Völker nicht als solche zu betrachten, welche weit insofern mit einander verknüpft sind, als dergleichen, deren Idiome verschiedenen Klassen angehören. Es läßt sich sogar behaupten, daß das Bestreben, solche Nationen, deren Idiome verschiedenen Klassen angehören, in eine und dieselbe Race oder Abkunft zusammen zu fassen, etwas durchaus Willkürliches und ganz Unwahrscheinliches seyn würde. Dieser Irrthum wider z. B. der Gedanke, einige amerikanischen Nationen, deren Idiome polysynthetisch sind, in denselben Stamm zu bringen, zu welchen Nationen gehören, deren Sprachen monosynthetisch sind.

Diese Uebersicht von den Fortschritten philologischer Erkenntniß, so wie die Meinung, welche man daraus über die Beschaffenheit dieser Erkenntniß und deren Entwicklung schöpfen kann, berechtigen zu der Folgerung, daß dies wirklich eine Wissenschaft sei, die gleich sorgfältig von demjenigen angebahnt werden muß, welcher die Geschichte und die Verbindungen der Nationen oder der verschiedenen Menschen-Rassen aufklären wollen. Man darf daraus auch schlie-

ßen, daß die Folgerungen, zu welchen man auf andern Wegen gelangen kann, z. B. durch anatomische oder physiologische Forschungen, sehr vielen Irrthümern ausgesetzt seyn würden, wofür man sie nicht durch ihre Vergleichung mit philologischen Ergebnissen sicher zu stellen suchte. Unverachtet dieser soß handgreiflichen Thatsache, werden wir nunmehr sehen, daß die populärsten Systeme über die Geschichte des menschlichen Geschlechts und die Klassifikationen der Völker, nicht bloß auf Vorurtheile gebaut sind, die sich aufs Wesentlichste von denen unterscheiden, welche von der Verwandtschaft der Sprachen abhängen, sondern auch wahrnehmen, daß sie mit den nöthigsten Folgerungen, die man aus dieser Quelle der Erkenntniß herleitet, in Widerspruch stehen.

Ueß auf die Versuche, welche gemacht sind, das menschliche Geschlecht nach physischen Charakteren zu klassifiziren.

Weniger von denen, welche in neuerer Zeit über die Geschichte des Menschen zu schreiben gewagt haben, sind in die Versuchung gerathen, das menschliche Geschlecht in verschiedene Klassen zu sondern, die sich von einander unterscheiden durch Besonderheiten in der Form, in dem Bau und in der Farbe des Körpers. Die Mannichfaltigkeiten der Form sind im Allgemeinen betrachtet worden als solche, die ein weit sichereres Fundament geben, als die Mannichfaltigkeiten der Hautfarbe; und seitdem es anerkannt worden ist, daß in der Form der Menschheit National-Unterschiedenheiten Statt finden, ist im Allgemeinen

dieser Unstaud als etwas aufgestellt werden, daß die wichtigsten Unterschiede und zugleich diejenigen gewährt, die sich am meisten zu einer Vergleichung und zu einer Klassifikation gebrauchen lassen. Mehr Schrifsteller, französische sowohl als deutsche, weichen von einander ab hinsichtlich der Zahl der von ihnen angenommenen Rassen; doch das am Allgemeinen angenommene System führt den Namen Cuvier's, obgleich dieser berühmte Mann es nicht zuerst so setzen hat.

Der erste Bestand einer dreifachen, auf die Form des Schädels gegründeten Einteilung rührt von Camper her. Er unterschied, nach seinen Beobachtungen, den Gesichtswinkel in einen europäischn, einen kalmanischen und einen afrikanischen. Nach dem Zeugniß Cuvier's gebührt ihm auch eine noch reichhaltigere Ansicht von der Verschiedenheit der Form des menschlichen Schädels; denn in Romanetten, welche nicht öffentlich bekannt geworden sind, bemerkte er den Unterschied der Völker, welche unter den drei Klassen der so eben gedachten Menschheit Statt findet, und stellte fest, daß der Schädel des Kalmanen die größte Breite, der des Europäers die mittlere Breite und der des Negers die kleinste habe.

Bei dem Allen gab es nirgends Beobachtungs- und Vergleichungs-Mittel, welche zu sicheren Folgerungen über die Form des menschlichen Schädels ausgereicht hätten, bis Blumenbach seine bewundernswürdige Schädelsammlung angenommen hatte. Er selbst hat, zu verschiedenen Epochen, die Resultate der von ihm so lange fortgesetzten Studien bekannt gemacht.

Blumenbach unterscheidet zunächst drei Hauptverschie-

besitzen in der Form des menschlichen Schädels: die Ei-
 Form, welche die der Europäer ist; die enge und zu-
 sammengedrückte Form, die den Negern angehört; und
 die breite Form mit hervorspringenden Backen-
 knochen, welche die der Kalmücken und Mongolen ist.
 Unglücklicherweise schöpfte Blumenbach, anstatt diese Ver-
 schiedenheiten der Schädel nach ihrer charakteristischen Form
 zu bezeichnen, ihre Benennungen in den Namen der Völ-
 ker, worin sie sich am sichersten darstellen, oder in dem
 Namen der Gegenden, aus denen, seiner Voraussetzung
 nach, diese Völker herstammten. So ist die nach vorn zu
 breite Form die mongolische, die zusammengedrückte die
 äthiopische oder afrikanische, und endlich die Ei-Form
 die kaukasische genannt worden. Das Unangemessene die-
 ser Benennungen hat zu der Hypothese geführt, daß diese
 drei Verschiedenheiten in der Form charakteristisch seien für
 drei verschiedene Rassen des menschlichen Geschlechtes. Dies
 war zwar nicht die Meinung Blumenbach's; doch scheint
 es die Meinung Cuvier's gewesen zu seyn, der in seinem
 „Thierreich“ und in anderen seiner Werke die Benennun-
 gen und Klassifikationen Blumenbach's angenommen hat.
 Cuvier stützend auf die Unterschiede physischer Charaktere, welche
 er gleichwohl nicht für ausreichend hält für die Bestimmung
 der Arten, beschloß Cuvier im Vorschlag, das menschliche Ge-
 schlecht in drei verschiedene Rassen einzutheilen. Die eine
 dieser Rassen hat, nach seiner Voraussetzung, ihren Ursprung
 im Asien, und von hier aus haben ihrer Zweige sich über
 Afrika ausgebreitet; sie konstituiert die afrikanischen Völker
 mit engen Schädel und welligtem Haupthaar. Allein es
 giebt auch in anderen Bequater-Gegenden und außerhalb
 Afri-

Afrikaner Menschenstämme, welche welligtes Haupthaar haben, schwarz sind, wie die Neger Guinea's, und diesen gleichkommen in dem Ganzen der Gesichtsbildung; solche sind die schwarzen Völken, welche die Gebirge hinter Malacca bewohnen, die Papus von Neu-Guinea und den meisten großen Inseln des indischen Archipels; die Eingebornen von Malacca und einigen andern Inseln des stillen Ozean. Erst man als Präsupp auf, daß die Rassen durch physische Analogien konstituiert werden, so muß man zugeben, daß diese Stämme zu derselben Rasse gehören, welche die afrikanischen Neger bilden. Auch ist Casier, um die Gegenwart der Venezierer in den so eben gedachten Ländern zu erklären, geneigt, seine Zusuche zu einer Hypothese zu nehmen, nämlich zu der Hypothese, daß einige Neger Afrikanisch sich in den stillen Ozean vertrieben haben. Eine große Menschen-Rasse in seinem System ist die der Mongolen und Kalmücken, deren Ursprung er in den großen Altai verlegt. Seine letzte Abtheilung, welche die Menschen mit eiförmigem und symmetrischem Schädel begreift, soll ebenfalls ihren Ursprung im Kaukasus genommen haben und wird demgemäß die kaukasische genannt.

Betrachtet man die Art und Weise, wie die Nationen in diesen drei Abtheilungen vertheilt und vergesellschaftet sind: so stößt man auf mehrer Thatsachen, die zu Anomalien für diejenigen werden, welche über die Verwandtschaft der Rassen nach der Verwandtschaft ihrer Sprachen urtheilen. Unser erstes Beispiel wollen wir hernehmen von der Anordnung der Stämme, welche Casier als der mongolischen Rasse angehörig betrachtet. Hier folgen seine Worte:

„Im Osten des tartarischen Zwizes der kaukasischen

Raße (d. h. im Wecken des kaspischen Meeres) findet sich der Anfang der mongolischen Raße, welche von da bis zum östlichen Ozean vorherrscht. Ihrer noch nomadisirenden Zweige, die Kalmücken und die Kasses, durchstreifen die große Ebene. Terämal, unter Hülla, unter Bengis und unter Lamechan, tragen ihre Vorfahren den Ehrennamen ihres Stammes in die Ferne. Die Chinesen sind der am frühesten civilisirte Zweig, nicht bloß dieser Raße, sondern auch aller bekannten Nationen. Ein dritter Zweig, die Mandschus, hat China erobert und regiert es noch gegenwärtig. Die Japaner, die Koräer und mehrere Horden, welche sich unter russischer Herrschaft im Nord-Osten Sibiriens ausbreiteten, gehören großen Theils zu diesem Stamm. Mit Ausnahme einiger chinesischen Völkerschaften, ist die ganz mongolische Raße dem Kultus des Ho unterworfen."

Hier werden zwei Klassen von Völkern, welche sich in allen Punkten, wodurch Nationen Unterschiede darbieten können, aufs Schärfste und Wechselwärtigste von einander unterschieden, identifizirt und als Zweige eines Stammes betrachtet; und zwar aus keinem andern Grunde, als weil sich ein gewisser Grad von Ähnlichkeit in der Form ihres Schädels darbietet. Die Mongolen und die Kalmücken sind Nomaden, und Hüten-Stämme, welche die Hochsteppen des nördlichen Asiens durchziehen und auf ihren Wagen und unter beweglichem Zeltet noch eben so leben, wie ihre Vorfahren zur Zeit des Nestor; sie sind unfähig, ihre Bewohnerschaften gegen die der sesshaften und ackerbauenden Völker auszutauschen. Sie bilden nur eine einzige Nation, dies Wort in seinem strengsten Sinne genommen; und alle haben nur eine einzige Sprache, welche in ihrem Bau viel-

stimmig ist und in Substantiven und Verben Flexionen und Conjugationen zuläßt. Auf der andern Seite die Chinesen: ein Volk, bekannt, berühmt möchte man sagen, wegen der Stabilität, Einformigkeit und Unveränderlichkeit seiner Wohnsitze. Ihre historische Ueberlieferungen stellen sie dar als ein Volk, das seit den frühesten Zeiten abgeändert gelehrt hat; sie sprechen zugleich von ihren unermüdbaren Feindschaften mit den nomadischen Mongolen, welche gerade das Volk sind, das sie von ihren Erträgen ausschließen wollten, als sie die berühmte und sehr alte Mauer aufführten, welche sie absondert. Die Chinesen und die indischen Chinesen besitzen, wie wir bereits bemerkt haben, eine ganze Klasse von Sprachen, welche eine der aller merkwürdigsten Beispiele einer Gruppe von sehr verschiedenen und von allen übrigen abweichenden Idiomen darbietet. Ihnen gehören die monosyllabischen Sprachen an, welche aus einsyllbigen Worten bestehen, die keine Modifikation und Veränderung zulassen, und die, um die verschiedenen Bezeichnungen der Worte unter sich auszudrücken, nur International- und Juris-Positionen's-Veränderungen gestatten. Ehe wir uns also der Hypothese unterwerfen, welche diese Völker als von einander abstammend darstellt, müssen wir uns entschließen, der Evidenz zu entsagen, welche diese Frage ausfüllt, sobald man von der physischen Beschaffenheit abstrahirt, die, wenn wir uns nicht täuschen, einer ganz andern Erklärung empfänglich ist.

Der einzige andere Zusammenhang, welcher zwischen dem chinesischen Volke und den Mongolen angetroffen wird, besteht darin, daß beide Aindaw des Ja sind. Dies darf jedoch, wenn es Wahrheit gilt, nicht als ein Argument

zu Gunsten der Einheit ihrer Abkunft betrachtet werden. Die Religion Buddha's oder Fo's, wie man sie in China nennt, ist bekannt als eine, welche ihren Ursprung in Indien erhalten hat, und zwar unter den Hindu, welche zu derjenigen Abtheilung gehören, die Casimir Kaufmann nennt. Diese Religion, welche seit den frühesten Zeiten in Tibet war, hat sich von da nach China verbreitet, wo sie im Grunde nur eine von den jehudischen Glaubens-Systemen bildet, die in diesem Lande gehen. Als in dem Mongolen hat sie sich erst im vorletzten Jahrhundert fortgepflanzt. Dies dürfte also wohl nicht ein besonderer und wesentlicher Charakter mongolischer Abkunft seyn.

Vieles Schriftsteller haben für gut befunden, die eingebornen Stämme America's der mongolischen Rasse zuzugesehn. Dabei hat sich dazu nicht bequemen wollen; als kein ausgezeichnete Naturforscher (die Herren von Seib und Martin) welche vor einigen Jahren das südliche America besucht haben, sind erstaunt über die große Ähnlichkeit, welche Statt findet zwischen der Schädel-Form der Chinesen und der Schädel-Form amerikanischer Stämme in Brasilien. Vieles Stämme haben Züge, welche denen der mongolischen Rasse näher kommen, als denen der nordamerikanischen Völker; und müßte man die Nothwendigkeit der auf das Princip physischer Eigenthümlichkeiten gegründeten Klassifikationen anerkennen, so würde es sehr schwer fallen, eine genaue Demarcations-Linie zwischen den eingebornen Stämmen America's und der Völker-Gruppe aufzufinden, welche von Casimir als mongolische Rasse bezeichnet wird. Wenn die dreifache Einteilung der Hirschkädel gelten soll, so müßten die Schädel der amerikanischen Völker nothwendig auf

die mongolische Rasse bezogen werden. Wir gelangen alsdann zu einer beträchtlichen Ausdehnung dieser Familie, welche auf diese Weise außerhalb der Gelben Erde eine wichtige Völler-Gruppe in sich schließt, deren Sprachen, obgleich zahlreich, ein Ganzes von gemeinschaftlichen Charakteren tragen; wohl zu merken, daß diese gemeinschaftlichen Charaktere hauptsächlich das Ungelächte derjenigen Charaktere sind, welche die chinesische und die indisch-chinesische Sprachen von allen übrigen unterscheiden. Diese sind einsyllbig und wenig beweglich, die amerikanischen hingegen haben, wie wir bereits bemerken, einen Ueberfluß an verlängerten Polysyllaben, und in ihren Inflections-Moden sind sie verfeinert und bearbeitet, und lassen eine fast unendliche Mannichfaltigkeit von Endungen und Verbindungen zu. Als Sprach-Klasse haben sie die Benennung der polysynthetischen erhalten.

Die Malaien, ein Volk, dessen erster Aufenthalt, oder vielmehr, dessen früherer bekannter Aufenthalt, sich auf der Insel Sumatra findet, und von welchem, wie es scheint, alle polynesischen Stämme des Süd-Meeres abstammen, nähern sich diesem Ursprünge mehr, als jede andere Nation; und wenn sie auf eine von den drei Theilungen bezogen werden müssen, so kann dies nur die mongolische Theilung seyn. Die Geschichte dieser Stämme stellt mehrere physische Phänomene ins Licht, die sich in dem Fundamentalsystem, worauf das ganze Gerüst der dreifachen Abtheilung beruht, vollkommen entgegen stehen. Wirklich giebt es, heut zu Tage, mehr Gründe, welche zu dem Gedanken hinführen, daß einige von den Stämmen der Inseln Polynesiens sich auf eine bemerkenswerthe Weise von den physis-

schon Charakteren getrennt haben, die in dem Stamme, von welchem sie ausgegangen sind, am meisten vorherrschen. Unter den Bewohnern der Gesellschaft. Jetzt hat man Individuen von weißer und sanguinischer Lebensbeschaffenheit angetroffen, und die Bewohner der Karäen diesen zu den Weißen von den feinsten Rassen gerechnet worden; ihre Schädel haben die Ei-Form, oder, dem hingedachten Ausdruck gemäß, die kaukasische Form. Wir dürfen also aus allem Diesem schließen, daß die Abtheilung des menschlichen Geschlechts, welche die mongolische Rasse genannt wird, verschiedene Gruppen oder Klassen von Völkernschaften in sich schließt, welche von einander geschieden sind durch die kleinsten und unvertilgbaren Charaktere, die man bis jetzt unter denen kennen gelernt hat, welche die verschiedenen Familien des menschlichen Geschlechts sondern; und diese Gruppen sind durch keinen andern Umstand vergesellschaftet, als durch die Uebereinstimmung ihrer physischen Charaktere, welcher selbst den geistigen Veränderungen unterworfen ist.

Wir gelangen jetzt zur kaukasischen Rasse Eurasien; und es giebt darüber folgende Auskunft:

„Der Stamm, aus welchem wir entsprossen sind, ist kaukasische Rasse genannt worden, weil die Ueberlieferungen und die Abstammung der Völker ihn auf jene Schlingengruppe zu beziehen scheinen, welche zwischen dem Caspischen und dem schwarzen Meere gelegen ist.“ Er bemerkt hierauf, „daß die Hauptzweige der kaukasischen Rasse durch die Analogie ihrer Sprachen unterschieden werden können.“ Er wendet demnach in das Gebiet der philologischen Forschungen, und von jetzt an ist es von aufnehmender Wichtig-

heit, die Grundlage, auf welche er seine Folgerungen stützt, ihrer Festigkeit noch zu erforschen. Die Zwölge der kausatischen Rasse werden auf folgende Weise unterschieden: — „Der aramäische oder syrische Zwölge hat sich nach Süden gewendet; er hat hervorgebracht die Assyrer, die Chaldäer, die Araber, welche nie begrenzt wurden, und nach Mesopotamien im Begriff standen, die Herrn der Welt zu werden; ferner die Phönizier, die Juden, die Ägyptier, Kolonien der Araber.“ „Es ist sehr wahrscheinlich,“ fügt er noch hinzu, „daß die Ägyptier derselben Abtheilung angehörten.“

Ehe wir in dieser Nachbetrachtung der Zwölge des kausatischen Stammes rechtlich vertheilen, wollen wir uns damit beschäftigen, einige historische Paradoxa zu prüfen, welche bereits vor uns vorübergegangen sind. Die Juden und die Araber haben alle Ueberlieferungen; doch unter diesen giebt es keine, weder mündliche noch schriftliche, welche sie darstellen als ausgegangen vom Kaukasus. Noch mehr, es ist höchst seltsam, die Ägyptier, ein reiches oder kaiserreiches Volk, als Kaukasier betrachtet zu sehen, d. h. als jenen semitischen Stamme gehörig. Wie ist es möglich, so etwas mit den positiven Behauptungen eines Herodotus, eines Diodor und anderer Geschichtschreiber zu vereinbaren, welche die Ägyptier und die Juden stets in Kontrast bringen; ja selbst mit dem Zeugniß eines Moses, der sie und versteht als seit den Zeiten des Patriarchen Joseph verschiedene Sprachen redend. Und wie soll noch gerechtfertigt über die Thatsache, daß die ägyptische Sprache, so wie sie uns verblieben ist, sich wesentlich von der jüdischen, sowohl in ihrem Bau als in ihrem Vokabularium, unterscheiden?

Setzen wir nunmehr die Prüfung der übrigen Zweige der kaukasischen Rasse fest.

„Der indische, germanische und pelagische Zweig,“ sagt Euvier, „ist viel ausgedehnter und hat sich sehr früh getheilt. Nichts desto weniger erkennt man die mannichfachen Verwandtschaften unter seinen vier Hauptzweigen: 1) dem Sanskrit, welches gegenwärtig die heilige Sprache Indiens und die Mutter-Sprache aller hindostanischen Idiome ist; 2) der alten Sprache der Perser, dieser Mutter-Sprache der Griechischen, der Lateinischen und so vieler erloschenen Sprachen, so wie aller unkerer Idiome im südlichen Europa; 3) der gothischen oder nordischen Sprache, von welcher alle Sprachen des Nordens und des Nordwesten herkommen, namentlich das Deutsche, das Holländische, das Englische, das Dänische, das Schwedische und ihre Dialecte; 4) endlich der slavischen, von welcher alle Sprachen des Ostens herkommen, das Russische, das Polnische, das Böhmische und das Wendische. Gerade dieser große Zweig der kaukasischen Rasse hat die Philosophie, die Wissenschaften und die schönen Künste auf einen so hohen Punkt gebracht und ist seit dreißig Jahrhunderten der Depositar derselben.“

Es giebt unüberlegliche Beweise, auf welchen hervorgeht, daß die so eben aufgezählten Völker wirklich durch ihre Sprachbeziehungen identifizirt werden können. Allen, wie will man sie an die Araber, die Juden und die Negger anknüpfen, welche gleichwohl in derselben Rasse eingeschlossen sind? Wie kann man sie auch in Verbindung bringen mit dem dritten Zweige der kaukasischen Rasse, welchen wir noch aufzählen haben? „Der syrische und im-

tarische Zweig," führt unser Verfasser noch weiter fort, „Anfangs gegen den Westen und den Nord-Osten gerichtet, stieß unermüdet in den unermesslichen Ebenen dieser Länder, ist daraus nur zurückgekehrt, um die glücklichen Niederlassungen seiner Völker zu verhüten. Die Scythen, welche so frühe Einbrüche in Hoch-Asien machten, die Parther, welche die griechische und römische Herrschaft zerstörten, die Völker, welche die den Araber über den Haufen warfen und in Europa die unglücklichen Ueberreste der griechischen Nation unterjochten, waren lauter Schüler dieses Zweiges; die Finnländer, die Ungarn sind Völkerschaften derselben, die sich gewissermaßen unter die slavonischen und indischen Völker vereinigt haben. Der Norden und der Osten des indischen Meeres nähren noch zur Stunde Völker, welche denselben Ursprung haben und ähnliche Sprachen reden; allein sie sind vermischt mit sehr viel andern kleinen Nationen verschiedenen Ursprungs und verschiedener Mundarten. Die tartarischen Völker sind unermüdet geblieben in diesem ganzen Raum, von wo sie lange Rußland bedroht haben, und wo sie endlich von denselben unterjocht worden sind, von den Mündungen der Donau an, bis jenseit des Iraks.“

Hier fällt uns zunächst nichts so sehr auf, als die tartarische Rasse vermengt zu sehen mit den Finnländern und den Ungarn. Diese beiden Völker sind die Zweige eines ursprünglichen Stammes, welcher sich in sehr früher Zeit in den nördlichen Gegenden Europa's und in gewissen Gegenden Asiens niedergelassen hat; und sie unterscheiden sich sehr stark von der tartarischen und syrischen Rasse durch ihre Sitten und durch ihre physischen Charaktere. Was

aber noch weit wichtiger ist: die finnischen Nationen bilden ein besonderes Ganges, das sich gänzlich von dem tartarischen durch Charaktere unterscheidet, die von der Sprache herrühren. Die Finnen und die Samojeden, welche zu dem Stamme der Finnen und Lappländer gehören, werden von den römischen Schriftstellern (Plinius und Tacitus) als Bewohner des Nordens von Europa bezeichnet. Sie werden erwähnt von dem König Alfred in seiner merkwürdigen Uebersetzung der Reise Oskere des Rormanen. Und zufolge den gelehrtesten Forschern der Alterthümer des Nordens sind die Finnen dasselbe Volk, welches unter der Benennung der Foten, oder Fieser, Skandinaven und die Ufer des baltischen Meeres ihre hatten, ehe Odin und die Leuten aus dem Orient angelangt waren. Die Uebersetzung berichtet in der That, daß einige der edelsten normanischen Familien in gerader Linie von den Aborigenen Skandinaviens abstammten.

Nello selbst, dieser Eroberer der Normandie und dieser Vater des finnischen Herrschergeschlechtes, das von Wilhelm dem Eroberer gestiftet wurde, stammte, seiner Behauptung zufolge, aus einer jüdischen Familie, welche seit unbenennlichen Zeiten bei Drentheim in Meeresgegend wohnte. Außerdem findet sich die Geschichte der Finnen in fast allen Geschichtsschreibern der neueren Zeit. Es war demnach eine längst angenommene Meinung, daß die finnischen und die hungarischen Stämme durch die Befehle ihrer Väter zu einander gehörten. Doch seit einigen Jahren ist die Sache ernstlich ergründet worden durch einen hungarischen Gelehrten, Namens Scharnagl, der seine genaue Kenntniß einer dieser Sprachen, d. h. der hungarischen, be-

nicht hat, um sich dem sorgfältigen Studium der verwandten Dialecte zu widmen. Das Resultat seiner Arbeiten ist dahin ausgefallen, daß wirklich ein Zusammenhang in der Sprache, und folglich auch in der Rasse und Abkunft unter den Lappländern, den Finnen, den Ungarn, den Ostslawen Rußens und den verschiedenen Stämmen vorhanden ist, welche die Abhänge der großen Krone des Ural bewohnen, der, nach Norden zu, Europa von Asien trennt. Mehrere dieser Nationen sind unabweisend durch ihre physische Gestalt und ihr reiches Haar: Charaktere, welche sie sehr wesentlich von den Tartaren unterscheiden. Außerdem sind sie, auf eine unbestreitbare Weise, von diesem Volke durch ihre Sprache gesondert.

Doch es ist noch weit weniger erlaubt, die tartarische oder türkische Nation mit den übrigen Gliedern der angeblich kaukasischen Rasse zu vermengen. Niemals hat man behaupten können, daß irgend eine Verwandtschaft Statt finde zwischen der Sprache der tartarischen Nation und den Sprachen der indisch-europäischen Nationen. Die Mundarten der tartarischen Stämme sind sich in ihrem hohen Grade ähnlich: alle, dieser starken Nation angehörigen Stämme, obgleich über einen unermesslichen Flächenraum vertheilt, nämlich von Konstantinopel bis zum Irisk und der Hma, reden nur Eine Sprache.

Und alles, was man über die frühere Geschichte der tartarischen Nation hat zusammenbringen können, stimmt auf das Vollkommenste zu einer solchen Hypothese. Die einzige Thatsache, auf welche man sich stützen kann, um die tartarischen Nationen mit den europäischen oder sogenannten kaukasischen Nationen zu vergegenständlichen, ist, daß

die Schädel der Türken eine Form haben, welche dem europäischen Typus angehört. Doch selbst diese Thatsache ist nichts weniger, als unumstößlich. Mehrere turanische Nationen nähern sich in der Gestalt ihrer Zähne und in dem Bau des Kopfes ganz ungenau den Mongolen und Kalmücken. Dies ist sogar im Besondern der Fall mit dem türkischen Stamme, welcher ehemals feste Wohnorte hatte im Nord-Osten Sibiriens, in Krimen, die seit langer Zeit von einem Volke bewohnt wurden, das, von den frühesten Zeiten her, den Charakter der Mongolen trug. Diese Abweichungen von der allgemeinen Gestalt der türkischen Rasse, und diese Annäherungen an die der Mongolen werden von Schriftstellern, welche das Princip einer blühenden Lebens-
 tragung physischer Charaktere behaupten, dem Anstande zu geschrieben, daß die Rassen sich kreuzen. Allein diese Anschauung führt zu nichts. Wenn man über die Reinheit der Rasse nach der Reinheit der Sprache urtheilen darf, so sind die Tataren, welche das Ufer der Kasa bewohnen, als eine nicht vermischte türkische Rasse zu betrachten. Ihre Sprache ist, wie Herr Klaproth es bemerkt hat, durch und durch die der Osmanen, und man sagt, daß ein Türke von Konstantinopel an dem Ufer der Kasa vollkommen würde verstanden werden. Blumenbachs Meinung, nach welcher ein längerer Aufenthalt im Nord-Osten Sibiriens die Zähne der Rasse hat verändern können, hat sehr viel für sich. Da die Sprache der Tataren nicht rein ist, so kann man daraus folgern, daß ihr Stamm es eben so wenig sei, obgleich ihre Zähne mit denen der Mongolen und Kalmücken zusammenstreffen.

Ehe wir uns von dem Gegenstande der kaufmännischen Rasse trennen, müssen wir noch einige Bemerkungen über diese Gattung hinzufügen. Sie wird, so sagt man, für Nationen dieser Klasse gebraucht, weil ihre Prothillen sie vom Kaufsahs herabstufen lassen. Doch ist dies wirklich der Fall gewesen? Die Gebirge Klein-Asiens, wie die Berge Aegyptens und Syriens, sind in der Geschichte Griechenlands gleich berühmt gewesen. In diesem Zeitalter der Einfalt, welches der Erbauung von Tempeln lange voranging, waren die Berge in der Regel jener unsichtbaren Macht geweiht, welche von allen Völkern verehrt wird. Die Gipfel des Olymp und des Berges Mithras bildeten in der Poesie Griechenlands und Indiens den heiligen Aufenthalt, zu welchem Jupiter und Indra in Wolken geholt herabstiegen, um mit den Sterblichen zu verkehren. Auch der Kaufsahs hat seinen Antheil an der, alles und garben Erhebungen geweihten Ehrfurcht. Nach einem Mythos, dessen Sinn sich nicht genau angeben läßt, diente er dem Prometheus zum Aufenthalt; und der Ueberlieferung zufolge war es hier, wo das geheimnißvolle Wesen, das bald Titan, bald Erfinder der mechanischen Künste, bald Schöpfer der Menschen genannt wird, sich damit beschäftigte, die Bewegung der Himmelskörper zu beobachten. Doch unter den Mythologen und Geschichtschreibern Griechenlands dürfte sich schwerlich ein einziger finden, dessen Nachrichten einer, die Livinsche Hypothese begünstigenden Auslegung fähig wären; denn keiner läßt das menschliche Geschlecht vom Kaufsahs herabstiegen. Die assyrische Erzählung der Hebräer bezeichet den Berg Ararat in Armenien als den Punkt,

re die Sprache Mosch's anhebt; von da jedoch bis zum Kaukasus liegt viel in der Wüste.

Es giebt noch einen andern Einwurf, den man gegen die Benennung „kaukasisch“ machen kann, wenn sie angewendet wird auf Nationen, die aus indischen, europäischen und semitischen Stämmen bestehen; und dieser Einwurf ist, daß die kaukasische Gebirgsseite, seit unendlichen Zeiten, von Nationen besetzt wird, die sich durch ihre Sprachen auf's Bestimmteste unterscheiden von diesen beiden berühmten Rassen. Die Mundarten der wirklich kaukasischen Nationen sind mit großer Sorgfalt von Herrn Klaproth studirt worden. Das Resultat dieser Untersuchung ist dahin ausgefallen, daß sich die zahlreichen Dialecte auf eine geringe Zahl von Ursprachen zurückführen lassen, und daß alle, die der Ostseite entnommen, von aller Analogie mit den indisch-europäischen Sprachen entblößt sind. Wirklich haben die Ostseiten einen Dialect, welcher einige Ähnlichkeit mit einigen Sprachen dieses Stammes hat; allein sie bilden eine unbedeutende Völkerschaft, welche sich zufällig in der Mitte von Rassen niedergelassen zu haben scheint, die der ihrigen fremd waren; und es würde daher durchaus abgeschmackt seyn, sie als einen Stamm von so beträchtlichen und seit so langer Zeit gesessenen Nationen zu betrachten.

Die Neger Afrika's, so wie die, mit wüthigem Haar ausgestatteten Eingebornen der Gebirge von la Malaisie, von Neu-Guinea und den übrigen Inseln des stillen Ozeans, nicht weit von Neu-Holland, werden von Cuvier zu seiner dritten Klasse gerechnet, von welcher er annimmt, daß sie

dem Atlas-Gebirge aufgegangen ist. Inzwischen giebt es unter diesen Völkern eine große Mannichfaltigkeit von Sprachen; und auf der andern Seite ist die Auswanderung eines Theiles der afrikanischen Bevölkerung nach dem östlichen Ocean sehr unwahrscheinlich und fast unentbar. Einleuchtend und ist, daß die Identifications-Theorie der afrikanischen Völker mit den Papas des Orients sich auf einige physische Eigenthümlichkeiten dieser Stämme beschränkt, und daß sie von jeder andern Art der Verwandtschaft befreit wird. Ist es aber wohl erwiesen, daß sich kein anderes Beispiel auffinden lasse, um Nachenschaft zu geben über das Daseyn von Nationen, welche in Neu-Guinea und den Inseln des östlichen Archipelagus Aehnlichkeit mit den Afrikanern haben? Kennt das tropische Klima dieser Erdstriche nicht dem von N.-Guinea gleich? und ist die Folge davon nicht, daß die meisten Natur-Produktionen den afrikanischen analog sind? Es würde also nicht Erkennen verdienen, wenn auch die Menschennart einige Aehnlichkeiten darbietet, da sie sich in denselben Breiten und in einer gleichen Lage befindet. Der Menschenschlag mit schwarzer Haut und welligem Haar hat stets sein Vordringen in den Aequator-Gegenden gefunden, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß in den heißen Klimaten etwas ist, wodurch seine Entweichung und Fortpflanzung begünstigt wird. Wenn physische Agenten die Kraft haben, eine Thätigkeit dieser Art hervorzu-bringen, so hat dies Phänomen sich wiederholen müssen, so oft dieser Einfluß wirksam werden konnte mit einer gewissen Intensität und unter begünstigenden Umständen.

Allgemeine Betrachtungen über die verschiedenen Abschnitte.

Aus dem bisher Bemerkten scheint hervorzugehen, daß es nicht unmöglich ist, besondere National-Familien zu konstatiren, oder, um dies noch bestimmter auszudrücken, das menschliche Geschlecht in mehre verschiedene Rassen zu theilen, indem man sich auf das Prinzip einer beständigen und bleibenden Uebertragung physischer Charaktere stützt. Diese Abtheilungen in Rassen treffen wir zusammen mit den Abtheilungen nach Sprachen; man findet Menschen-Klassen, welche durch ihrer physischen Charakter vollkommen bestimmt sind, und gleichwohl Rassen in sich schließen, welche hinsichtlich ihrer Sprachen durchaus verschieden sind. So sondert sich die türkische oder tartarische Rasse von den indisch-europäischen Nationen durch ihrer Sprache, und diese Bemerkung bleibt, wie weit man auch zurückgehen möge, stets dieselbe. Sehr viele Jahrhunderte sind ausströmig seit der Zeit verfloßen, wo die Aken und die germanischen Nationen, die Griechen, die Latiner, die Slaven sich von den Hindus getrennt haben! Und doch haben diese Nationen, trotz dieses langen Zeitraums, unvermeidliche Beweise von der Identität ihrer Sprachen erhalten. Weshalb sollten denn die Tartaren, wenn sie jemals wirklich das Joch dieser Nationen getheilt hätten, alle Spuren ihrer ursprünglichen Mundart eingebüßt haben?

Die Unterscheidung der Rassen nach demselben Prinzip gelangt vielmehr dahin, Nationen zu trennen, welche durch ihre Sprachen verbunden sind, und zwar, weil diese Nationen einen verschiedenen Charakter und Verschiedenheiten der
Farbe

Farbe und der Gestalt haben gewonnen können. Die Beispiele sind oben angeführt.

Es läßt sich ein zweiter Einwand gegen die Vertheilung der Menschen in verschiedene Rassen nach dem Princip ihrer physischen Verschiedenheiten machen; und dieser ist, daß dies dem wahren Princip der Unterscheidung, so wie dieses von den berühmtesten Weissem in der Natur-Philosophie und — darf man hinzufügen — von Linné selbst angenommen ist, widerspricht. Die Race und gewisse Linie, welche, nach ihm, den Unterschied der Arten konstituiert, ist die einer ständigen und bleibenden Verschiedenheit. „Wir sind geneigt, das Daseyn gewisser Formen zuzulassen, welche sich seit dem Beginn der Welt fortgepflanzt haben, ohne jemals die ihnen gleich Anfangs vorgeschriebenen Grenzen zu verlassen: alle Individuen, welche einer dieser Formen angehören, konstituieren das, was man die Art nennt. Die Varietäten, fügt er hinzu, sind zufällige Unterabtheilungen der Art.“ So lautet seine eigene Definition von den bestimmenden Gesetzen der Arten. Doch für ihn selbst sind die Verschiedenheiten, welche sich in den verschiedenen Menschen-Rassen antreffen lassen, nichts mehr, als Varietäten. Hinter diese Varietäten als bleibend betrachten, ist also etwas Widersprechendes, das zu dem früher festgestellten nicht paßt. Der That nach muß man also sagen, daß es mehr oder verschiedene Menschenarten giebt — eine Hypothese, gegen welche sich unendlich viel Einwendungen machen lassen — oder man muß bekennen, daß es im menschlichen Geschlecht, so wie dieses einmal besteht, keine verschiedenen Rassen giebt, die, auf eine bleibende Weise, durch das Ganze ihrer physischen Charaktere konstituiert werden.

Sind diese allgemeine Betrachtungen nicht ohne allen Werth, so führen sie uns geradezu zu dem Schlusse, „daß die verschiedenen Stämme der Menschheit von derselben Ueppung abhängen.“ Die Verschiedenheiten der Sprachen nöthigen und zwar, die Einheit unserer Rasse in eine unermessliche Entfernung zurücklegen, und in der Menschheit bilden gerade sie vielleicht noch weit tiefere Unterschiede, als die der Farbe und der Gestalt. Wenn diese Verschiedenheiten lassen sich erklären, ohne daß man genöthigt ist, seine Zuflucht zu einer Verschiedenheit des Ursprungs zu nehmen, d. h. zu einer besonderen und eignen Schöpfung aller dieser Rassen.

Bedarf es für Preußen der Fideikommiſſe und der Majorate?

Veranlaßt iſt dieſe Frage durch eine Schrift, welche der Kurfürſt in der Nicolaiſchen Buchhandlung erſchienen iſt und den Titel führt:

Ueber Fideikommiſſe. Eine Bitte an unſere
Landſtände von einem Bürgerlichen.

Der patriotiſche Verfaſſer dieſer Schrift geht von dem Grundſatze aus, daß, nachdem durch die freiwillige Einſetzung der Preubingal-Erbkönige im ganzen Laufe des Königsreichs Form und Weſen des Staats ſich geändert haben und die gemäßigete reine Monarchie in eine gemäßigte beſchränkte übergegangen iſt, es neuer Einrichtungen bedürfe; und da nach ſeiner aller Anſichte, alle poſitive Einrichtungen und alle Anarchie ihrer Quelle nur in dem Deſpoten und der Wirkſamkeit der Demokratie haben, ſo glaubt er dieſes Princip der Bewegung und des Fortſchreitens dadurch in Schranken zu halten, daß er ihnen das Princip der Mißgung, der Erhaltung und der Verſtändigkeit entgegenſtellt: ein Princip, das er in einer ſtärklich organiſirten Ariſtokratie, oder in einem erblichen Adel findet. Es verſieht ſich wohl von ſelbſt, daß der Verfaſſer hierbei auf England, als auf einen Muſterſtaat, blickt. Nichts verſchließt es ihm, daß das von ihm empfohlene Experiment in Frankreich verunglückt iſt, und mit einer Vertheidigung des älteren Zwiſches der

deutschen Dynastie gemütht hat: er bleibt dabei, „daß es Unsin ist, den Särgerthron mit republikanischen Institutionen umgeben zu wollen, daß Monarchie und Demokratie sich nur in der Despotie gegenüber stehen können, daß die gemäßigten Monarchien des Olydens nur dadurch gemäßigt sind, daß ein Verhals der Mäßigung und Erhaltung sich als Vermittler zwischen Adel und Volk stellt und daß diese Regel dadurch nicht geändert wird, daß der Adel nicht immer und überall seinen Verfall begriffen hat und nicht selten unterdrückend geworden ist.“

Seine Behauptung durchzuführen und die Schöpfung einer geregelten Aristokratie zu erleichtern, hat der Verfasser für gut gefunden, nachfolgende fünf Fragen einer Erörterung zu unterwerfen:

- 1) Ist der erbliche Adel in der repräsentativen Form nothwendig?
- 2) Kann der Adel in seiner jetzigen Beschaffenheit seiner Bestimmung entsprechen?
- 3) Wie ist ihm zu helfen, und hat die Regierung ein Recht, die gesetzlichen Bestimmungen im Betreff der Erbfolge zu verändern?
- 4) Ist diese Aenderung möglich?
- 5) Was ist zu thun, um die gänzliche Auflösung des Staatsverbandes und der Verfassung zu verhindern?

Die erste dieser Fragen wird höchst nachtheillich durch den Satz bejahet: „er ist nicht allein nothwendig, er ist unentbehrlich, und kann, wo er fehlt, durch Nichts ersetzt werden.“ Der Beweis aus wird auf folgende Weise geführt:

„Monarchien, in welchen das Volk Antheil an der Gesetzgebung hat, was sind sie anders, als eine Kombination des Königthums und der Republik? Das Wichtigste in dieser Staatsform ist, daß der Staat eine Monarchie bleibe und daß bei den Statt findenden Kämpfen, die Republik nicht das Königthum verdränge. Beides ist jedoch nur in so fern möglich, als das aristokratische Prinzip im Staate stark genug ist, und häufig genug, sich dem demokratischen veränderlich entgegen zu stellen, damit die gemeinschaftlich zu beratende Gesetzgebung nicht ausschließlich demokratisch ausfalle. . . Damit nun die Aristokratie stets erhaltend setzen kann, muß sie auf die eigene Erhaltung bedacht seyn. Sie muß folglich erblich seyn; denn erbliche Korporationen besitzen den Erhaltungseinst in einem hohen Grade. Damit andererseits sie wirksam sei, muß sie eine Macht seyn, die jedem Angriff gewachsen kann; und da der Grundbesitz die größte Macht, so wie die größte Unabhängigkeit und Selbstständigkeit gewährt, so ist der erbliche grundherrliche Adel die beste der Aristokratien in der Monarchie. In der reinen Monarchie, wo keine Kämpfe Statt finden, kann ein stiller, bloß nomineller Adel den Glanz der Krone erhöhen; daß aber im freien Staat ein bloß stiller Adel ohne Besitz und Macht seinen Nutzen gewährt, braucht nicht erweisen zu werden: die Demokratie sieht in solchem Adel nur ein lästiges Uebertheil, verspottet ihn und schafft ihn ab.

Die zweite Frage wird verneint. „Der Adel kann in seiner jetzigen Beschaffenheit seiner Bestimmung nicht entsprechen, weil er aufgelöst, verarmt, todt ist. Wodurch? Durch unsere Gesetzgebung, welche ihn verarmt hat. Das

demokratische Prinzip der gleichen Erbfolge hat unsere Aristokratie zu Grunde gerichtet." . . . Der Verfasser setzt aus einander, wie das römische Recht die strenge Lehnserbfolge verdrängt hat und wie das Recht 1) der Veräußerung, 2) der Theilbarkeit und 3) der Vererbung die Früchte dieser Verdrängung gemessen sind. „Auch in unserm Vaterlande — so fährt er fort — konnte der Adel seinem Untergange nicht entgehen. Im Folge des bei uns im 17ten Jahrhundert eingeführten römischen Rechtes wurde der Lehnverband vor hundert und einigen wenigen Jahren aufgehoben; alles, bis auf wenige adelige Güter, wurde Allodium. Im Jahre 1741 gingen in den meisten Provinzen die alten Lehnstände ein; Adel und Grundbesitzthum verloren ihren Werth; das Korporative löste sich auf, und verschwand nach und nach; dafür besetzte der Adel ausschließlich die Offiziersstellen. Im Jahre 1810 erlaubte man dem verfallenen Adel, seine Landgüter zu verkaufen. Die Auflösung hat seit dieser Zeit mit der allgemeinen Bewegung in Europa rasende Fortschritte gemacht; nur mit Mühe findet man noch adeliche Landgüter zur Provinzial-Verrentung. Der verarmte Adel greift nach bürgerlichen Gewerben, bringt seine Kinder in Anstalten, sucht Vertheilung und prangt mit einem adeligen *bon air* auf den Schenkplätzen zu großen Belustigung aller Adelskinder. So lesen wir: „Frau von " spielt die Cuckee; Herr von " singt den Papagayo." Christen wurden mit Erbknechten und Baronessen die Töchter betreiben sehen, was natürlich den Stolz des Adels und der Monarchie sehr erhöhen wird. Was Frankreich, diesem Musterstaat aller Tyrannen und Verräther, anbelangt, so sind die Folgen seiner Revo-

lutionen für den Erbsatz von der Art gesetzt, daß, da man in neuerer Zeit die englische Form und ein Oberhaus haben wollte, man sich genöthigt gesehen hat, den Mittelstand und den Bürgerstand zur Palis zu berufen. Bankier, Professoren, sogenannte Gelehrte, ja selbst Professoren und Fabrikanten sind Palais (Pairs regis), und erhalten Konfektions-Schreiben, wenn der König sie seine *Pairs* nennt. In der That ein Königthum ganz eigener Art und ein herrliches Gegengewicht für die Demokratie in der Wahlkammer, wenn einst die Wahlen der Regierung auf der Hand fallen sollten! . . . Unsere Aristokratie ist aufgelöst, ist vernichtet.

Die Beantwortung der dritten Frage (Wie ist dem Adel zu helfen?) wird eingeleitet durch die Bemerkung, daß ein Vater seinem ältesten Kinde Alles hinterlassen, oder ihm vor den übrigen einen Vorzug in der Erbschaft geben kann, ohne im Mindesten das Naturrecht zu verletzen. Es wird sodann hinzugefügt, daß Rousseau's *Contrat social* und die französische Revolution alle Begriffe über diesen Gegenstand verwirrt haben, und daß die Engländer nicht schlechtere Väter sind, weil sie das Recht der Primogenitur beibehalten und lieber die Stimme der Natur unerschütten, als aufhören wollen, frei zu seyn. „Wenn das Recht der gleichen Erbschaft — so fährt der Verfasser fort — unserer Aristokratie verarmte, indem sie die Landgüter zur Nachlassenschaft zählt; wenn andererseits die Lehren der Erfahrung und sogar die ohne grandherlichen Adel keine politische Freiheit erlangt werden kann: müssen also dann unsere Zivil-Gesetze nicht einer Revision unterworfen werden? und sollten nicht alle Meinungen sich dahin vereinigen, daß

sie der Regierung das Recht, zu dieser Revision zu schrei-
 ten, einstimmig einzukommen? . . . Wollte man der Regie-
 rung das Recht zu einer Aenderung unserer Erbfolge-Ge-
 setze aus dem Grunde bestreiten, weil dadurch vielleicht einige
 adeliche Eöhne oder Fudulcin zu kurz kommen könnten: so
 würde dies thörlig seyn. Wo von allgemeiner Wohlfahrt,
 wo von Millionen die Rede ist, können einige Hunderte
 nicht in Anschlag kommen. . . Dabın hat römische Recht
 geführt, daß wir allein die bürgerlichen Verhältnisse be-
 rücksichtigen, den Staat aber, seine Einrichtungen und seine
 Erfordernisse vergessen, und so und veranlaßt sehen, Dinge
 zu verwechseln, welche scharf geschieden werden sollten. Je-
 des Grundeigenthum ist ein Theil des Staats, das Pa-
 pyll des großen Ganzen, welches wir Staat und Vater-
 land nennen. Es gehörte dem Staate, ehe es dem Pri-
 vatmanne zu Theil wurde, und der Staat hat folglich ein
 älteres Recht darauf, wenn auch dem Eigenthümer, der
 es pflegt und bearbeitet, das unmittelbare Recht des ge-
 wöhnlichen Besitzes gebührt. Man kann, wenn man erwägt, daß
 das Grundeigenthum den eigentlichen Staatsverband aus-
 mache, und daß alles darauf Bepflichte, wie nicht zu ver-
 kennen ist, zur Feligi des Staats gehört, dem gewöhnlichen Be-
 sitzer das Recht nicht einzuräumen, über Grundeigenthum,
 mit über fahrende Habe, nach Willkür zu schalten und
 zu walten, wiewohl unsere mehr theils als politische Gesetz-
 gebung den Begriff der Alode überall als Grundlage an-
 nimmt und unsere Sitten und Gebräuche sich nach den Ge-
 setzen gerichtet haben. Richtiger und dem Gesichtspunkte
 des Staats angemessener wäre es, man bliebe in der po-
 litischen Ansicht, das Grundeigenthum als ein Zehn zu be-

trachten, d. h. als eine Sache, von welcher wir dem Staate Rechenschaft schuldig sind, und welche wir nur in sofern rechtlich und gesetzlich besitzen, als wir sie nicht zum Vortheil des Staats als zu unserem Privat-Vortheil benutzschießen und benützen. So betrachten die versächigen Engländer das Grundeigenthum, weil sie ebenfalls Recht ablehnen und denselben beibehalten. Man blide auf den Zustand unserer Landwirthschaft und preise noch unsere Besitzge! Erfahrung und legendr Habe, in ihrem Wesen durch aus verschieden, können nicht einlei Bestimmungen unterwerfen seyn. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem baren Gewinn und zwischen einer Substanz, die dem Staate angehört, einen Theil desselben ausmacht und die Basis zu allen Einrichtungen ist. Diese Substanz durch fortlaufende Theilung deterioriren dürfen, wie man sein Vermögen nach Willken vertheilt, ist augenscheinlich eine Anomalie in unserm Rechten. . . In juridischer Hinsicht scheint und die Frage keinen Bedenken unterworfen: Der Staat hat ein Recht, die bestehenden Erbsolge-Gesetze zu ändern. Er greift, indem er es thut, nicht in das Privateigenthums-Recht: 1) weil das Recht am Voten für den zeitigen Besitzer kein unbedingt ist; 2) weil im Staate nur als Recht bezeichnet und gesichert werden kann, was sich mit den Rechten der Andern, d. h. mit der allgemeinen Wohlfahrt und Ordnung verträgt. In ökonomischer Hinsicht wird jedoch die Sache schwieriger.

Hinsichtlich der vierten Frage (Ist die Aenderung der Erbsolge-Gesetze für Landgüter möglich?) gibt der Verfasser zu, daß die Möglichkeit nur relativ sei. Da die Primegenitur den Zweck habe, das Eigen-

thum in den Familien zu erhalten, dieses folglich unver-
äußerlich werden müsse: so würde der erste Schritt kein
anderer seyn, als diejenigen abzufinden, welche ein Recht
auf die eventuelle Veräußerung erwerben haben, d. h. die
hypothekarischen Gläubiger; mit andern Worten, Güter, an
welche sich Hypothekensumme knüpft, müssen jederzeit schul-
denfrei gemacht werden. Doch weder die Winkel dazu neh-
men? Bei den Grundbesitzern sind sie nicht anzureffen.
Eben so wenig im Staate, bei dessen großen Bräutereien
und noch größerer Verschuldung. Verschuldete Güter qua-
lifiziren sich demnach nicht zu Fideikommissen, und da ihre
Zahl überwiegend groß ist, so bleibt nichts anderes übrig,
als sie ihrem Schicksale zu überlassen. Daß aber die zur
Grundbesitz betreffenden adeligen, schuldenfreien Güter mit Zug
und Recht angehalten werden können, zweifelhafte Bestim-
mungen für die Cautellen anzunehmen, wo sie durch Fam-
ilien-Police nicht schon bestehen, theils um sie dem Adel zu er-
halten, theils damit sie schuldenfrei bleiben, unterliegt quoad
jus keinen Zweifel. Man verliere aber keine Zeit; denn
die Sache ist höchst dringend. Die Disposition des Land-
rechtes Th. II. Tit. 4. ist nur facultativ und reicht nicht
aus. Noch ist Hülfe möglich; in wenig, in zehn Jah-
ren sogar, wäre sie zu spät. Man berathe sich also mit
den Ständen auf den Landtagen und lege ihnen unerschö-
nlich die wirthschaftliche Lage des Staats vor. Im Jahre
1824 hatten ja die preussischen Stände, aus eigener Be-
wegung, in der ausgesprochenen Absicht, den Verderb der
adeligen Güter zu verhindern, auf eine Revision der Erb-
folge-Gesetze angetragen. Leider wurde der Sache keine
Folge gegeben, weil im nächsten Jahre andere Deputirte

geteilt wurden, die den Antrag nicht wieder zur Sprache brachten. Gingen an sämtliche Städte im Reiche der Gesetzesvorschlag von der Regierung aus, so würde die Sache an Werth gewinnen und zu einer gründlicheren Erörterung führen. Eine ganz rein demokratische Verfassung wird die Freiheit nicht gründen. Wir wiederholen aber, daß es dem Naturrecht keinesweges zuwider ist, die nachgeborenen Söhne und Töchter von dem Nachlasse auszuschließen, oder ungünstiger zu behandeln. Den ersten Söhnen stehen alle Laufbahnen offen, und wo ein Jeder, ohne Vorzug der Geburt, die höchsten Stellen bekleiden kann, wie in unserm glücklichen Vaterlande, da sollten Rücksichten, wie die, welche man im Naturrecht sucht, für die Vertheilung der bürgerlichen Erbfolge nicht sprechen. Das schöne Gut einer wahren Freiheit ist doch wohl eines kleinen Opfers werth.

Zur Beantwortung der fünften und letzten Frage (Was ist zu thun, um die gänzliche Auflösung des Staatsverbandes und der Volks-Verfassung zu verhindern?) bringt der Verfasser Folgendes bei: „In der materiellen Auflösung, welche sehr bald die moralische erzeugt, liegt die ganze Tendenz unseres Jahrhunderts. Diese Tendenz ist offenbar demokratisch. Die Reaction kämpft die Monarchie gegen den Abbruch der Demokratie, und wer dies nicht sieht, ist blind. Durch constitutionelle Formen glaubt man alles zu sichern. Doch welche Constitutionen lassen sich im Zustand der Auflösung geben? Und was sind Formen? Der Auflösung läßt sich nur dadurch eine Gränze setzen, daß man die einzelnen Städte des Volkes fest konstituiert; und nachdem unser Volk ihre Rechte erhalten haben, ist es dringend notwendig, daß

auch der adelige Stand geteilt werde, weil er der Monarchie um so unentbehrlicher ist, als die Demokratie, mit Nothen versehen, auf den Landtagen auch mit Ansprüchen aufzuwarten wird und muß. Wie aber ist dem Adel zu helfen? Wie ihn konsolidiren? Dem Adel ist nur dadurch zu helfen, daß man ihn abschafft. Man erschrecke nicht! Wir wollen damit nur sagen, daß er in seiner jetzigen Verfassung abgeschafft werden und eine neue prägnanteste Organisation erhalten muß. . . . Wir haben keinen Adel, d. h. wir haben keine adelige Korporation, weil wir zu viel Edelknechte haben. Dies ist die natürliche Folge der Erblichkeit des niederen und des Reichthums. Die Kräfte des Adels ist gebrochen, weil sie sich zu sehr auf einzelne emporsteigende Theile verliert, statt sich zu concentriren; denn wer das Pöbelknecht von hat, rechnet sich zum Adel. . . . Verwahre der Himmel, daß wir der Krone die Prärogative nehmen wollen, Ritter zu schlagen und Bürgerliche in den Adelsstand zu erheben. Wir müssen nur darauf aufmerksam machen, wie der Adel eine Einrichtung für den Staat und niemals eine Einrichtung für Personen seyn soll, was er leider! bei uns ist. Eine Einrichtung für den Staat, oder eine politische, kann der Adel nur dann seyn, wenn er alles das in sich faßt, was ihn in den Stand setzt, den Anforderungen des Staats zu genügen. Da nur Besitz Macht und Erhaltungsgedanke gründen kann, so verarbe der Adelsadel sich ausschließlich auf Besitz. Es muß ferner im Adel eine bestimmte Hierarchie bestehen, wenn er zwischen Aristokratie und Volk, die niemals getrennt werden dürfen, die Kette bilden soll, welche die Stände vereinigt. Das Allerwerthvollste im Staat ist die schärfste Trennung der Stände, und soll der

Adel selbstthätig setzen, so muß er im Velle bleiben. Daß drei oder vier Söhne eines Grafen oder Freiherrn Grafen und Freiherrn genannt werden, ist nicht gut; es vermehrt sich dadurch der hohe Adel über die Massen, und wir jede Sache von ihrem Werth verliert, wenn sie allzu gemein wird, so verliert auch der hohe Adel sein Wesen durch seine unadäquate Vermehrung. Der Abstand zwischen einem Grafen und einem höchsten Edelgentlichen ist zu groß, als daß Beide sich gegenseitig zu nähern den Versuch fühlen sollten. Durch Mittelöpersonen, welche ihnen eine hilfreiche Hand bieten, müssen sie einander zugeführt werden. Der älteste Sohn des Grafen sei daher, so lange der Vater lebt, Freiherr, der zweite Ritter mit dem Prädikat von; alle anderen aber bleiben im Bürgerstande mit dem Familien-Namen des Hauses, ohne Worts-Prädikat; und diese Abstufung richte sich nach der Zahl der Kinder. Nach dem Tode des Vaters avancire der Freiherr zum Grafen, der Ritter zum Freiherrn u. s. w. Der Sohn des Freiherrn bleibe, so lange der Vater lebt, Ritter, seine Brüder aber Edelgentliche u. s. w. Die nichtadeligen Mitglieder der Familie mögen im guten Bürgerstande heirathen, in ihm und mit ihm leben, ohne sich deshalb von ihren adeligen Brüdern und dem Adel zu trennen. Auch der hohe Adel darf sich nicht mehr so weit von der Natur entfernen, daß er von mütterlicher Seite Eltern verlangt, und sich schäme, bürgerliche Töchter zum Transcurre zu führen. . . Dadurch, daß die nichtadeligen Mitglieder der Familie sich dem Bürgerstande anschließen, wird denselben Eingang eröffnet werden in die adelige Kooperation; er wird sie zu der seinen zählen und in der Verwandtschaft mit hohen Hän-

fern die Pflicht erkennen, die alte Feindschaft aufzugeben. Man mißtraute unsere Absicht bei diesem Vorschlage nicht. Will man den tiefgesunkenen Adel wieder ins Leben rufen, so halte man ihn in bestimmten Seldzen und bringe ihn vor allem dem Mittelstande näher. Die Einrichtung, welche wir vorschlagen, um dem Adel eine Existenz im Volke zu geben, wie er sie nie gehabt hat, ist die englische; und England ist, nach unserem Dafürhalten, der einzige Staat in Europa, der den Werth einer guten Verfassung für das Allgemeine begriffen hat; und deshalb ist der Adel in England vom Volke geachtet, geliebt, geliebt. Die Gluthen der Demokratie drohen unsere Monarchien zu überschwemmen; nur die Aristokratie kann sie brechen, indem sie den Strom durch tausend Kanäle in sich aufnimmt, um ihn gleichsam in eine ruhigere Bahn zu leiten.⁴⁴

So der großmüthige Vögelwächter, der sich bittend an unsere Landstände wendet, um einen Gedanken verniecht zu sehen, welcher ihm als die Quelle des gesellschaftlichen Friedens und als die Grundlage einer ebenmäßig fortschreitenden Entwicklung erscheint.

Indem wir uns anschicken, diesen Gedanken einer strengeren Prüfung zu unterwerfen, sei es uns erlaubt, da anzufangen, wo der Verfasser geendet hat.

Angenommen also, daß die Bildung derjenigen Aristokratie, welche der Verfasser für unumgänglich nöthig erachtet, um den Gluthen der Demokratie einen Damm entgegen zu stellen, keinen Hindernissen unterliege: was würde in diesem Falle das Resultat seyn?

Würde die Demokratie mehr in die Aristokratie, oder diese mehr in jene einfließen?

Diese Frage läßt sich auf eine positive Weise schmerz-
lich beantworten, da, für den schärfsten Beobachter, Aristokratie und Demokratie, dem Geiste nach, nicht so verschieden sind, daß zwischen Beiden nicht eine starke Ähnlichkeit Statt finden sollte. In Wahrheit, was ist, mit Vergleichung auf gewisse Standesvorurtheile, die Demokratie? Nichts weiter, als eine erweiterte Aristokratie. Und was ist, dem gemäß, die Aristokratie? Nichts weiter, als eine in die Enge gezogene Demokratie. Bester Ordnung und spezifischer Unterschied werden sich nie mit irgend einer Bestimmtheit angeben lassen.

Nicht gering ist also die Gefahr, daß das, von dem Verfasser in Vorschlag gebrachte Mittel das Gegentheil von dem bewirke, was dadurch bewirkt werden soll. . . Ist nun die Bestimmung der Aristokratie abgeschlossen in der Sicherstellung des Thrones, welcher soll diese kommen, sobald die Aristokratie den Charakter ihrer angeblichen Gegenseite angenommen hat? Wer mit dem Inhalt der Geschichte auch nur einigermaßen vertraut ist, gibt unbedenklich zu, daß fast alle Thron-Revolutionen von dem Eigenthum der Aristokratie ausgegangen sind; und die Geschichte der neuesten Zeit lehrt, daß der gesellschaftliche Friede durch nichts so leicht gestört wird, als durch ein Regierungssystem, in welchem man Demokratie, Aristokratie und Monarchie mit einander verbinden will. In diesem Systeme wird die Regierung zu einer aus den verschiedensten Intelligenzen zusammengesetzten Wippen, die nur alles bald alle Kraft verliert. Denn wer kann die einzelnen Gaben (Toson) so abtragen, daß sie harmonisch wirken? Wer bemerktlichst, daß aus ihrem Zusammenwirken die besten Beschlüsse

und Geseße hervorgehen? — Beschlässe und Geseße, wodurch die allgemeine Wohlfahrt gefördert und der öffentliche Friede gesichert wird? Man begreift die Nothwendigkeit eines solchen Systems, wenn Volks-Representanten den Grundcharakter der Regierung bilden; fällt jedoch dieser Zustand weg, so sind Demokratie und Aristokratie der Monarchie gleich entbehrlich.

Tacitus von Verulam kann die Wahrheit vollkommen auf seiner Seite haben, wenn er in seiner Abhandlung de Nobilitate sagt: *Numerosa nobilitas status prorsus depauperat; hinc enim profusae expensae et diversum quoddam, sive unum temperamentum inter honores et pecunias.* Was man soll man daraus folgern? Freischores das, was unser großmüthigste Bürgerliche daraus folgert. Tacitus selbst hat sich dies verboten, indem er in derselben Abhandlung sagt: *Nobilitas potentia et auctoritas in Monarchia Principi ipsi impertit splendorem, sed potentiam imminuit; populi vero animos auget, fortunae illorum deprimit.* Die Sache, um welche es sich handelt, erinnert also nur allzu sehr an das sprichwörtliche *Incidit in Scyllam, qui vult evitare Charybdim.*

Es läßt sich, glauben wir, über die angeregte Streitfrage nur dadurch ins Klare kommen, daß man auf die eigenthümliche Beschaffenheit der Lehne zurückgeht; denn alles, was wir gegenwärtig Adel nennen, ist aus dem Lehntwesen hervorgegangen, und alles, was sich gegenwärtig in Europa zeigt, ist nichts weiter, als die letzte Entwicklung. Wir des Lehntwesens in dessen Verbindung mit dem katholischen Kirchenthum. Versuchen wir also über diese

Material gewisse Aufschlüsse zu geben, welche zu lebenden Ideen werden können.

Wir beginnen mit der einfachen Bemerkung, daß das Lehnen sich nicht zu allen gesellschaftlichen Zuständen paßt. Wo eine weitgetriebene Theilung der gesellschaftlichen Arbeit Statt findet, d. h. wo die Stärke des Staats auf der gegenseitigen Hilfe beruht, welche ständige und unendliche Fortschaukeit sich gewähren, da würde nicht mehr ger angebracht seyn, als Schutzanrichtungen, weil sie nur zustören können. Kurz: das Lehne-System findet nur da seine Anwendung, wo der Ackerbau so weit vorgeschritten ist, daß eine größere Hülfe von Subsistenz-Mitteln das gesellschaftliche Daseyn sichert, ohne daß jedoch die Noth seyn kann von einem lebhafteren Verkehr oder Austausch der Productionen gesellschaftlicher Arbeit.

Lehen sind Heuer; und Heuer wollen aufgestattet seyn. Welches aber ist in dem gesellschaftlichen Zustande, den wir hier vor Augen haben, die Ausstattung der Heuer? In ihm giebt es kein Geld; da es aber in ihm noch keine Geldwirtschaft, kein Kassenswesen giebt, so kann die Ausstattung der Heuer nicht anders erfolgen, als mit Grund und Boden und mit solchen Kräften, welche Grund und Boden vermehren. Das Lehnen tritt also mit unvermeidlicher Nothwendigkeit da ein, wo man durch Grund und Boden über Menschen, nicht durch Menschen über Grund und Boden zieht, d. h. da, wo Sklaverei, oder auch Leibeigenschaft das Fundament der Gesellschaft bilden.

Hiermit sind unentbehrliche Vortheile und Nachtheile für den Beamten verbunden: erst schließt sich ab in einer reichlichen Hülfe von Subsistenz-Mitteln; diese, in der Unmöglichkeit, seinen nöthigen Erwerb irgend etwas zu hinterlassen, wodurch ihr Fortdauern gesichert bleibt.

Der letztere Mangelstand will gehoben seyn. Doch wie zum Ziele gelangen?

Das einzige Mittel ist — Verwandlung des Lehen in Eigenthum, das vererbt werden kann. Diese Verwandlung aber kann nur auf Kosten des politischen Systems erfolgen, wodurch die gesellschaftliche Ordnung erhalten werden soll; denn, sobald die Heuer erblich werden, ist es geschehen um den Zusammenhang, worin eine Regierung, welche ihre Bestimmung erfüllen will, mit sich selbst ste-

den muß. Man analysire die gesellschaftlichen Erscheinungen jener Periode, welche durch Feudal-Monarchie bezeichnet wird, noch so genau; man wird zu keinem andern Resultat gelangen, als daß die Erblichkeit der Feudal-Monarchie der Gegenstand des Streites war, der sich durch so viele Jahrhunderte hinzog. Im Interesse der Könige (und man darf hinzusetzen: im Interesse der ganzen Gesellschaft) lag die Fortdauer der Feudal-Untervillalität; im Interesse der Feudal-Untervillaliten lag die Nicht-Untervillalität, d. h. die Erbllichkeit der Feudal-Monarchie. Die Gefährten Wilhelm von der Normandie sagten: wofür haben wir England erobert, wenn unser Aufsteigen nicht unsern Nachkommen zum Vortheil gereichen soll? Derselbe Spruch wurde allenthalben gerufen, wo dasselbe Bedürfnis nachstehend war; und was sich gar nicht leugnen läßt, ist, daß die Feudal-Monarchie, um ihren Zweck desto sicherer zu erreichen, es wesentlich darauf anlegte, die Krone selbst unerblich zu machen. Der Ausgang dieses Kampfes war auf verschiedenen Punkten wesentlich verschieden, so fern auf dem einen die Fürsten, auf dem andern die Feudal-Untervillaliten mehr den Sieg davon trugen. Alles, was bis zum gegenwärtigen Augenblicke in der europäischen Welt Verfassung genannt wird, schreibt sich von diesem Kampfe her, und alles, was wir bis auf den heutigen Tag Aristokratie nennen, ist, beim rechten Lichte besehen, nur die Frucht eines Widerstreits, welcher durch den Umstand veranlaßt wurde, daß es kein Remunerations-Prinzip gab, wodurch die Abhängigkeit der Feudal-Untervillaliten gesichert werden konnte.

Nur sehr allmählig hat sich dies Prinzip durch die Verwandlung der Feudal-Untervillalität in eine Selbstwirtschaft gefunden; denn ohne diese würde die Feudal-Monarchie noch immer fortdauern. Gegenwärtig nun, wo dies Prinzip gefunden ist, darf man nur auf die Erhaltung desselben bedacht seyn; und eben deswegen muß von der Regierung alles ausgeschlossen werden, was diese Erhaltung erschwert. Die Monarchie, als solche, braucht auf der Absetzung der Autorität. Die Feudal-Untervillaliten sind ohne Sinn in Beziehung auf diese Regierungsform, weil diese, ihrem gesellschaftlichen Zwecke nach, durch den Feudal-Untervillaliten bestimmt wird, und nicht umgekehrt ist, als daß ein aristokratischer Fürst, der den Königen

sich sieht, die Rolle eines europäischen Fürsten der gegenwärtigen Zeit übernehme, ohne seinem Wesen zu entsagen.

Betrachte man den Uebergang nach, durch welche Zeit zu einem bessern Gesellschaftszustande, als jeder frühere war, gelangt sind; so läßt sich allerdings behaupten, daß die Prinzogenitur, als Vererbungs-Verfassung, zur Herbeiführung desselben beigetragen habe; denn, indem die Nachkommen in das Ererbre eintraten, konnte dieselbe nur erweitert und gehoben werden. Darauf möchten sich indeß die glücklichen Wirkungen der Prinzogenitur beziehen. Die wahre Macht würde demnach bei weitem mehr staatswirtschaftlicher, als politischer Art seyn. Sie kann die Quelle großer Reichthümer seyn; wird sie dadurch aber auch die Quelle großer Tugenden werden? Lord Bacon — ganz unentschieden ein kompetenter Richter in dieser Sache — klagt es, indem er in seiner Abhandlung von den Reichthümern sagt: *Divitias cognomine magis proprio vocare nequeam, quam ut eas appellem impedimenta virtutis*. Ist die Wahrheit auf seiner Seite, so läßt sich nicht begreifen, woher den Majestäts-Erbsitzern die Fähigkeit kommen soll, unter allen Umständen den besten Rath zu ertheilen und eine anmaßende Demuth in Schranken zu erhalten. Was der englische Adel in dieser Hinsicht geleistet hat, will nach dem Maßstabe beurtheilt seyn, welchen Englands Verfassung an die Hand gibt. Die Parliaments-Reform, welche seit einigen Jahren eingetreten ist, spricht für Lord Bacon; und was sich gar nicht leugnen läßt, ist, daß der englische Adel, als Grundbesitzer nach Prinzogenitur-Gesetzen, keinen geringen Antheil an dem Verlegentheim hat, wenn sich Großbritannien gegenwärtig befindet, hätte er diesen Antheil auch nur durch die, einem Pächter vorgeschriebenen Bedingungen: — Bedingungen, welche nur dadurch erfüllt werden konnten, daß er, als Gesegener, diesen Pächtern durch Kornpreise zu Hülfe kam, welche die arbeitende Klasse der Nicht-Agrikultoren zur Verwesenung beachteten. Wie allrd, so hat auch das Konstante seine Ordnung.

Wir beschränken hier ab, weil Mangel an Raum und dazu nöthigt. Doch wollen wir unser Urtheil über den in Rede stehenden Gegenstand nicht verwehren. Wir geben es, nach allen in dieser Sache gemachten Erfahrungen, dahin ab, „daß ein auf Majestäts-Erbsitz geimpfter Adel

seine Anwendung nur in einem Gesellschafts-Systeme findet, daß, weil es auf der Idee einer Volks-Representanten beruht ist, die Regierung zu einem Gemisch von Demokratie, Aristokratie und Monarchie mache, d. h. ihr den Charakter der Einheit raubt.⁴ Abgesehen von einer solchen Nothwendigkeit, bedarf es für den Frieden und die ebenmäßige Entwicklung der Gesellschaft keiner erblichen Aristokratie, welche, nach ihrer Benennung aufgefasse, sogar einen auffallenden Widerspruch in sich schließt, weil Besitz und Geist nicht als Eins gedacht werden können. Nur in staatswirthschaftlicher Beziehung läßt sich das Majerat vertheidigen; doch sollte dabei nie in Vergessenheit gestellt werden, was Adam Smith und andere Philosophen über diese Materie zur Sprache gebracht haben. Für das Königthum Preussens ist eine Umschmelzung der Verfassung, oder Successions-Gesetze um so weniger notwendig, weil es den bestehenden seinen innern Frieden und seine Stärke verdankt. Kann man dies Königthum nur glücklich preisen, weil seine Regierung die Idee einer Volks-Representant mit allem, was sich an dieselbe knüpft, von sich entfernt hat: so ist kein Grund vorhanden, sie zur Schöpfung eines besondern Adels aufzufordern, der in kurzer Zeit die Quelle der stärksten Anipathien werden würde, ohne daß durch ihn das Minderste verbessert wäre. Es bedarf also für Preussen keiner neuen theilnehmenden Einrichtungen, keiner Majerate, die nicht schon vorhanden sind: und es bedarf ihrer um so weniger, weil das Kaiserliche, das man in erblichen Nachgebornen findet, durch solche Einrichtungen nur vermehrt, nicht vermindert werden würde. Sigt man kein übermäßiges Gewicht auf das Wörtchen von, so ist bei uns in dieser Beziehung alles, wie es sich vor dem Tribunal gesunder Politik verantworten läßt.

S.

A u s s ä g e

aus

Lemontey's Geschichte der Regentschaft und der Minderjährigkeit Ludwigs des Fünfzehnten.

(Fortsetzung.)

Heinrichsdorf nach Zurücksendung der Infantin. — Polen. — Hin-
richtung zu Wars. — Krakau zu Hannover. — Preußen.
Friedrich Wilhelm. — Rußland. Katharina die Erste. — Er-
richtung der Wilk. — Zweite Krimken. — Verbannung des
Fürsten Sargosch. — Russ. Minister.

Von inneren Kabbeln gestört, litt der französische Hof
noch außerdem von dem allgemeinen Sturm, welcher durch
die Zurücksendung der Infantin in Europa erregt wurde.
Es war ihm daran gelegen, sich den nordischen Mächten zu
nähern, die er während seiner Vasallenverhältnisse zu dem
britischen Kabinett nur allzu sehr verächtlichst hatte. Der
Graf von Kettling wurde also nach Preußen und der
Hof von Hroy nach Polen gesendet. Diese Republik,

welche weder ihren Knecht, noch ihrer Freiheit ertragen konnte, wurde, seit der Vermählung der Maria Leszinska, ein wichtiger Punkt für die Beobachtung. War Karl der Fiedliche für den Alexander des Nordens gehalten worden, so war Friedrich August der Herrscher desselben. Nachig und freigebig, unermüdet er die Wohlthat mit einer unbegrenzlichen Energie. Man hat dreihundert und vier und fünfzig weltliche Kinder dieses Monarchen gezählt. Die Polen warfen ihm vor, daß er ihre Sitten verderbt und die Weiber der Schamlosigkeit entgegen habe. Selbst die Frömmigkeit dieses lustigen Herrschers hatte etwas Riesenhaftes und Aufgeblasenes. Die größten Summen verschwendete er an den Bau eines Kaiserthums, wohin man Nichts auf einem sicher Weilen langen Wege gelangte, der auf offenem Felde mit Säulen besetzt war, auf welchen Kaiserinnen prangten.

In den Schooß dieser Vorhanallen wurde der Abt von Vercy geschickt, er, der noch gequält war von den Verleumdungen, die ihm zu Lissabon und zu Madrid widerfahren waren. Der Zweck seiner Gesandtschaft war, die Republik von einem Schritt zu dem Traktat von Wien abzuwenden. Doch Stanislaus erblickte darin eine glänzende Zukunft. Dieser Botschafter, der, vor wenigen Monaten, seine Abkündigung gegen eine Rente von hundert tausend Thalern und gegen das Indignat zu Genua durch von ihm zu wählenden Schwelgersöhnen angeboten und vor den französischen Ministern einem heiligen Wischen vor menschlicher Großheit zu Schau getragen hatte, ließ auf einmal seine Leidenschaft für den Thron zum Ausbruch kommen, und versuchte, durch Reden und Schriften, den Eifer des Abts von Vercy anzufeuern. Er warnt ihn vor den Verführun-

gen einer listigen und unerblichen Fessel, malt ihn den König August als von seinen Unterthanen verabscheut, weil er die Privilegien derselben verletze, und als einen Verführer polnischer Edelfrauen, die er zu seinen Geliebten mache, zugleich als einen Habsden, der nur auf die Zerstückung Polens bedacht ist, um einen Theil desselben mit seinen Erbstaaten zu vereinigen. Stanislaus giebt sich sodann für das Idol seiner Landsleute aus, erklärt, daß er zwar nicht damit anhebt, den König August zu entsetzen, wohl aber vorzugsweise sein Nachfolger zu werden, und versichert, daß man ihn bereits in den Polatinnaten ganz im Stillen als den Dauphin Polens bezeichne. Doch in den Mienen, die er dem Gesandten empfiehlt, um gemeinschaftliche und nothwendige Stimmen zu sichern, zeigt sich das Mißtrauen, die Verachtung und der Haß, die er gegen denselben Hof unterhalte, über welchem er bereits herrschen möchte: so wahr ist es, daß die beste Wahl eines Monarchen unter Gleichartigen stets eine fruchtbare Quelle verderblicher Gesinnungen seyn wird.

Bayrischen staute die plötzliche Annäherung Oestreichs und Spaniens — das, was jeder Tag von den geheimen Verbindungen ihrer Allianz aus Licht brachte, so wie das, was Furcht oder Verurtheil als Produkt der Einbildung hingehen — den Saamen der Unruhe in allen Kabineten aus. Der König Georg erscheint auf dem Festlande; der Graf von Droghda begleitet ihn, und Friedrich Wilhelm, sein Schwagersohn, besucht ihn auf dem Schloß zu Herrenhausen. Ihre Besprechungen bringen den Vertrag von Hannover hervor, welcher den 3. September 1725 zwischen Frankreich, England und Preußen abgeschlossen und auf

die Basis einer gegenseitigen Verschleißung und Vertheiligung gegründet wird. Europa theilt sich in die Verbündeten Oesterreichs und in die Verbündeten Hannovers; die beiden Haufen machen sich den Willen Hollands, Schwedens, Dänemarks und Russlands streitig. Die politische Welt gleicht einem Chaos, worin alle, aus ihrer Lage verschten Körper transmutatorisch ein neues Gleichgewicht suchen. Der französische Minister (Herzog von Bourbon-Lendé) schmachtet sich mit dem Schicksal, seine Fehlschlüsse in dieser allgemeinen Verwirrung zu erkaufen. Doch kaum hat er den ersten Schritt gethan, so findet er sich verwickelt in einen Faden mit seinen eigenen Grundrissen. Er ist noch warm von der Verfolgung der französischen Protestanten, als ein Artikel des Traktats von Hannover ihn verpflichtet, sich den Köchern der polnischen Protestanten anzuschließen. Das blutige Trauerspiel zu Thorn hatte diesen Krug vollgeleert.

Thorn, diese alte Hauptstadt des deutschen Ordens, bewahrt, nicht ohne heftige Eifersucht, in seinem Schooße die katholische und die protestantische Religion, so wie ein lutherisches und ein jesuitisches Gymnasium. In einer Procession, welche diese Ordensgenossen den 17. Juli 1724 um einen benachbarten Kirchhof veranstaltet hatten, schlägt einer ihrer Jünger einem Schüler des Gymnasiums den Hut vom Kopf, und auf diese Gewaltthat folgt ein Mordstreik. Beim Tödtel eines lutherischen Kindes, das man in das Kloster schleppt, reißt sich der Pöbel zusammen und stößt die Thüren ein. Wüthel und Heiligenbilder werden zerbrochen und unter die Füße getreten. Die Obrigkeit, welche eine so unberuhigende Unordnung nicht hat verhindern

konnen, tritt vorgeblich mit dem Antritten hervor, daß den Jesuiten volle Genugthuung zu Theil werden soll. Doch diese wollen das Ereigniß benutzen, um die türkische Herrschaft in Thera zu Grunde zu richten. Es langen Truppen an, welche die Bürgerchaft entzweifeln. Die Gefängnisse werden angefüllt mit Beschuldigten. Der versammelte Landtag beschließt, daß der Prozeß durch das Inferiorial-Gericht des Großkaysers fortgesetzt werde, und geht in seiner Macht so weit, daß er zum Voraus den zu fallenden Richtergruch bestätigt. Der König, Kaiserin von Gebirg, Mustmann verurtheilt seiner Sinne, und Katholik aus Ehrgeiz, sieht dies Ueberfließen von Fanatismus mit Gleichgültigkeit, und lauert auf Gelegenheit zur Beendigung desselben, ohne den Lauf seiner Ausschweifungen zu unterbrechen. Das Gericht verhängte diese verhängnißvolle Anklage: es verurtheilte zwanzig Bürger Thera, unter welchen sich die vornehmsten Magistratspersonen befanden, zur Todesstrafe und einige derselben zu aufgeschlossenen Kerkern. Die Güter der Verurtheilten wurden den Jesuiten vertheilt, den Protestanten ihre Kirchen genommen und das Gymnasium nach einem Versteig verkauft. Japetischen konnte der blutdürstige Thail des Richtergruchs nicht eher vollzogen werden, als bis die Jesuiten einen Eid geleistet hatten; und das Bedingende dieser Hernalicht ließ einige Hoffnung bestehen. Der Legat meldete den Jesuiten, daß sie nicht auf die vorgeschriebene Weise sprechen könnten, ohne ihre Expenditur zu verlegen. Von dem Rektor erhielt der Großkaiser das Versprechen, daß der Eid nicht werden geleistet werden. Gewisse, eben so fromme, als menschlich fühlende Leute schändeten sich damit, daß es zu einer

Kreuzen eines Ansehls kommen werde, das durch seine Grausamkeit, vorzüglich aber durch seine Verurtheilung obrigkeitlicher Personen, deren Schuld nur allzu greifbar war, alle Gemüther erpölet. Doch die Jesuiten von Thorn wußten diese stehende Beforgniß. Vermöge einer Kriegselst, welche sich mit ihrem schmeiçhlichen Lehren nur allzu gut verträgt, ließen sie drei von ihrem Veldern schreiben, welche nicht in den sogenannten heiligen Befehlen begriffen waren *). Sogleich traf man Anstalten zur Hinrichtung von zehn Verurtheilten, an deren Spitze der Staats-Schöfmet Nießner, ein siebenzigjähriger, wegen seiner Tugenden allgemein verehrter Greis, das Blutgericht bestieg. Bald darauf signirten dieselben Jesuiten, durch einen abgefehligen Gebrauch dazu berechtigt, in ihrer Kirche einen aus der Bibel entlehnten Auftritt mit Drachensuppen. Sie wählten die Aufopferung der Tochter Jephtha's, und zur Erinnerung an das Gemeth der Aufstauer schmückten sie dieselbe mit einem Halde von zehn frisch abgeschlagenen Köpfen. Seltsame Verwandschaft, die Altäre eines Gottes des Friedens zu besüßeln mit dem Blut der Scherfrichter, mit einer Droßel von Kannibalen! Die thornet Hinrichtung erregte allgemeinen Abscheu. Die Oberkeimen hielten Räthe, die Katholiken von Ebing, Danzig und Kralzberg vor Neperst setzen zu bewahren. Die Könige von England und von Preußen, getrieben von einem religiösen Eifer, und Rußland, bestimmt durch politische Absichten, richteten Klagen und Drohungen an Polen. Sie fordereten die Mächte, welche

*) Schreiben des Herrn Wlodek an den Grafen von Kersike vom 6. Dezember 1724.

den Friedensvertrag von Oliva geschloffen hatten, zu ihrem Beistande auf; denn dies war einer von den heilsamen Verträgen, welche das Bruch des dreißigjährigen Krieges durch das Duldungs-Veriaup geschloffen hatten. Und so sah sich denn der Herzog von Weimden durch die Verbindeten honorabel geschloffen, sah unter die Fahne des Westphälismus zu stellen. Seine Verwunde erhielten von den Polen nur eine ironische Antwort, wie seine Inkonsequenz dieselbe verdiente. Die Republik rüsten sich, um 60,000 Mann, welche ihrer Ertränge überschreiten sollten, paradiesen. Doch die Mächte des Lutherthums waren von allzu verschiedenen Interessen bewegt, als daß ihrer Verbindung hätte von Dauer seyn können; und Polen, welches hartnäckig darauf beharrte, daß die Schlachtopfer Kirchensoldaten gemessen wären, triumphierte über einen Feind, der sich in Manifeste aufgelöst hatte. Vergessen ist jedoch nicht, daß das Vltimo rüst von Thoen das erste Fundament des Streits der Dissidenten war, und daß die Unterdrücker dafür büßten, zwar nicht durch Vernunftschüsse, wohl aber durch ein halbes Jahrhundert schwerer Kiden.

Die händoverschen Verbindeten waren im Uebrigen bei weitem weniger mit den Geschritten der Duldung, als mit der Entwicklung ihrer Liga beschäftigt. Holland, zum Beistand aufgerufen, wiederholte alle die Wünsche, welche seinen Eintritt in die Quadrupel-Allianz beglückt hatten, und unternahm sogar, mit dem Kaiser und mit Spanien abgesondert zu unterhandeln. Dieses Vastum rührte wohl mehr von den wertreichen Entschloffen seines Kabinetts, als von der Unschlüssigkeit seiner Pläne her; denn es war entschlossen, alles zu wagen, um die ostendische Kompagnie zu ver-

nischen, sie, der die Wiener Traktate ein gefährliches Uebergewicht sicherten. Die unbestimmten Ideen von National-Ehre und politischem Gleichgewichte sind sehr festliche Triebfedern in Vergleich mit dem scharfen und heilschenden Instinkt, den Handelsvölker in die Angelegenheiten ihrer Verhältnisse zu bringen pflegen. Diese Leidenschaft der Holländer, welche den Verbänden des Hannover sehr setzen mußte, beachte die ausgegangene Richtung in Dingen, hervor, an dessen gutem Willen dem französischen Cabinet alles gelegen seyn mußte: in dem Könige von Preussen. Mehrere Ursachen erschütterten das Werthhalten dieses Königs, der leicht bereit war, Verbindlichkeiten, welche er mit Uebereilung übernommen hatte, auch zu weit getriebener Befestigung aufzugeben. Die Festigkeit der Holländer ließ ihn befürchten, daß die friedfertige Allianz von Hannover durch ihre Doppelthaten einen feindseligen Charakter gewinnen könne. Der General Sedentoe, österreichischer Minister, vermehrte seine Befürchtungen und leitete seine Vermuthung auf Abwege, ohne sein Vertrauen einzubüßen. Die Herrn von Kottenburg und Du Bourgois, Gesandte Frankreichs und Englands, kämpften vergeblich an gegen diese Art von Verführung. Ich kann mir nicht das Vergnügen versagen, einige Stellen einer Schelke, welche dieser mächtvolle Monarch selbst an Ende richtete, in diesem Zusammenhange mitzutheilen; neben dem hohen Styl, worin das Ganze abgefaßt ist, springt der gesunde Verstand am allzu stark hervor. Er sagt: „Erkläre ich mich gegen den Kaiser, so wird dieser nicht verschlen, die Medetende und die Polen gegen mich loszulassen. Ich frage Ihrer Majestät, ob sie mir für diesen Fall den Rücken

beden werden. England, das ganz vom Meer umgeben ist, und Frankreich, das durch Festungen beschützt wird, halten sich für gesichert genug, während der größte Theil meiner Staaten jeder Unternehmung bloßgestellt ist. Durch den letzten Traktat laß ich mich also in einen Krieg für die Herrn Holländer ein, damit sie Thee, Kasse, Rösse und Porzellan desto theurer verkaufen können; und diese Herren wollen für mich nicht das Mindeste thun, während ich alles für sie thun soll. Sagt mir, meine Herren, ist das billig? Wenn ich in diese Allianz einginge, würdet Ihr nicht sagen, der König von Preußen ist ins Garn gelaufen? Wenn Ihr dem Kaiser seine Schiffe nehmt und seinen asiatischen Handel zu Grunde richtet, wird er dadurch zu einem kleineren Kaiser, als er zur Stunde ist? Ich mag nicht wie ein Blinder, aber wie ein Salopia in die Offensiv-Allianz eintreten; ich will den Despoten und alle die Schmeicheleien eben so gut kennen, als die Könige von Frankreich und Großbritannien; als Parthei will ich sie kennen, nicht als Subaltern und Untergeordneter. Der Despoten besteht darin, daß man dem Kaiser Preussingen zu nehmen gedenkt. Doch welche? Und wem werden sie zu Theil werden? Wo sind die Truppen? Wo das, wodurch man den Krieg in Gang erhält? Da man zur Ausführung des Taugel entschlossen ist, so muß man ihn tüchtig ausführen. Nach beendigten Kriegen macht man Frieden. Wird man mich vergessen? Wird ich der letzte sein? Wird ich, durch Gewalt vernichtet, unterzeichnen *)?"

*) Die Obersten Frankreich und Englande ehen den 5. December 1713 mit einander, als Friedrich Wilhelm, der dies erfor-

Diese Sprache Friedrich Wilhelm weissagte seinem Vorkündem einen nahen Abfall. Ein launenhafter Einfall dieses Fürsten war der Verbot: davon. Er lag am Morgen eines Tages darnieder, als er sich erinnerte, das König Georg ihm, auf Veranlassung des holländischen Vertrags, ein Roß-Pferd geschenkt hatte; und er befohl Knoll und Zell, daß dieses schöne Thier aus seinen Stalle gejagt und auf der Straße seinem Schicksal überlassen werden sollte. Der französische Hof, welcher Tag für Tag nach auffallendere Züge aus dem Privatleben des preussischen Monarchen ersah, betrachtete die Folgen derselben höchst seltsam. In dem Schmelzhammer der Marthe de Prepe wurde festgestellt, daß ein Betragen so argw. Art nicht verhalten konnte; und mit jedem Courier erwartete man das Ende dieses getödteten Zustandes, abglick der Graf von Rottemburg den Rath theilte hatte, die nöthigen Massregeln nicht eher zu nehmen, als bis Preussen seinen gekrönten Souverän abgesetzt haben würde. Dieser Bruchstern, wenn man über die Eigenschaften eines deutschen Volkes nach den guten Gesetzen der Franzosen urtheile, ließ den König seinen Abfall vollenden, so daß der Herr Herzog sich zwischen den Waffen Spanien und Oesterreich befand *).

ern hatte, sich bei ihnen erkund und sich zu Hilfe setze. Er jag aus seiner Tasche eine Schrift in weissen Brillen, die er selbst in französischer Sprache verfaßt und mit eigener Hand unterschrieben hatte. Mit lauter Stimme las er sie vor und ließ sie ihnen jurch. Aus dieser Schrift hat ich die Stelle gezogen, die man hier sehen hat.

*) Der Verfasser theilt hier über Friedrich Wilhelm den ersten mehr Anecdoten mit, die wir nicht überlegt haben, weil ihm Nicht-Aufmerksamkeit und so gut als erwiesen ist. Aber dem König, wie

Dieser Kampf zwischen den Traktaten von Wien und Hannover war nicht minder lebhaft zu Petersburg. Ein so engerster Kampfsplatz kündigte den Einfluß des Orients und des Westens an, das Rußland hatte, sich in die Angelegenheiten der alten Mächte zu mischen. Die, welche am andern Ende Europa's regierte, schien sogar die erste Stelle in Rußlands Befehlungen einzunehmen.

Die Beziehungen Rußlands zu Spanien waren unverändert geblieben, seitdem Katholik, dessen Politik die Welt mit der Brandsackel in der Hand durchlief, auch die Tartaren Moskau's nicht verschmäht hatte. Endig sah einen russischen Kaiser und russische Schiffe in seinen Hafen einkehren, und ein Gesandter dieser modernen Esythen war in Madrid erschienen *). Man weiß, wie eifersüchtig der

Friedrich Wilhelm der Erste war, unparteiisch zu urtheilen. Er war eifersüchtig, als Gesandtschafts-Berichte nicht zu haben. Dieser Fürst hatte ganz unheimlich seine Eigenschaften; doch, um ihn in demselben nur überlächeln zu können, muß man vor allen Dingen unbekannt sein mit dem Verdienste, die er um die Monarchie hat. (Vom. des Herausgebers.)

*) Auf folgende Weise erzählt der Verfasser von Laß das erste Aufsehen dieser Abgesandten in einem Schreiben an den Herrn Herzog vom 19. Januar 1724. „Der Gesandte des Orients ist der schwedische Moskauer, der bereits aus Schweden angekommen ist. Der gütliche Don Miguel Guerra ist der Minister, mit welchem er unterhandelt, und der Werth von acht bis zehn Schillingen macht, daß er seinen Kopf mit der Hand halten muß, weil sein Mund sich sehr weit nach der Schulter rechts wendet.“ In einer Nebenung setzte sich later dem Kaiser gegenüber in Latscheln, und nach einem ungeschicklichen Scherzen künzte der Moskauer den Mund und sagte: „Mein Herr, ich habe von dem Kaiser, mein Herr, den Befehl, den kaiserlichen König zu versichern, daß er ihn sehr lieb hat.“ „Und ich,“ antwortete Guerra, „versichere Sie, daß der König, mein Herr, den Kaiser, Ihren Herrn, sehr lieb

russische Hof sich für eine Allianz mit Frankreich gezeigt hatte; doch die Weigerung des Herrn Herzog, verpöblich aber unsere handelsfähige Allianz mit England, hatten dies Wohlwollen sehr geschwächt. Eines Tages, wo Herr von Caprion die Antipathie des russischen Hofes gegen die britische Regierung mit einigen Erfolge bekämpfte, verließ Jossakoff, einer von den Ministern der Kaiserin, halb trunken die Kaufmann, lief in die Kirche, wo der Friede nam Petrus des Ersten beigesetzt war, und schrie vor allem Volk: „Oh, mein Herr und Schutze, erschreike deiner Grust, und sich, wie man deine Maximen unter die Füße tritt.“ Doch, wenn England geschäft war, so war Oesterreich verdächtig; und ein gerechtes Misstrauen hielt Katharina und Karl den Sechsten aufeinander. Intriguen, welche von tief untergeordneten Menschen herrührten, machten so verwickelte Interessen noch verwickelter. Ein italienischer Mönch (eine Kreatur des Vencus von Neperbo), verberdete die heimlichen Gedanken dieses großen Abenteur. Ein Kaiser Jakob des Dritten betrieb den Umsturz seines Vaterlandes *). Die Winne des Egar schien ihr Ge-

bet.“ Nach dieser laienlichen Unterhaltung schien keine sich eine Verantwortlichkeit lang an, eher die Welt zu sagen, und die Wirkung war heilig.

*) Dieser Schandte war Herr Egar. Eben so hatte der Feldherr, Lord Marlborough, nach Mordmord geschickt: dann nahm die war, der durch seine schlechte Befehlshung er dahin gebracht hatte, daß er seinen Vaterlande und seiner Religion hatte aufgeben müssen. Zu gleicher Zeit unterhielt Jakob der Dritte einen Verschwörer mit dem Bischof von Exeter und assistierte bei denselben dem angeblichen Bischof von Rochester. Sobald sich irgendwo der politische Verstand irrte, konnte man darauf rechnen, die Jakobiten (Katholiken) zum Vortheil kommen zu sehen.

nur in demselben Maße verloren zu haben, worin die Furcht für ihren Schalter verschwand. Das große Gemüth des Savoyens verlieh sich in den stürmischen Einn der lieftlandischen Kämpfe. Die Pflichten des Ehren an dem hohen Ranghof und an den salischen Oeffern *) abtreibend, begnügte sich Katharina damit, daß sie in ihren Einn ein schiedelgerisches Leben führte. Während Siedendorf den saldischen Hof Friedrich Wilhelm zu besuchen suchte, legte der Graf von Nodun, ein anderer Minister des Kaisers, die Hallstriche der gewandtesten Politik. Triumphirend über ein glückseliges Kabinett, mußte er dasselbe an den Winter Teatrat zu knipfen, und kollubirte durch diesen Erfolg auf eine noch erstaunlichere Revolution; denn wir werden bald sehen, wie er, ohne Wankern und ohne Gewaltthat, das Egypter Auslands einem vergessenen Kinde, dem Sohn jener wilden Nilis, jurender.

Die holländische Liga trübte sich indess über den Verlaß Preussens und Auslands durch die Ersetzung Schwedens und Dänemarks; und nur der Zufall des Krieges schien zwischen so gleichen Kräften entscheiden zu können. Als erster Verheer dieser Krise, traf der Herr Herzog, unter Furcht und Begerung, Anstalten zur Abwehrung des Angriffs. Dieser Augenblick wurde begründet durch die denkwürdigste Einrichtung der französischen Monarchie; ich will

*) „Herr Oeffern“ — so lautet es in dem Schreiben des Herrn von Caprion vom 5. Mai 1723 — „ist die Quelle der auswärtigen Angelegenheiten. Seine Geschäftigkeit besteht hauptsächlich in der Ehre, in der Beredsamkeit und in der Verschönerung, wenn er Gebrauch macht. Durch diese Eigenschaften hat er sich das Vertrauen des verstorbenen Königs erworben.“

hierdurch die Willkür andeuten. Völker, welche mit den eintäglichen Verrichtungen des Handels beschäftigt oder bis zu den letzten Verschönerungen der gesellschaftlichen Kunst gelangt sind, erkaufen ein ausländisches Heer und führen Krieg durch Bestechung. Minder vorgeschrittene Nationen erglänzen ihr Heer in dem müßigen und verfunkenen Theil ihrer Bevölkerung und überlassen es einer strengen Disziplin, dasselbe zu reinigen. In dem letzteren Falle befand sich Frankreich. Es erwarb nämlich achtzehn bis zwanzig tausend Mann, von welchen zwei Drittel aus dem Verderbniß der Soldate herbergingen *). Allein, es war so gut als nichts, daß seit Karls des Ersten Zeit die freiwilligen Verpflichtungen in Kriegsspitzen niemals ausgereicht hatten. Zu Hülfe kam man durch gewaltsame und ungeregelte Mittel, welche augenblickliche Aushebungen von Weisichen verschafften, aus deren Soldaten gemacht werden mußten. Paris Duverney, welcher in den Lagern einen von militärischen Vorurtheilen freien Geist empfunden hatte, gerieth auf den Einfall, eine große, durchaus nationale Armee zu Stande zu bringen, welche aus der Mitte des Volks durch's Loos gezogen würde, ihre Regimenter und ihre Offiziere hätte, einem gerechten aber vorübergehenden

*) Die Administration kostete drei Millionen. Die Centralisation des französischen Nordens lieferte mehr Rekruten, als die des Südens; denn, um das Heer auf 135,346 Mann zusammen zu setzen, gehen die ersten einen Mann auf 143 ihrer ganzen Bevölkerung, die letztern einen auf 279. Von den Soldaten des Nordens bestrich die Statistik weniger, als von denen des Südens. Endlich bot der Norden nur ein Gebirge, der Süden hingegen ein flaches an Weizenbau, welche wegen ihrer kleinen Größe eher wegen ihrer Schnelligkeit dienstfähig waren.

Denke unterworfen bliebe und während des Friedens die Waffen mit dem Arbeiten des Ackerbaus vermischte. Dieser Gedanke war durchaus neu in unser Militär-Verfassung; die Freischützen (*franc-tireurs*), die sich demselben am meisten widerten, unterschieden sich davon in mehrern Punkten. Wenn, wie man behauptet hat, der Cardinal Richelieu ihn gehabt hätte, so war er unausgeführt geblieben. Dureney gab also dem französischen Staate eine Willk von 60,000 Mann, welche in 100 Bataillone getheilt war *). Gleich auf den ersten Wurf war die Form so vollendet, daß, als, sechszehn Jahre später, der Graf von Argenson mit einer Beschreibung derselben umging, er sie nur bewundern und befolgen konnte. Wir werden in der Folge die Unglücke kennen lernen, welche diese mögliche Einrichtung wieder gut machte, und wir werden nicht unterlassen lassen, wie sie durch zahllose Ungerechtigkeiten geübet und durch Personen, welche die Rekrutierung zu einem Handelspreis verwandelten, absichtlich herabgewürdigt, weder in dem Urtheil des Publikums, noch in der Werthschätzung des Vaterlandes den Rang einnehmen, der ihr gebührt.

Doch, wir gebührend dies Militär-System auch sehr mochte — reichte es im Augenblick seiner Entstehung hin, um einen bevorstehenden Krieg zu beschleunigen? Das britische Ministerium, welches den Frieden eben so sehr zu erhalten wünschte, wie der Herr Herzog, verwandte Mittel minder langsamer Rasse an. Unter dem Vorwande, der Par-

*) Schätzung vom 27. Februar 1721. In den letzten Jahren betrug die Zahl der Franzosen, welche um den Eintritt in die Willk liefen, im kaiserlichen Durchschnitt 33,811, und die der Willkier 14,463.

hanntsch. Sitzung belustigtem, reiste Horace Walpole den Paris ab, und nicht lange darauf liefen aus Englands Häfen drei Flotten, von welchen die erste bestimmt war, die Russen im Baltischen Meere zu jagen, die zweite, die Küsten Spaniens zu beobachten, die dritte endlich, den Gallien die Meere Amerikas zu verschließen. Diese dreifache Andrüstung schien der Triumph der britischen Macht zu seyn. Frankreich, dem man daraus ein Schicksal gemacht hatte, weil man seine furchtsamen Zögerungen fürchtete, trat, um seine Würde zu retten, mit einigen Vorwandsen hervor; allein, es begriff die Wichtigkeit dieses nachdrücklichen Verfahrens. In der That, auf den beiden Seiten, welche Europa theilten, rechnete Spanien allein auf einen Versuch, und vielleicht war in Spanien die Königin die Einzige, welche ihn aufrichtig wollte. Als der Oberst Stanhope mit den Depeschen seines Hofes vor ihr erschien, sagte er zu ihr: „Ich bringe entweder den Frieden, oder den Krieg.“ „Den Krieg! den Krieg!“ rief lebhaft die leidenschaftliche Idealistin. Nur dies Verlangen kann das beispiellose Glück Kipperda's erklären, der, nach seiner Zurückkunft von Wien, sehr bald zum Herzog und zum ersten Minister ernannt wurde. Dieser bairische Holländer gleicht bei weitem mehr einem Volks-Leidenden, als einem Königs-Befehlsh. Als von den Königen Frankreichs, Hollands und Preussens als Unterzeichnern des hannoverschen Vertrages die Rede war, sagte er: „Ich werde diese O... lehren, Verträge mit einander zu schließen. Den Franzosen sag' ich vorher, daß ihr Land von einer Eindringh an Deutschen, Russen und Polen überschrenmt werden und daß diese die benachtheiligten Ansprüchen der Hannen und der

Han-

Banbaten widerstehen wurden.^{*)} Spanien anlangend, versicherte er, daß er es nach den Maximen der Regierung Salomons beherrsche. Sein Vertrauter und Rathgeber war Pambilly, einer von den Würstleuten, welche sich im Jahre 1719, in Folge der Ueberrungen des betragener niedrigen Adels, hatten Landes verweisen lassen. Indes beunruhigten scharfe Doctoren keinen Triumph. Das Wohlleben der durch die belandete Flotte zurückgehaltenen Gallonen erlaubte ihm nicht die Subsidie von drei Millionen Pfster zu zahlen, ohne welche der Kaiser nicht rüsten konnte. Auf der andern Seite hatte er die Königin durch das schlichte begründete Versprechen einer Vermählung ihres Sohnes Don Carlos mit einer Erbprinzeßin gelockt. Aus dieser Klemme suchte Rippanda sich dadurch zu retten, daß er die Wiener annahm, als wollte er sich England und Frankreich nähern; und in diesem Entwerf entdeckte er in Madrid einen gewissen Herrn Sedpart, der ehemals unser Gesandtschaftsger gewesen war *). Durch dies Verfahren schmachtete er sich damit, ein gegenseitiges Mißtrauen unter die Verbündeten Haincovics zu verbreiten, den Wiener Hof dadurch gelähmt zu machen, daß er ihn beunruhigte, und diesen Hof sogar ohne Anstände zu verlassen, wenn er auf seinen Forderungen beharrte. Diese schlangemartige Politik überließ seine Kräfte, und verwarf ihn in einem Labryinth von Unbesonnenheiten und Verärgern. Der österreichische Minister

*) Erleben es in Madrid nicht mehr einen französischen Minister gab, unterließ der Herzog nicht vier schöne Correspondenzen: Carlier, Maillet, Sedpart und Worzen. Ihre Briefe haben wir hier veröffentlicht. Von von der Genauigkeit der Handschriften des letztern beigebracht.

erklärte ihn. Entsetzt über ihr eigenes Werk, entließen der König und die Königin von Spanien Ripporda'n aus allen seinen Aemtern, indem sie ihm eine Pension von drei tausend Pistolen verkannten. Wäre der Ueberband dieses Mannes zweifelhaft gewesen, so würde sein Betragen ihn jetzt ins Licht gestellt haben. Von dem holländischen Gesandten ließ er sich zu dem englischen Gesandten führen, den er um ein Asyl bat. Weinend trat er ein, und eilte das Bild Georgs des Ersten wie den Bild eines Schutzgottes zu umfassen. Die außerordentlichsten Bekändnisse bezeugten die Gostfreundschaft, die ihm zu Theil wurde *). Als man ihn fragte, warum er das Haus des Augustus nicht vorgezogen habe, da es doch der natürliche Zufluchtsort eines neuen Katholischen sei, gab er zur Antwort: „ich setze mehr Vertrauen in Schiffe, als in Verstecke.“ Inzwischen gewahrte der Rath von Kastilien ein Staatsver-

*) Der Oberst Starhope ließ dem kaiserlichen Kabinett einen Bericht von den wichtigsten Bekändnissen des Herzogs von Ripporda durch seinen Schreiber überreichen. Verdient dieser Bericht Danken, so handelt es sich in dem kaiserlichen Philipp des Dritten und Karls des Sechsten um nicht geringere, als andre Verdienste von Frankreich abzurufen, dem Kaiserem Don Philip die verdiente Nachfolge zukünftig bei Frankreich zu sichern. Den Rathes mit der Bitte des Hauses Österreich zu veranlassen, Schreiber und Botschaft zu entsenden, um Jakob Stuart auf den englischen Thron zu bringen u. s. w. Ich habe in dieser Schrift, welche dem Kaiserlichen Kabinett auf der geheimen Hofe mitgetheilt wurde, so viele, mit einigen unbedeutenden Beispielen vermischte Falschheiten und Irthümer angetroffen, daß ich Bedenken getragen habe, sie unter die Öffentlichkeit dieser Werke aufzunehmen. Da jedoch Kaiser England und Holland gegen die, den 28. Mai 1716 erfolgte Entführung Protestationen an, welche die Päpsten für nichtig gehalten erklärten und welche ihre Folgen nach sich ziehen.

brachen in Rippada's Schritt, und ein Delirium der Gärten holte den Schuldigen aus der Wohnung des Gefangenen ab. Er verließ sie, indem er zwei Tausenden Wein mitnahm und alle seine Papiere vergaß. Das Publikum verächte ihn ohne Mitleid; denn die Spanier, welche nur zu gut empfanden, wie sehr ihr Vortheil in dem Wiener Traktat aufgesopfert war, verabscheuten den Abentheurer, der ihn unterhandelt hatte. Er wurde nach der Festung von Segobia gebracht, aus welcher er nach einer zweijährigen Gefangenschaft entwich. Man erzählt, er sei nach Afrika gegangen, wo er sich zum Propheten aufgeworfen und eine neue Religion gepredigt habe. Bei dem Willen lebte und starb er in Frieden in Folge der Duldung, welche die Piraten allen Gottesverehrungen gewähren, so wie der Achtung, die der Muhamedanismus für alle Narren empfiehlt.

Wer dem Feinde lüchelt, forciert sich zu Rippada's Ehre. Sie transit gloria mundi, schrieb der Herr Herzog scherzend an den Herzog von Liria *). Er ahnte nicht, daß er seine eigne Geschichte schrieb, und daß Europa, statt des eines Ruhestörsers, denen zwei fallen sollten. Frankreich, seines Hülfsbedürftig, bot nur Hülfsen dar; dabei Einnahme und Verwirrung. Parlamente und Geistlichkeit schweben nach. Der Adel war abtrünnig von der Beschuldigung des Militär-Hauses des Königs, und von dem Befehl zu einer Revolution der Gnadengehälte seit der letzten

*) Dieser Brief war vom 2. Juni. An denselben Tage schrieb der Herr Herzog an drei kaiserliche Minister (Geldsack, Cronberg und Grinvald), um ihrem Willen zu entsagen zu der Befreiung von einem unglücklichen Premier-Minister.

Regierung. Der Wirbelwind der Wänzegeze hatte den Handel über den Haufen geworfen. Die Aushebung und Ausrichtung der Wölly kam zu dem Leiden, welche die Provinzen trugen. Die Pasche der stählischen Ehrenbefähigung (*du joyeux avènement*) plündern den Richter auf seinem Tribunal, wie den Gefährten in seiner Schanzflut. Den Betreten waren unter der Benennung von Gürtel der Königin Taten aufgelegt, die sich aus den Zeiten der Feudalität herdrückten. Mitten unter diesen Bedrückungen lag die Grundsteu-Steuer der Unterordnung des Bischof auf. Die meisten Parlements hatten sich geweigert, sie in ihre Register einzutragen, und die Empörung der Unterthanen war eine Folge dieses Widerstandes geworden. In mehreren Gegenden durchstreiften Handen von drei bis vierhundert Weibern, die mit Flegeln und Keulen bewaffnet waren, Tag und Nacht unter Drommelschlag die Häuser und drohten jedem zu verheeren, der die neue Steuer einfordern oder bezahlen würde. Die Zukunft braunmühte nicht weniger, als diese Straßzüge von Bauhanten; denn, selbst wenn man die Erhebung der so bestimmten Beiträge als gelungen voraussetzte, schloß es noch an 11,481,370 Livres, ehe die Ausgaben durch die Einnahmen gedeckt waren; und kam es zum Kriege, so erschöpfen die Mittel zur Befreiung der Kosten jeder menschlichen Verheerung. Das alljährlich zunehmende Elend des Volks schloß eine wohl begründete Verschuldigung in sich, deren Gegenstand die Forderungen der Regierung waren. Paris zählte im Jahre 1726 eine größere Menge von Verstorbenen und ausgelegten Kindern, so wie weniger Heirathen und Geburten, als in den vorangehenden zwei letzten Jahren, wo die Bevölkerung

mit Verschönerung und epidemischen Platten gekrönt hatte. In einer Art von Schwindel verlor sich der Herzog von Bourbon alle diese Symptome des Verderbens: die Hofschranzen verließen ihn am Rande des Abgrundes, den er allein nicht sah, und die Meinung, daß alles verloren sei, verkündete das allgemeine Verderben *).

Die Reichschläge, welche man dem Herrn Herzog vorschlug, bestimmten den Bischof von Frejus. Von allem Schrecken beschwor man ihn, den Leiden des Staats ein Ziel zu setzen; doch alles bezeugt, daß dieser Reich, zufrieden mit seinem Schicksal und brennend mit drei und siebenzig Jahren beleset, diesen so notwendigen Entschluß nur gegen seine Willkür setzte. Es kostete ihm etwas, sein Wort zu geben. Mehr als einmal hat er den Herrn Herzog, dem Einem durch die Entfernung der beiden Rivalen zu beschönern, welche der öfterliche Hof als die größten Staatsfeinde bezeichneter; sogar die Königin hat er um diese Befriedigung. Durch schlagende Antworten getraut, wich er endlich seiner Reichthumlichkeit als Väter, seiner Ergebenheit für den König, und schließlich der Furcht, in dem allgemeinen Unfug, sein Ende zu finden. Ein Schreiben des Herzogs von Charest beweist, daß er noch in dem Augenblick sagte, was gehandelt werden mußte, und daß die Umwälzung, welche den 11. Juni Statt fand, neun Tage früher hätte eintreten können. Vor einer Abschieds nach Rouen sagte der König zu dem Herrn Herzog mit einem

*) Die größte Zahl der Leiden betrug 283, die der ausgebrochenen Kinder 263; die Geburten hatten sich 355, die Heurathen um 16 gemindert. (Archiv der Stadt Paris.)

huldvolleren Rücksicht, als gewöhnlich: „Mein Vetter, lassen Sie sich nicht zu lange zum Abendessen erweilen;“ und einige Stunden darauf übergab der Herzog von Chartres ihm von Seiten des Monarchen ein höchst trocknes Schreiben, worin ihm befohlen wurde, sich bei Strafe des Ungehorsams nach Chartres zu begeben. Der Prinz gehorchte auf der Stelle, ohne irgend ein Wort zu sagen, und der Lieutenant der Gardes begleitete ihn bis zum Ort seines Exils. In den Formen dieser Beugungsbildung hat man dem Bischof Härte, dem jungen Könige Falschheit zum Vorwurf gemacht. Doch es ist wahrscheinlich, daß der erstere, aus Furcht vor einer päpstlichen Erklärung, die Veracht und Furcht übertrieb, und daß der zweite, dem man, von seiner schönsten Jugend an, die Verstellung als notwendig für den Inhaber eines Thrones gepredigt hatte, dem jugendlichen Eigensinne folgte, die Lehre seiner Meister zu übertreffen. Der Bischof von Frejus gestattete es dem Könige nicht, die Herzogin-Mutter mit dem Rückzuge ihres Sohnes bekannt zu machen; und er erhielt eine so wohlwollende Antwort, als die Unhöflichkeit sie geforderte. Sei es aus Ehrgefühl oder aus Zartgefühl, auch dem Herrn Herzog wollte er von der Gerechtigkeit seiner Beugungsbildung überführen; und in diesem Entwerf überschickte er ihm eine Uebersicht seiner Fehltritte, gleichsam den Prozeß seines Ministeriums: ein merkwürdiges Denkmal der Geschichte dieser Zeit. Der Prinz, von Natur sehr heftig, war eben so empört von dem Manifest, wie von der Formel seines Exils, und stieß wider den Bischof von Frejus so beleidigende Herausforderungen aus, daß diese nicht das Ansinnen gemessen wöhlen, als wären sie ihm unbekannt geblieben, und diesen hoch-

schickten Brief durch einen zweiten Brief zur Bestimmung beachte, worin Nachsichtigung und Drohung mit großer Kunst verknüpft waren.

Der Fall des Premier-Ministers wurde in Paris mit unglücklichen Erwartungen vernommen. Mit Wähe verhielte die Politik Erleichterungen und Freudenfrucht. Blaup wünschte einen hochwürdigen, doch vollständigen und festen Triumph. Die Gefügigkeit seiner Zügel gestattete ihm, die Bedingungen desselben zu bestimmen. Die Königin erhielt von ihrem Gemahl einen festlichen und unbedingten Befehl, welcher sie, so zu sagen, unter die Vormundschaft des alten Bischofs stellte. In Thronen gebadet, legte sie dies Schreiben dem Marschall von Villars, der uns die Nachrichten desselben erhalten hat. „Ich ersuche Sie, Madame“ — so schrieb der König — „und, falls es nöthig sein sollte, befehle ich Ihnen, alles zu thun, was der Bischof von Frejus Ihnen von meiner Seite sagen wird, als ob ich selbst es wäre. Unterschrift: Ludwig *).“ Le Blanc, welcher in seinem Epil ein Haupt verberg, das vor Linsen so vieler Feinde zu trennen war, wurde von neuem zum Staatssekretär des Königs ernannt; und Felleier-Directer besetzte Datum in der General-Kontrolle. Die Helden Paris wurden entfernt, und der unermüdliche Duverney kam bald dahin, daß er zwischen den Mauern der Bastille sei-

*) Das Manuscript des Briefs (Nr. 226. des Archives der Geschichte Frankreichs) enthält eine Zeit von sieben Jahren, der ein wenig abweicht. Er lautet, wie folgt: „Madame, erlaube Sie nicht über die Befehle, die ich ertheile. Sagen Sie auf das, was Herr von Frejus Ihnen als von mir kommend sagen wird; ich will Sie daran und befehle es Ihnen.“

nen Entwürfen nachzusehen konnte. Ein Cabinets-Befehl (*lettre de cachet*) begab die Marquise von Peir auf ihrem Landgut in der Normandie *). War ihr Leben ein Vorbild des Ansehens gewesen, so wurde ihr frühzeitiger Tod zu einem Phänomen. Aufrecht stehend und ohne Krankheit erlag sie einem Anfall, den die Kunst nicht ergreifbar: ein grausamer und unsichbarer Kampf, in welchem ein unersättlicher Schmerz ihr innerlich den Todesbreich verleiht, während die Größe ihres Charakters ihr den äußeren Glanz der Gesundheit erhält. Der Herzog von Bourbon trat für immer in die Dunkelheit zurück, die ihm gebührte, nachdem er Frankreich erschöpfte und Europa durch eine dreißig Monate lange Regierung beunruhigt hatte: durch eine Regierung, in welcher Kaiser ohne Rammh und eine Tyrannin ohne Gewandtheit die Verirrungen der Regenschwefel mündelndemach machten. Der trübseligste Verdacht verfolgte ihn in seiner Einsamkeit. Man beschuldigte den Tod des großen Lords sich durch Raub bereichern zu haben; und die Untersuchungen, die er darüber empfand, vergifteten seine letzten Tage **).

*) Sie wurde dahin beordert von Madame de Desfard, ihrer Privatsekretärin in Schloß, Salazarit und Mächtigkeits. Diese Frauenzimmer liebten sich jeden Morgen sehrliche Worte zu, die sie auf einander machten. Desfard, als diese Thron-Veränderung, hat sie nicht erfahren können, um die lange Wirk zu bestimmen.

**) „Von dem großen Eohn des Herrn von Orleans hat ich erfahren, daß der Herr Herzog ein, dem Publikum unbekannt gebliebenes Kabinett gesucht hatte, worin er den Kainig hat, eine Summe von 600,000 Livres anzuweisen, die er ihm schuldig ist; daß man dem Kainig die Kabinett überbracht hatte; daß eine erste Bewegung die bei Kabinett gewesen war, den man gegen einen Mann sich, der sich in einem solchen Fall befunden hat; und daß er

Es schloß sich diese geschehrixe Periode, während welcher die Häupter der beiden Seitenlinien des regierenden Hauses noch einander das Königthum mit einer unbedingten Gewalt und einer sich stets gleichbleibenden Antipathie regierten. Diese Epoche, deren mannichfaltige Ereignisse ich beschrieben habe, war nicht minder fruchtbar an Ergebnissen, welche einander unbenutzt blieben, oder verkannt wurden. Die Monarchie, die Verwaltung und der öffentliche Geist, die Reichthümer, die Sitten und die Bedürfnisse der Nation, die Wissenschaften und die Künste, erhielten Abfassungen, die ihr Wesen veränderten, oder auch eine Richtung, welche ihre Bestimmung unsichererlich anders gestaltete. Diese, aus dem Zusammenstoß des Zufälligen und des menschlichen Geistes entstandenen Combinationen zu entwickeln, werd' ich eine Aufmerksamkeit anwenden, welche selb' ist von allen System-Sucht. In diesen Gemälden werd' ich viele Privat-Thatfachen zusammenfassen, deren Aufnahme meine Erzählung nicht zuläßt, und welche, weil ihr Kleinliches nur auf dem Tischein beruht, auf der Waage der Philosophen mehr wiegen, als auf chronologischen Tafeln.

mit Beachtung versehen habe, er mache sie dem Herrn Prinzen von Coburg zum Geschenk." (Schreiben des Obersten de Wittke an den Fürsten von Coburg, Herrn Guden, vom 11. Juli 1799.)

(Fortsetzung folgt.)

Z u g a b e n

zu den

staatswirthschaftlichen Aphorismen.

(Zusatz.)

Elfte Zugabe.

Durch welche Uebergänge ist die Staatswirthschaftslehre dahin gelangt, eine positive Wissenschaft zu werden?

Sehr richtig scheint uns die Ansicht derer, welche in der Staatswirthschaftslehre ein Verzeichniß für die Unterkommenheiten sehen, welche jede Finanz-Verwaltung dabei in sich geschlossen hat und ganz unstreitig auch kläglich in sich schließen wird. Nur sollte man hierbei nicht, wie das Herrn Eumende de Eldmond! begegnet ist, eine, dem natürlichen Vernunft-Gange entgegen gesetzte Ordnung wahrnehmen. Der menschliche Geist schafft immer nur auf Veranlassung, und die ganz natürliche Folge davon ist, daß er da, wo es die Verbesserung des Wirklichen gilt, nicht etwas vernimmt, sondern nur anders gehalten. Mag es also immerhin wahr seyn, „daß die Philosophen, um die Gesellschaft vor den Veranlassungen der unumschreiblichen Gewalt zu beschützen, kein besseres Mittel gekannt haben, als die Fürsten und ihre ersten Diener über ihrem eignen Vortheil zu belehren, um sie zur Vollbringung des Ge-

erzelen und Tölgern zu bewegen“ — eine Behauptung, welche von dem so eben genannten Staatswirthschaftsleh-
rer herrühret — —: so ist doch zugleich eintrachtend, daß
kein anderer Weg zum Ziele führen konnte, weil dies der
einzig richtige war. Angenommen, man wollte die Staats-
wirthschaftslehre in ihrer bisherigen Vollendung auf den
gesellschaftlichen Zustand der Aegypten oder der Nordamerika-
nischen Wilden anwenden — was würde dabei herauskom-
men? Nichts, als die größte Verwirrung.

Hieraus ist klar, daß die Staatswirthschaftslehre im-
mer nur der Entwicklung folgen kann, welche der Gesell-
schaft durch die fortschreitende Theilung der Arbeit zu Theil
wird. Als positive Wissenschaft auf die gesellschaftlichen
Verhältnisse angewiesen, darf sie sich keinen Augenblick von
diesen trennen; und indem die von ihr zu lösende Aufgabe
keine andere ist, als den Frieden und die Harmonie der
Gesellschaft zu bewahren, würde sie fehlerhaft und verwerf-
lich werden, wenn sie auf irgend einer Stufe hinauszugehen
wollte über den Zivilisations-Stand, den eine gegebene Ge-
sellschaft in sich trägt. Sie war unmöglich, so lange die
gesellschaftliche Organisation auf Sklaverei, oder Leibeigen-
schaft, oder Lehensabhängigkeit ruhet; und darum darf es uns
nicht im Erstaunen setzen, daß sie sich so spät ausgebildet hat.
Hieraus aber folgt zugleich, daß das, was man von ihrer
Vollendung aussagt, zum grano salis verstanden seyn will.
Nicht als ob die von ihr aufgestellten Sätze irrefchhaft wä-
ren; dies anzunehmen ist kein Grund vorhanden. Doch
wer eruiße, welche Veränderungen im Verlaufe der Zeit
die gesellschaftliche Organisation treffen können? und wer-
den sich alsdann die Lehren der Staatswirthschaft nicht,

wie es bisher auf eine unmerkensbare Weise der Fall gewesen ist, diesen Veränderungen anbequemen müssen? Wir folgern daraus nichts weiter, als daß die Staatswirthschaftslehre, so wie sie bis auf unsere Zeiten sehr allmählig zu ihrer gegenwärtigen Gestalt gelangt ist, auch in Zukunft, wie jede andere Wissenschaft, nach Form und Inhalt sehr verändert werden könne. Im Grunde ist dazu nichts weiter erforderlich, als neue Entdeckungen und Erfindungen, welche so auf die Gesellschaft einfließen, daß diese in ihren gegenwärtigen Verfassungen wesentlich modificirt wird.

Welchen wir bei dem sehen, was bisher von den Staatswirthschaftslehren für die allgemeine Wohlfahrt geleistet ist: so springt in die Augen, daß der sogenannte Merkantilismus den Abgangspunkt für alle ihre Erforschungen bildet, und daß diese in eben dem Maße zu bleibenden Resultaten geführt haben, wiewol die Gesellschaft, nicht etwa durch ihre Bemühungen, wohl aber durch eine unentrinnliche Macht der Dinge dahin gelangt ist, sich von jenem Systeme loszusagen.

Dreist man der langen Dauer des Merkantilismus nach, so läßt sich für dieselbe keine andere Ursache auffinden, als das Interesse der Regierungen, von den Produkten der gesellschaftlichen Arbeit sich möglichst die edlen Metalle aneignen, weil diese zu allen Zeiten in der Gestalt des Geldes die meiste Bequemlichkeit in sich schließen und zugleich die Kraft enthalten, den Zusammenhang, wocin jede Regierung, die ihrer Bestimmung erfüllen will, mit sich selbst stehen muß, aufrecht zu erhalten.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, der Merkantilismus sei neueren Ursprungs. In den Schriften der rö-

müßten Staatsmänner und Gelehrten haben sich die unermesslichsten Bemühe, daß man sehr früh darauf bedacht war, die Ausfuhr der edlen Metalle zu verhindern. Censor's Rede für den Placcus enthält eine deutliche Stelle, worin er diesem Postonius zum Verdienst gerechnet wird, „daß er die Ausfuhr des Goldes aus Vorder-Asien nach Jerusalem zu verhindern bemüht gewesen sei“).“ Diese Stelle ist höchst merkwürdig; und zwar auf eine doppelte Weise: einmal nämlich, sofern darin etwas ausgesagt wird, woraus sich schließen läßt, daß es eine Zeit gab, wo der Tempel zu Jerusalem, als Depot des Reichen, dieselbe Rolle spielte, welche die Bank von England in unseren Zeiten spielt; zweitens, daß das Verbot des Placcus sich nicht auf die edlen Metalle überhaupt, sondern nur auf Gold bezieht, weil dieses Metall, seines geringeren Volumens wegen, leichter festzuschaffen ist. Es würde anstehend seyn, zu erfahren, durch welche Mittel der römische Postonius die Ausfuhr des Goldes nach Jerusalem verhindert habe; denn, daß durch ein bloßes Verbot, diesen Gegenstand betreffend, nichts ausgerichtet war, versteht sich wohl von selbst. Indes! schweigt sein Vertheidiger über diesen wichtigen Punkt; und daraus läßt sich abnehmen, daß Ausfuhrverbote dieser Art in jener früheren Zeit denselben Erfolg hatten, der ihnen noch gegenwärtig eigen ist.

Die angeführte Stelle ist jedoch nicht der einzige Beweis, daß der Verantstaltung, sofern in denselben Gold

*) Censor spricht sich in folgenden Worten aus: Cum eorum Judaeorum nomine, quotannis ex Italia et ex omnibus provinciis Hierosolymum exportari soleret, Placcus sensit officio, ne ex Asia exportari liceret.

und Silber als ausschöpfender Reichthum betrachtet werden, sehr früh im Gange war. Ein Gesetz des Imperators Constantius trägt dafür, daß in dem Zeitraum von mehr als vier Jahrhunderten die Ansicht unverändert geblieben war, nach welcher man annahm, daß Ackerbau, Gewerbe und Handel nur in sofern einen Zweck hätten, als man sich dadurch Gold und Silber verschaffe, und daß kein Reichthum verlieren gehe, so lange man diese Metalle besahe. Nach diesem Gesetze mußte jeder fremde Kaufmann, der das römische Gebiet betrat, sich ausweisen über die Summe des Geldes, das er mit sich führte, und damit stand in Verbindung, daß er, beim Wiedereintritt aus diesem Gebiet, keine größere Summe mitnehmen durfte. Schwerlich kann die Natur des Handels in einem noch höhern Maße verkannt worden, als sie in diesem Verfahren als verkannt erscheint. Da Anordnungen dieser Art nur durchzuführen sind, wenn sie von einem strengen Zoll-System umfaßt werden: so muß man annehmen, daß es in der Periode Constantius des Großen und seiner nächsten Nachfolger an einem solchen nicht gefehlt habe. Doch, wie wenig dadurch für die Belohnung des Ackerbaus und der übrigen Gewerbe geleistet wurde, wie sehr also die Regierung, indem sie ihre ganze Sorgfalt auf die Erhaltung des in ihrem Reichthum vorhandenen Geldes richtete, sich selbst schadete, leuchtet Jedem ein, der über gesellschaftliche Einschränkungen besser urtheilt ist, als die Senatoren (Winfors) der ersten fünf Jahrhunderte unserer Zeitrechnung es thun konnten. Dochten sie wohl jemals daran, daß, wer sich Gold verschaffen will, sich nicht darauf beschränken darf,

die Ausfuhr desselben zu verhindern, oder auch nur zu erschweren? daß man also auf Mittel bedacht seyn muß, es an sich zu sehen, und daß diese Mittel nur in einem freien Verkehr gegeben sind, in welchem Geld nur den Austausch erleichtert? . . .

Ihrer Forderung, in welchem Geld nichts mehr ist, als Werkzeug des Handels, ist jedoch ein Widerspruch, zu welchem ein Volk von Eroberern sich nie erheben wird, weil es sich dazu nicht erheben kann, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu treten. Für jedes Volk von Eroberern ist Geld und Silber ausschließender Reichthum; und darum dürfen wir uns nicht wundern, daß die Römer, selbst nachdem sie aufgehört hatten erobrend zu seyn, diese Ansicht von dem edlen Metalle festhielten. Der Verkaufslidmud, seiner besten Gestalt noch von ihnen in Gang gebracht, blieb ihnen, so lange ihre Herrschaft dauerte; und er blieb ihnen um so notwendiger, weil sie mit Nachbarn zu thun hatten, die noch sehr sehr Barbaren waren, als daß der Verkehr mit ihnen Geld und Silber hätte gewahren können.

In dem theokratisch-feudalen System, das der mittlern Zeit ihren Charakter gab, konnte die Ansicht, welche die Römer vom Geld gefaßt hatten, nicht wesentlich verbessert werden. Wie sehr es auch am Tage liegen mochte, daß durch die Verhinderung der Geldausfuhr ungemein wenig gewonnen ist, wenn man damit nicht das Mittel verhindert, wodurch allein eine Geldzufuhr bewirkt werden kann: so war dies doch nicht der Punkt, auf welchen sich die Aufmerksamkeit und das Studium richteten. Die Gesellschaft war in den Fesseln, wie sagen nicht die Geis-

lichkeit — denn diese Bezeichnung würde allzu edel seyn —
 trotz aller Priesterthätigkeit; und diese fühlte keinen an-
 dern Beruf, als über die Herzen der Gegenwart durch die
 Aussichts auf eine bessere Zukunft zu wirken. Eine solche
 Bemühung kann, wenn sie von der Evidenz unterstützt
 wird, zur Erhaltung des gesellschaftlichen Friedens beitra-
 gen; doch niemals werden Verbesserungen des geistlichen
 Lebens Zustände von ihr ausgehen. Sehr richtig bemerkt
 ein unruher Staatswirthschaftslehre, daß Aemter und Un-
 versitäten, während des Mittelalters, mit sich selbst im Wi-
 derspruch gestanden seyn würden, wenn sie Theologie und
 alte Sprachen nicht zum höchsten Range menschlicher Er-
 kenntniß erhoben hätten. Damit stand in notwendiger
 Verbindung, daß die metalischen und politischen Wissen-
 schaften für gefährlich galten; denn, da diese Wissenschaften
 der Völkern berichtigten und den Bürgern und dem Staate
 eine Wichtigkeit gewähren, welche der Priesterlichkeit schad-
 et, so muß alles aufgehoben werden, was dahin wirken
 kann, ihr Emporkommen zu verhindern. Daher die fast
 unerblicklichen Hindernisse über Dinge, welche das menschliche
 Fassungsvermögen übersteigen. Durch den Schein des Wis-
 sens bediente man sich, die echte Wissenschaft zu verhehlen;
 und indem man die Einsicht der Vorgänger höher stellte,
 als die eigene, veranlaßte man sich selbst zu einer Kreis-
 bewegung mit verbundenen Augen, worin man seine Kräfte
 verbrauchte, ohne von der Straße zu kommen. Leider! läßt
 sich nicht behaupten, daß dies ganz aufgehört habe. Ihm
 allzu viel ist von den alten Einrichtungen übrig geblieben;
 und wer berechnet, bis zu welchem Grade die bessere Er-
 kenntniß dadurch verhindert wird?

Wer durch seine Autokratie den Geislern gelehrt, er wolle eben dadurch das Rechte, die Früchte der materiellen Thätigkeit zu seinem ausschließendem Vortheil zu benutzen. Wie weit die katholische Priesterchaft ihre Forderungen trieb, ist in früherem Abschnitte aus einander gesetzt worden. Die Reformationen der Kirche setzten ihrem Verfahren eine klärende Ordnung. Wie hätte nun die Oberaufsicht über das Kirchliche (der *summus episcopus*) auf die Landesfürsten übergehen können, ohne eine neue Ordnung der Dinge einzuführen? In der Abschaffung der Bisthümer, dieser Abhülfe des Papstes, lag die Aufforderung zur Bildung einer neuen gesellschaftlichen Gewalt, welche ihren Charakter im Plöbyskismus erhalten mußte, weil dies das einzige Mittel war, den Unterschied des Weltlichen von dem Geistlichen, so wie dieses bis dahin wirksam gewesen war, hervor zu heben. Die neue gesellschaftliche Gewalt fand ihre Gestalt in den stehenden Heeren, wenn gleich nicht auf der Stelle, sondern sehr allmählig. Jene Bewegungen des sechszehnten Jahrhunderts, in welchen die Erneuerung der Reformatoren von der einen Seite bestritten, von der andern vertheidigt wurden, gaben die nächste Veranlassung zur Bildung einer blühenden Militär-Macht, und in dieser zur Schöpfung einer neuen Finanz-Verwaltung; denn, wollte man den Krieg, so mußte man auch das Mittel weihen, wodurch er allein errichtet werden konnte. Hierüber verbanderte sich zuerst die Ansicht, welche die Regierungen vom Handel gehabt hatten.

Was früher von ihnen mit solcher Verachtung behandelt worden war, erschien ihnen auf einmal als die unverfügbare Quelle der National-Reichthümer. Zwar gehörte

nicht alles große Vermögen den Handeltreibenden an; doch, wenn plötzliche Bedürfnisse für jene eintreten — wenn sie schnell beträchtliche Summen erheben wollten — so konnten ihnen allein die Handeltreibenden zu Hülfe kommen. Die Grundeigenthümer hatten nicht selten ein großes Einkommen, die Inhaber bedeutender Manufakturen ließen unermessliche Reichtümer wellbeingen; doch die einen, wie die andern, konnten immer nur über ihre Einkünfte, über ihre jährlichen Produkte verfügen, während die Handeltreibenden der Regierung in dringenden Fällen die Totalität ihres Vermögens anbieten. Da sich ihr Kapital darstellte in den bereits zum Verbrauch fertigen Waaren, in den Gütern, welche der Markt, für den sie bestimmt waren, nur in Vorschlag zu nehmen brauchte: so konnten sie, von einer Stunde zur andern, verkaufen und die Summe, die man von ihnen verlangte, mit geringerem Verlust realisiren, als jeder andere Käufer. Die Handeltreibenden fanden aber das Mittel, sich Geld zu verschaffen, um so leichter, weil sie gewissermaßen über alles Geld im Staate zu verfügen hatten und zu gleicher Zeit fast unabhängig von der öffentlichen Autorität waren; denn, in den meisten Fällen konnten sie den Schlägen des Despotismus ein Vermögen entziehen, welches unbedungen blieb, und dieses, von einem Augenblick zum andern, gesammt ihrer Person, in ein fremdes Land versetzen. Dies begreifend, wurden die Regierungen genöthigt, den Gewinn der Kaufleute mit der Bedingung zu verknüpfen, daß diese mit ihnen theilen sollten. Für einen solchen Endzweck könnte es, meinten sie auf nichts weiter an, als daß man sich gegenseitig verstände. Sie boten also den Kaufleuten die Städte zur Unterstüzung der Betriebsamkeit an; und

da der Gewinn der Kaufleute darauf beruht, daß sie theuer verkaufen, was sie theilhaftig gekauft haben, so glaubten jene den Handel am wirksamsten dadurch zu beschützen, daß sie ihn in den Stand setzten, noch theurer zu verkaufen und noch theilhaftiger zu kaufen. Erinnerung muß man sich, daß die Staatsmänner, welche also verfahren, von dem Geist der Beschränkung befreit waren, welche nicht Unvorsichtigkeit darin fand, daß selbst die mächtigste Arbeit schlecht belohnt wurde. Die Kaufleute, welche sie zu Rathe zogen, nahmen ihr Ansehen, wie sich wohl von selbst versteht, mit Freuden an; und so entstand jenes Verfaßsystem, dessen Urheber Antonio de Leyva, Ferdinand von Gonzaga, der Herzog von Lothringen, diese habgierigen Vize-Könige Karls des Fünften und seiner Nachkommen, waren. Als Erfinder von Menapolen hatten sie keinen Begriff von dem, was die gesellschaftliche Wohlfahrt fordert, und was ihnen gelang, konnte ihnen nur dadurch gelingen, daß die Gesellschaft selbst über ihren Vortheil so schlecht belohnt war. Erst als es sich darüber handelte, diese ungeschiedene Veranordnung der Verbraucher in ein System zu bringen — erst als man beratende Versammlungen damit beschäftigte — erst als das Publikum anfing, sich solcher Materien zu bemächtigen, wurde es notwendig, eine ehrenvollere Grundlage für Abkommissen dieser Art aufzufinden und außer dem Vortheil des Finanzmannes und des Handelsreibenden auch den des Volks ins Auge zu fassen; denn die Berechnungen der Selbstsucht vertragen sich nicht mit dem vollen Tageslicht, und die größte Wohlfahrt der Menschheit besteht darin, daß sie eine selbsterhellte Gesinnung zum Schwelgen bringt.

Wir werden nicht unterlassen, die Umstände, unter

welchen diese Modifikation des Westindien-Systems erfolgte, genauer anzugehen. Ehe wir ihrer gedenken, müssen wir an eine Begebenheit erinnern, deren Einfluß auf die europäische Gesellschaft nur allzu entscheidend gewesen ist, und deshalb noch immer ein Gegenstand politischer sowohl als haushaltswirtschaftlicher Betrachtung seyn sollte.

Bekanntlich wurde Amerika fast zu eben der Zeit entdeckt, wo man den Weg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung auffand. Was diese große Begebenheit herbeiführte, kann hier mit Selbstwinkeln übergegangen werden. Wir fassen davon nichts weiter ins Auge, als, daraus, daß Amerika eine so große Hülle von edlen Metallen darbot, daß der Vergleichen in Europa darüber, wo nicht ganz, doch größtentheils vernachlässigt werden konnte, andererseits, daß diese edlen Metalle sich nicht vortheilhafter anlegen ließen, als im Handel mit Ostindien. Wenn irgend etwas geeignet war, ganz neue Aufschlüsse über die Natur des Handels zu geben und das, was Geld genannt wird, als ein bloßes Werkzeug des Verkehrs darzustellen: so war es dieser Umstand. Nichts desto weniger hielt man das alte Vorurtheil vom Silber, als ausschließendem Reichthum, fest; und eine ganz natürliche Folge davon war, daß man jede Ausfuhr edler Metalle als staatsverderblich betrachtete und nur diejenige Erlaube billigte, welche die Summe des Vorraths nicht vermehrte. Dies war, mit merkwürdigen Erscheinungen verbunden, von welchen wir nur Eine anführen wollen. Die ostindische Kompagnie Englands, welche im Jahr 1600 gestiftet wurde, hatte keinen Bestand, weil, so lange es sich im Verkehr mit Ostindien um einen Austausch englischer oder auch europäischer Pro-

durfte gegen ostindische handeln, der Nachtheil eines solchen Verkehrs sich nicht verkennen ließ. Die Kompagnie wurde dem gemäß unterdrückt. Im Jahr 1658 wieder hergestellt, machte sie sehr bald die Entdeckung, daß von allen Gegenständen des Handels Gold und Silber mit dem meisten Gewinn nach Asien verschifet werden können, indem, bei gleichem Werthe, keine andere Waare größere Rückstellungen bewirkte. Unglücklicher Weise war das Vorurtheil der Handels-Völker um diese Zeit noch im Schwange; und nach demselben glaubte man, daß ein Volk den Werth der Summen verliere, die es ins Ausland sende. Die ganze Gesetzgebung war solchen Entungen entgegen. Die Fortdauer der Kompagnie stand also anhaltend auf dem Spiele; und zwar um so mehr, weil Publikum, Regierung und die Kompagnie selbst das gemeinschaftliche Vorurtheil theilten. Um eine Sache zu vertheidigen, welche gegenwärtig als eben so dafach wie gerecht erscheint, mußte die Behauptung aufgestellt werden, daß das von der Kompagnie ausgeführte Gold, vermindert des Verkaufs der Produkte Ostindiens im Auslande, noch weit mehr Geld ins Land zurückführe. Thomas Mun, einer von den geschicktesten Vertheidigern der Kompagnie, verglich dieselbe mit einem Geldarbeiter, der das Korn ausstreut, um mehr zu ernten, als er gesät hat. Schmerzlich würde durch diesen Vergleich, wie richtig er auch seyn mochte, das Minderste gewonnen werden seyn, wenn es den Engländern im spanischen Erbfolgekriege nicht gelungen wäre, sich Gibraltar zu bemächtigen, von hier aus den Hafen von Cadix zu beherrschen, und auf diese Weise das Produkt der spanisch-amerikanischen Kolonien so wohlfeilen Kaufs an sich zu bring-

gen, daß die Furcht vor einer gefährlichen Verminderung des Geldes, als ausschließendem Reichthum, sich, wie von selbst, in die Forderung der unbedingten Möglichkeit des Handels verlor. Dennoch erfolgte dies sehr langsam.

Warenzoll-System, Handels-Gleichgewicht und Ausschließungs-System sind drei Wörter, welche dieselben Principe enthalten und zu denselben Folgerungen führen. Gold und Silber sind, nach diesem System, die einzigen realen Reichthümer, weil sie das Mittel enthalten, sich alles zu verschaffen, was man wünschen mag; Produkte, verbrauchbare Güter, sind nur Reichthümer als Mittel, wodurch man sich Gold und Silber verschaffen kann. Die erste Folgerung, welche man daraus zieht, ist, daß Privatpersonen, wie Völker, es vor allem darauf anlegen müssen, sich Gold und Silber, oder Geld zu verschaffen; woraus denn ein Zustand von offener oder verborgener Feindseligkeit unter Privatpersonen und Völkern entspringt. Vermöge einer zweiten Folgerung muß man, es sei als Individuum oder als Volk, mächtig seyn, d. h. sich als Feind der Uebrigen darstellen; denn, da die edlen Metalle der Welt in einem beschränkten Maße gegeben sind, so kann man sie nur auf Kosten Anderer erwerben. Vermöge einer dritten Folgerung muß Jeder seiner individuellen Kraft die Kraft der Gesellschaft hinzufügen; und da die Regierung über diese verfügt, so muß man bei dieser auf solche Gesetze und Einrichtungen dringen, welche Privatpersonen und dem Staate Privilegien schenken, die andern Privatpersonen und andern Staaten feind sind. Auf diesem Wege ist es dahin gekommen, daß man nur darauf bedacht gewesen ist, die Produkte des Handels entweder gewaltsam, oder durch List von den Mäch-

ten im Innern auszuschließen, nichts desto weniger aber die eigenen Produkte im Auslande zu verkaufen. Man hat ferner die Ausfuhr der rohen Waare verhindert, damit ihre Verarbeitung im Innern ihren Werth vermehren und ihrem Verkaufsspreis für die Ausländer erhöhen möchte. Man hat endlich den Manufakturern das Monopol des inneren Verbrauchs verlehnt und nöthiger Früchte an die Ausfuhr ihrer Produkte geknüpft. Dies System hat die National-Industrien nie nicht hervorgerufen, doch wenigstens genährt und verstärkt; es hat die verstockten Völker bewegen, an die Stelle der Gewalt die Verschlagenheit und List zu bringen, um sich gegenseitig zu berauben; es hat die Hindernisse nützlicher Kommunikationen vermehrt und ein Heer von Soldat- Wächtern auf die Seine gebracht, welche, von der Produktion entfernt, dieser mehr schaden als nützen; es hat die Kolonien der Europäer unter dem Joche der Mutterländer erhalten, weil dies das wirksamste Mittel war, den letztern einen ausschließenden Markt zu sichern; es ist endlich die direkte oder indirekte Ursache der meisten Kriege gewesen und hat seit zwei Jahrhunderten über die gewerbreichsten Staaten des Erdballs eine Schuldenlast gebracht, von welcher sie sich, je mehr und mehr erdrückt fühlen.

Die Herrschsüchtigkeit, womit man bis auf unsere Zeiten im Gulte, nicht ein Werkzeug des Verkehrs, sondern absolutes und ausschließendes Reichthum wahrgenommen hat, würde unerträglich seyn, wenn die Art und Weise, wie die Gesellschaft sich bildet, darüber nicht Aufschluß gäbe. Gold und Silber treten nicht eher in die Gesellschaft ein, als bis die Theilung der Arbeit so weit vorgeschritten ist,

daß der Austausch der Produkte Schwierigkeiten unterliegt, welche nur dadurch gehoben werden können, daß sich eine besondere Klasse bildet, die sich mit dem Austausch befaßt. Daß dies die Klasse der Kaufleute ist, braucht kaum bemerkt zu werden. Ihre Hauptangelegenheit ist, die allgemeine Waare, welche wir Geld nennen, in derjenigen Hülle herbei zu schaffen, welche das geringste oder größte Bedürfniß der Gesellschaft erheischt. Ist dies nun einmal im Gange, so kann die lebende Kraft der Gesellschaft, die wir Regierung nennen, nichts Angemesseneres thun, als denjenigen Theil der gesellschaftlichen Production, wodurch sie Leben und Wirksamkeit gewinnt, in Geld, d. h. in vermitteltem Verdacht zu setzen. Wollte sie anders verfahren, so würde sie sich in die Nothwendigkeit versetzt fühlen, ihre Bestimmung aufzugeben. Da diese keine andere ist, als die gesellschaftliche Ordnung aufrecht zu erhalten, so ist die Regierung durch dieselbe von jeder Theilnahme an der materiellen Betriebsarbeit ausgeschlossen; sie würde aber, auf eine unabweisliche Weise, zu derselbe verflochten werden, wenn sie in einem Gesellschaftsvertrage, dessen Zusammengesetztheit ein allgemeines Vergleichungsmittel der Arbeit nothwendig gemacht hat, fortfahren wollte, ihrem Antheil an den mannichfaltigen Productionen der Gesellschaft im natura zu theilen. Sie würde dadurch nämlich in das kaufmännische Geschäft auf eine Weise gezogen werden, welche den Verlust ihrer freieren Wirksamkeit und folglich eine vollständige Aufopferung ihrer Bestimmung in sich schloß. Hierin aus liegt es, daß die Regierungen zu allen Zeiten einen angemessenen Werth auf das Geld gelegt und in demselben ausschließenden Reichthum gesehen haben.

Was sich nicht leugnen läßt, ist, daß Gold und Silber, in Beziehung auf Regierungen, wirklich ausschließender Reichthum waren, und daß ein mehr als gewöhnlicher Schatzsäckel erforderlich war, um die Entdeckung zu machen, daß Gold und Silber unendlich mehr das Produkt der Arbeit, als diese das Produkt von jenem sei. Lord Bacon hat einen recht auffallenden Beweis geliefert, wie schmerzhaft es war, darüber ins Klare zu kommen. Er, der zuerst lehrte, daß man, um das Verfahren der Natur kennen zu lernen, nicht die Schriften des Aristoteles, sondern die Natur selbst durch verständige Beobachtung und gut geleitete Versuche befragen müsse, hatte noch keine Ahnung davon, daß diese Methode auch für die metallischen und politischen Wissenschaften ihre Anwendung finde. Denn, ohne das Wesen der Betriebsamkeit und des Handels zu befragen, rühmt er in seiner Geschichte Heinrichs des Sechsten die Gesetze dieses Königs, weil er den Preis der Lächer und Häute, so wie überhaupt den Arbeitslohn, festgesetzt hatte. Dürfte das, was sich die Verwaltung früherer Zeiten in dieser Hinsicht erlaubt hat, entschulden, so würde eine von ihren Entscheidungen abweichende Staatswirtschaftslehre ganz unmöglich seyn. Doch jene entschuldete immer nur, sofern der Scheerstein ihr nicht entsetzt, und was sich mit Wahrheit sagen läßt, ist, daß sie sich in der gesellschaftlichen Wissenschaft nicht anders verhält, wie der Mechanik, welches auch seine künstliche Verriethung seyn mag, in den Gesetzen der Mechanik.

Unleugbar führt sich das System der Ausschließung auf falsche Prinzipie; und eben so gewiß führt es zu geföhrlichen Folgerungen. Nichts desto weniger muß es je-

doch als ein Zwischenschritt in der Bahn der Civilisation betrach-
tet werden. Es hat keinen andern Zweck, als die Regie-
rung mit Geld zu versorgen, weil sie des Geldes zur Auf-
rechterhaltung ihrer Autorität bedarf; doch auch so hat es die
wüthliche Production befördert. Der allen Dingen hat es
nützliche Verrichtungen, diese machen sich als Handwerke
eher als Künste darstellen, in der Achtung der Menschen
gehoben, vorzüglich in der Achtung der Regierungen, welche
früher die Verrichtungen als eine Art von Leibeigenen be-
trachteten, die man ungefragt mißhandeln konnte. Der durch-
aus falsche Gedanke, daß die Reichthümer, d. h. Geld und
Silber, wenn man keine eignen Vergewerke besäße, nur vom
Auslande her bezogen werden können, hemmte zwar auf
mannichfache Weise den Austausch der Produkte, doch be-
günstigte er die Verbindungen der Menschen unter einan-
der; und mit Wahrheit läßt sich behaupten, daß er den
Geschmack am Reisen und den Entdeckungsgeist belebt habe.
Man würde sich einer Uebertreibung schuldig machen, wenn
man den Satz aufstellen wollte, daß das Ausschließungs-
System einen Columbus nach Amerika geführt und einen
Vasco de Gama an das Vorgebirge der guten Hoffnung
nach Ostindien geführt habe; würden jedoch diese großen
Männer, diese Wohthaten der menschlichen Gerechtigkeit, ohne
jene Ursache, welche die Geister nach dem unbekannten Gef-
irte hingieht, jemals Hürden gefunden haben, welche ihre
Entwürfe unterknappten, und Gefährten, welche ihrer Gefah-
ren theilten?

Der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war
es aufzuhalten, den Mann hervorzubringen, der das Auf-

schleßungs-System dem Ueegrunde, in welchem es unter-
gehen sollte, näher brachte.

Dieser Mann war Colbert.

Obne dem Aufschlingungs-System sichtlich zu entse-
gen, weil er dabei auf einen unüberwindlichen Widerstand
gestoßen seyn würde, sagte er dem gesunden Bedanken, die
Kasse des umlaufenden Geldes und Silbers dadurch zu
vermehrten, daß er die Zahl der nützlichen Einrichtungen ver-
vielfachte und dem französischen Volke neue Bedürfnisse ein-
impfte.

Das Verdienstliche dieses Bedankens gehörig zu fassen,
muß man sich den gesellschaftlichen Zustand der Franzosen
während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts
vorzugenommen. Was man in diesen Zeiten den dritten
Stand nannte, war viel zu elend, als daß es in der Ge-
walt des Quersandes gestanden hätte, ihn noch tiefer herab-
zumürdern. Verrathen von der Magistratur, welche in
die Reihen des Adels eingetreten war, verlassen von den
Gelehrten, welche meistens dem geistlichen Stande ange-
höreten, bildeten arme Tagelöhner, große Landwirthe und
kleine Kaufleute in schmutzigen Städten, oder in dem Wirt-
thum der Wälsche, ein unruhiges und verschandenes Volk,
ohne Rechtsprechung, wie ohne Recht. Das Viechen Han-
del, das man betrieb, war gebrauchsmäßig und besand sich
in den Händen von Fremdlingen (Juden und Italienern)
welche ein gütiger Hof und ein brutaler Pöbel mit Krän-
kungen aller Art überhäuete. Die Befreiung des Land-
manns durch Ludwig den Zehnten hatte das Schicksal des
selben Landweges verbessert: Zehnten und Treuen baten

ten fort, und die Selbstleistungen, welche, hier und da, an die Stelle persönlicher Dienste getreten waren, aufzuheben um so mehr, weil es so schwer war, Product in Geld zu verwandeln. Bekanntlich betrug das öffentliche Einkommen beim Austritt der Regierung Ludwig's des Vierzehnten nur 110,000,000 Franken, während die Bevölkerung Frankreich's sich über zwanzig Millionen Seelen belief: eine sehr natürliche Wirkung der geringen Theilung der Arbeit, welche aus allen gesellschaftlichen Erscheinungen dieser Zeit als letzter Ueberbleibsel hervorgeht.

Der Herzog von Orléans hatte diesen Zustand gegen Heinrich den Dritten in jenem Rathschluß seines Ministerraths, wo es sich um die Einführung der Seiden-Manufacturen in Lyon und in andern Städten des südlichen Frankreich's handelte, durch Sophismen vertheidigt, welche, indem sie den Geiz des edeligen Finanz-Verwalters ins Licht setzten, gegenwärtig nur belächelt werden können. Unter Richelieu und Mazarin war der gesellschaftliche Zustand Frankreich's unerschütterlich geblieben; — unerschütterlich, weil sie die Folgen einer wesentlichen Veränderung für den geistlichen Stand berechneten. — Ludwig's des Vierzehnten Jugend und Ehegeiz betrafen jedoch, was auf einem andern Wege schwerlich zu bewirken war. Dieser Monarch ergriff zu Kriegszugende und Eroberungen. Doch wie hätte eine Gesellschaft, deren Hauptverrichtung sich auf den Ackerbau beschränkte, Kriegerthum so hohen Fluges zu beschreiten vermocht! Weder der Reichthum des Bodens, noch die Zahl der Menschen, noch der Muth des Volkes, noch die Fülle des Kriegs-Materials trichen auf, wenn es eine Befriedigung von Militär-Regnungen gilt; und die

Erfassung hat noch in unserm Zeitaler gelebet, wie, während aufstrebender Staaten kaum zwei Hellsüßge auszubal-
ten vermögen, eine Insel des Ozeans, die ihre Macht auf
den Handel, d. h. auf eine weit getriebene Theilung der
Arbeit stüßet, zwanzig Jahre hindurch einen Theil ihrer Be-
völkerung bewaffnen und den ganzen Weltverstand von
Europa in Bewegung setzen kann. Derselbe Erscheinung
hatten Ludwig den Vierzehnten getroffen. Von dem zwöl-
fen Hellsüßge an, sah er sich genöthigt, das Silbergesch
seiner Paläste zu verkaufen und seine Feinde durch dies Zei-
chen seiner Verlegenheit aufzumuntern, während das kleine
Holland, das ein Vexier durch Pioniere ins Meer zu stür-
zen rief, unter der Plage der Schladten glich. Jetzt
war der Zeitpunkt gekommen, wo man Colbert's Grund-
satz, „daß Viehzucht und Ackerbau die wichtigsten Quellen des
National-Reichthums seien,“ auszusprechen genöthigt war.

Es wurde beschlossen, daß Frankreich Manufakturen
und Handel erhalten sollte; und die Sache machte sich
wie durch einen Zauberpruch, dadurch, daß Colbert's Be-
nie dem Schenkensuge Ludwig's des Vierzehnten zu Hülfe
kam. Als bürgerlicher Finanz-Minister hatte Colbert kein
Staats-Interesse zu vertheidigen; und bedurfte es noch
mehr, um selbst denen nützlich zu werden, welche in der
Vertheidigung eines solchen Interesses sich selbst am meisten
geschadet hatten? Wie sollte man vergessen, daß Viehzucht
und Ackerbau ihre Nütze nicht durch sich selbst, sondern
nur in den Anregungen haben, die ihnen von außen zu-
kommen; daß also blühende Silber oder eine weitgerie-
bene nicht-agrikultorische Vertriebsanstalt die reichste Be-
fehrin des Ackerbaus ist. Nothwendig entscheidet die Zahl

der Verkäufer oder Arbeiter über den Preis eines Produktes; und da das Produkt des Arbeiters hiervon keine Ausnahme machen kann, so ist es nicht weniger als gleichgültig, wie sich das Verhältniß der nicht-agrikulturellen Produzenten zu den agrikulturellen stellt. Daß die mehr oder weniger vorgeschrittene Theilung der Arbeit hinüber allein entscheidet, braucht nicht bewiesen zu werden; genug daß Wohlhabenheit und Lebensgenuß sich für den Landmann nicht eher einstellt, als bis er aufgehört hat, der größte Verkäufer seines eignen Produktes zu seyn, was nur dadurch möglich ist, daß er nicht die Mehrzahl der Bevölkerung bildet.

Welche Mühe es auch dem Finanz-Minister Colbert verursacht mochte, Frankreich mit Manufaktur und Handel zu beschenken: das Werk gelang durch Vermittlung einiger Köpfe, welche dieser einsichtsvolle Staatsmann an sich zu ziehen verstand, so wie durch das natürliche Geschick der Franzosen. Menschen, für welche die Künste bei weitem mehr eine Eingebung als ein Handwerk sind, vernachlässigten sich; und wie hätte dies der Fall werden können, ohne daß sich neue Klassen bildeten, welche mit den Handwerkern nicht vermischt werden konnten? Von den gemeinsten Stoffen bis zu den goldenen Gewürden und zu den Teppichen Asiens wurden Fabrics nach Frankreich verpflanzt, welche sehr bald Produkte lieferten, um die das Ausland sich bewarb. Was nicht ausbleiben konnte, war eine reichere Fülle von Gold und Silber, erworben durch den Handel. Das öffentliche Einkommen vermehrte sich auf diese Weise ganz von selbst; und hätte die Verwaltung mehr Regelmäßigkeit und Zurückhaltung in ihr Verfahren

gebracht, so würde am Schlosse des achtzehnten Jahrhunderts eine Umwälzung vermieden werden sein, welche ihren letzten Grund nur darin hatte, daß neben den natürlichen Wirkungen einer freien Betriebsamkeit Dinge vorhanden sein müßten, die mit ihr im größten Widerspruch standen; wir beschreiben hier Prokura und Schaten, jene als Ausprägung des Adels, diese als Ausprägung der Geringfügigkeit.

In Colberts Verfahren nichts weiter zu erblicken, als eine höhere Entwicklung des Merkantilismus und des Ausschließungs-Systems, ist schwerlich gestattet; es ist vielmehr eine gänzliche Vernichtung des Merkantilismus und seiner Ausgeburt. Colbert unterschied sich von allen Finanz-Ministern, die seine Vorgänger gewesen waren, dadurch, daß er Gold und Silber nicht als die Ursache, wohl aber als das Resultat der Betriebsamkeit betrachtete, und dem gemäß die Zahl möglicher Verwicklungen, welche jene zur Verminderung konnten, vermehrte und in Schwung brachte. Ohne diesen Unterschied des Verfahrens würde sein Name nicht die Verühmtheit gewonnen haben, welche ihn seit fast zwei Jahrhunderten eigen geblieben ist, nur daß man sich, wie es scheint, nie ganz klar gemacht hat, was der sogenannte Colbertismus in sich schließt. Die Aufforderungen zu einem neuen Finanz-System lagen übrigens in den Veränderungen, welche die europäische Welt durch den Abfall vom katholischen Kirchenstumpfen gelitten hatte. Da die priesterliche Autorität, welche durch diesen Abfall verloren gegangen war, ersetzt werden mußte, und immer nur dadurch ersetzt werden konnte, daß die kirchliche eine höhere Ausbildung gewann: so handelte es sich vor allen Dingen um ein wirksames Mittel, stehende Fuere auf den Reinen zu

erhalten; dies war selbst in solchen Ländern der Fall, deren Regierungen die Reformen zurückgewiesen hatten, wie z. B. Frankreich. Das wichtigste Mittel nun, das für diesen Zweck aufgefunden werden konnte, war unstreitig das von Colbert gefundene. Dies ist auch daraus erwiesen, daß man die Verwaltung sämtlicher Verordnungen ablenkete, wo sie zu Stande gebracht werden konnte, zu einer Haupt- und Staats-Angelegenheit machte; wie das Beispiel Persiens und so vieler anderer Staaten betrifft, deren gesellschaftlicher Zustand sich erst von der Zeit an verbesserte und veredelte, wo man dahin gelangt ist, das Volk nicht länger als eine Ursache, wohl aber als ein Resultat der Verwickeltheit zu betrachten.

Der enge Raum, worin wir uns bewegen, gestattet uns nicht, dies noch weiter zu verfolgen.

Je größer die Zahl der natürlichen Verordnungen wurde, desto mehr kam es darauf an, die Bedingungen kennen zu lernen, unter welchen jede derselben fortwähren konnte. Dies man führte zu Untersuchungen über gesellschaftliche Phänomene, welche mit dem Eintritt des achtzehnten Jahrhunderts ihren Anfang nahmen.

Ist die öffentliche Meinung nicht erloschen, so bleiben die allgemeinen Angelegenheiten ihrer natürlichen Stärke, welche sich stets in der Mehrzahl befindet, so lange beraubt, bis besondere Interessen ihnen zu Hülfe kommen. Demen, die mit dem Auslande Verträge schließen, konnte die Wahrnehmung nicht entgehen, daß die Verbote den Umfang ihrer Geschäfte beschränkten. In Großbritannien war die Aufsicht der reihen Welle unter dem Vorwande verbreitet, daß man die Manufakturen im Innern begünstigen müsse: ein

Ver-

Verder, bei welchem die Kunstbeger, als Eigenthümer von Herden, auf keine Weise ihre Rechnung fanden. Was geschah? Diese Specul-Interessen gaben mehrern kritischen Schriftstellern Gelegenheit, in ihren Speculationen ausgedehntere Interessen und selbst die allgemeine Oekonomie der Gesellschaft zu umfassen. Solche Schriftsteller waren Josiah Child, William Petty, Dudley North, der berühmte Locke u. s. w. Sie machten allerlei mögliche Entdeckungen; da sie aber über die Natur und die Quellen der Reichthümer nur verworrene Ideen hatten, so fehlte ihnen der Faden, an welchem sie sich in diesem Labyrinth allein zu recht finden konnten. Die Art und Weise, womit sie die von Newton in Gang gebrachte Methode der Beobachtung und des Versuchs auf gesellschaftliche Erscheinungen anzuwenden, war noch sehr unvollkommen, als daß sie große Resultate hätte gewähren können. So näherte man sich der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, d. h. derjenigen Epoche, wo die Staatswirthschaftslehre ihre Gestalt verändern sollte.

Das Werk hob in Frankreich an, weil die verwerrene und despotische Verwaltung dieses Landes unter Ludwig dem Funfzehnten die stärkste Veranlassung dazu war; das Wichtigste dabei aber war, daß der König dieses Abolgs den stärksten Muth dazu gab. Der Mann dieses Mannes war Quesnay: er selbst ein denkender Kopf, den nichts so sehr beschäftigte, als der Wunsch, einen Gesellschaftszustand zu stiften, gegen dessen unheimlichen Verfall er sich nicht verblenden konnte. Diese Selbste glaubte er in einer ganz neuen Ideen-Ordnung zu finden, die er zu einem stänlichen System ausbildete, daß bei vielen Fehlern

besten Folgerungen, die es in sich schloß, zum Wenigsten Eine große Entdeckung mit sich führte. Quesnay gewahrte nämlich, daß die Gesellschaft, ihrer Fortdauer nach, nicht auf dem Gold und Silber beruht, das sie besitzt; denn, nachdem sie ein Jahr hindurch gelebt hat, ist die Masse der edlen Metalle noch immer dieselbe. Er schloß hienaus sehr richtig, daß die Gesellschaft nur fortbauere durch die verbrauchbaren Güter, und daß die Bestimmung der edlen Metalle keine andere sei, als — Erleichterung des Austausches. Nach ihm bestand also der Reichthum in der Sache, die einen Period hat, den man daraus zieht und der nur eine notwendige Folge davon ist. Diese höchst einfache Betrachtung war vor es, was seine Nachfolger bestimmten, Untersuchungen darüber anzustellen, worin die Dinge bestanden, welche man Reichthümer nennt, und durch welche Art des Verfahrens diese sich vervielfältigen und vertheilen. Den Nachforschungen war hienurch, wie man sieht, ein weites Feld geöffnet. Ueber die Natur und das Maß der Reichthümer lernten sich die Meinungen in der Folge theilen; doch die Erörterungen, welche hienaus entstanden, konnten immer nur dazu beitragen, daß wichtige Punkte ins Licht gestellt und daß die Fehler des Ausschließungs-Systems über den Haufen geworfen wurde.

Oben hier bei Quesnay's Lehre allzu lange zu verweilen, müßten wir wenigstens die Punkte angeben, welche sie meistens angenommen oder bestritten werden, die Staatswirtschaftslehre der Ermodellichteit näher führten.

Nach ihm war der Werth der herabgebrachten Dinge der Maßstab für die Production. Ich sage: der Werth dieser Dinge; denn hienach würdigte er den Reiner-

trag, d. h. den Ueberschuß der Ernte über die Konsum-
tionen. Am Tage liegt, daß er in dieser Anschauung nur
Eine Seite der Wahrheit auffaßt; denn, wenn die Her-
bringung darin besteht, daß sie verbrauchbare Produkte her-
stellt, und wenn der Werth dieser Produkte und des Ma-
ßes für den Reichthum giebt, den sie in sich schließend
so ist die Befriedigung des Bedarfs nicht die einzige Quelle
des Reichthums, indem, außer ihr, noch andere Uten auf
diesen Werth Einfluß haben. Quetelet hat also das große
und wichtige Phänomen der Hervorbringung nicht in sei-
ner Totalität umfaßt. Bei dem Allen muß man ihm die
Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, als Eröffner einer
neuen Laufbahn, Denkmäler zurückgelassen hat, die nicht
erschämmt werden können. Er hat, vor allen Dingen, die
öffentliche Aufmerksamkeit hingelenkt auf einen Gegenstand,
der, wegen seines unverkennbaren Einflusses auf das Wohlf-
gehe der Menschheit, sie ausschließlich zu beschäftigen ver-
diente; er hat dem Frieden unter den Völkern und dem ge-
sam Betragen unter Privatpersonen ein Fundament gegeben,
das besser war, wie jedes frühere, indem es die Gewalt
aufschloß und den richtig verstandenen Vortheil der einen
und der andern zum Prinzip erhob.

Seine Lehre setzte alle denkende Köpfe der europäischen
Welt in Bewegung; und wer ein Freund der allgemeinen
Wohlfahrt war, nahm dieselbe fast unmerklich an. Was
daran mangelhaft war, wurde zum Theil von seinem eigen-
en Lichte leuchten verbessert. Quetelet behauptete, der Ver-
den allein bringe einen neuen Werth hervor, während der
jenige, den die Manufakturen erhalten, durch die Verheer-
ungen zerstört würde. Dagegen behauptete Cournot, daß

der Habitus des verbrauchbaren Werth vermehrt; und besser, als es bis dahin geschehen war, bewies eben diese Schriftsteller, die nachtheiligen Wirkungen der Neglements, der Hölle und der übrigen Hindernisse, die man der Production entgegenstellt. Von ihm schreibt sich das *Laissez faire et laissez passer* her. Lingot verteidigte den Fundamental-Ordnung Quercy's: daß die Erde allein keine Werthe in die Gesellschaft bringt; dies verblüdete ihn jedoch nicht, eine neue Theorie vom Gelde aufzustellen, nach welcher dieses seine Bestimmung nicht in Kraft der Neglements-Autokratie erfüllt und als ein repräsentatives Zeichen nicht mehr und vollständiger ist, als die Waare, die es kauft. Dabei unterschied dieser wertwürdige Staatsmann sehr wohl die Summe der Mühen von der der Kapitalien, und seine Prinzipie über das, was man Zinssatz zu nennen pflegt, sind vortheilhaft. Wohlriecht darf man den Physiokraten — denn durch diese Benennung werden die Schüler Quercy's bezeichnet — den Vorwurf machen, daß sie wohl mehr metaphysischen Eingebungen, als durch Beobachtungen gefolgt sind; doch welches System von einigen Umrissen könnte denselben Vorwurf entgegen, wenn es Phänomene aufstellt, die ihrem Charakter nicht im Quercyismus allein haben? Die Fortschritte des achtzehnten Jahrhunderts offenbarten sich je mehr und mehr; und zwar in demselben Maße, worin man, den Rath Bacon's von Verulam befolgend, den Hypothesen entsagte, und sich für die Erwerbung wahrhaft möglicher Erkenntniß auf die Induktions-Methode beschränkte. In einem Worte, bekennt: Von der öffentlichen Glückseligkeit, bewies Chapellier, daß das Wohlfeyn der Völker abhängt von der Hülfe ihrer Production im Vergleich

zu ihrer Bevölkerung. Dies Werk ist gegenwärtig mehr als fünfzig Jahre alt; doch sein Inhalt ist noch eben so wahr, als am Tage seiner ersten Erscheinung, und schwerlich giebt es ein Buch, das ein Staatsmann mit größerem Nutzen lesen könnte.

Während die Lehren Macneay's und seine Schüler gesunder Begriffe über die Gesellschaft und die Bedingungen ihrer Fortdauer und Entwicklung in Gang brachten, waren zwei Schotten mit demselben Gegenstand beschäftigt. Der eine war David Hume, der andere Adam Smith. Beide, von dem Geiste Newton's befehlt, fanden mit einander in dem Verkehr homogener Köpfe, die sich gegenseitig unentzweifelich geworden sind. Adam Smith, als Professor der Moral-Philosophie bei der Universität in Glasgow angestellt, war gewohnt, den letzten Theil seiner Vorlesungen mit einer Entwicklung der Regeln auszufüllen, deren Befolgung, bei der gegebenen Beschaffenheit der Menschen und der menschlichen Gesellschaft, sowohl dem Einzelnen als den Nationen die größte Summe Wohlfeynt verschafft. Der spezielle Inhalt dieser Vorlesungen ist uns unbekannt geblieben; doch läßt sich vermuthen, daß, wenn sie nicht vorangegangen wären, jenes merkwürdige Werk, welches im Jahre 1776 unter dem Titel: Ueber den National-Reichthum erschien, schwerlich jemals zum Vorschein gekommen seyn würde.

Hume konnte jedoch, noch unter allen Umständen nöthig ist, wenn der menschliche Geist eine neue Richtung nehmen und in das menschliche Gebiet des Wahren und Schönen tiefer eindringen soll; denn, was die Natur auch für die Ausstattung des Einzelnen gethan haben

widre, so bedarf es doch noch eines Erdreichs, worin die Fähigkeiten sich entwickeln können, und dieses Erdreich wird durch die Umstände gebildet, in welche uns das Schicksal versetzt. Wie gab es einen großen Mann, der nicht eben so das Produkt der Umstände und Begebenheiten, als seiner ursprünglichen Anlagen gewesen wäre . . .

Nach dem Frieden von 1763, den Frankreich so theuer bezahlte, begaben sich viele reiche Engländer nach dem selben Lande; unter ihnen der junge Herzog von Buccleugh, einer der reichsten Gutsbesitzer Schottlands. Ein gemeinschaftlicher Freund trug dem Professor Adam Smith die Begleitung dieses Herzogs an; und der Wunsch, andere Eines und andere Institutionen kennen zu lernen, verbunden mit den Versprechen, welche ihm verheissen wurden, bestimmten den Schotten zur Annahme des ihm gemachten Antrages. Smith und der junge Herzog begaben sich nach Frankreich, wo sie, nach einem kurzen Aufenthalt in der Hauptstadt, zu Toulouse anderthalb Jahre verlebten, welche dem Studium der französischen Sprache gewidmet waren. Beide durchkreuzten hierauf die südlichen Provinzen Frankreichs, so wie einen Theil der Schweiz, und kehrten zuletzt nach Paris zurück, wo sie zehn Monate zubrachten. In der Umgebung des Herzogs von La Rochefoucauld machte Smith die Bekanntschaft Dacquoise's, Turgots, Dupont von Nemours; und wie konnte man daran zweifeln, daß die Unterhaltung mit Männern, welche durch ihre Schriften die Aufmerksamkeit Europas auf sich gezogen hatten, bildend auf die Joren eingewirkt habe, womit Adam Smith sich als Professor der Moral-Philosophie beschäftigt hatte? So wurde der erste Grund zu dem Werk: Von der

Natur und den Ursachen des National-Reichthums gelegt. Seinem Wesen nach erkennt man dies Werk nur in den Punkten, wo es von den Voraussetzungen und Folgen der Physiokraten Frankreichs abweicht, und darum sei es erlaubt, hier folgenden Uebers von Quatray's Grundanschauungen zu geben.

Quatray'a war es nicht entgangen, daß Gold und Silber als Zeichen aller Reichthümer, als Tauschmittel unter allen Menschen, als Perle aller Mächte, nicht durch sich selbst den Reichthum der Staaten bilden; daß man folglich nicht berechtigt sei, über die Wohlfahrt eines Volkes nach der bloßen Hülle edler Metalle zu urtheilen. Er richtete sodann seine Blicke auf die verschiedenen Klassen der Menschen, die, wie sehr sie auch mit Erdennwerb beschäftigt seyn mochten, ihm nur mit Austausch beschäftigt zu seyn schienen, selbst dann, wenn sie für sich arbeiteten. Er bemühte sich, diejenigen unter ihnen herauszufinden, denen eine schöpferische Kraft beizuwohnte. Bei diesen mußte, so meinte er, der Reichthum seinen Anfang nehmen, während in seiner Ansicht alle Abklemmungen des Handels nichts mehr waren, als Uebersetzungen von einer Hand in die andere. Hatte ein Kaufmann europäische Waare in den Kolonden theurer verkauft, als sie ihm zu stehen gekommen waren, so rühete dies daher, daß sie wirklich mehr werth waren; mit dem Einkaufspreis also entschädigte er sich für Zeit und Kaufaufwand; und eine gleiche Entschädigung gebührte ihm auf dem Verkaufspreis der Baumwolle und des Zucker, den er nach Europa versetzte. blieb ihm noch unabdingte Noth ein Gewinn, so war dieser die Frucht seiner Ersparung und seines klugen Vorfiehens. Das ihm

für seine Mühe von dem Vergeßern bewilligte Salarium war allerdings größer, als die von ihm verwendete Summe; Dies verschlug jedoch nichts, denn zum Wesen eines Salariums gehört, daß es verwendet werde von demjenigen, der es gewonnen hat, und ist es von ihm ausgegeben worden, so hat er dem Rational-Nutzhum durch die Arbeit seines ganzen Lebens nichts hinzugefügt, weil die von ihm zurückgebrachten Waaren immer nur ein gerechter Ersatz für diejenigen waren, die er dafür in Tausch gegeben hatte. Hiernach gab Quesnay dem Transporthandel die Benennung des Oekonomie-Handels mit dem Zusatz, daß er nicht sowohl bestimmt sei, den Bedürfnissen des Volks abzuhelfen, als vielmehr dem Gelingen großer fremden Völker zu dienen, so daß der daraus entspringende Gewinn im Grunde nichts weiter sei, als ergrabtes Salarium.

Ubergehend zu den Manufakturern, betrachtete Quesnay dieselben, gerade wie den Handel, nur als einen Tausch. Doch anstatt zwei bereits vorhandene Werthe zum Begriffe zu haben, war ihr ursprünglicher Vertrag in seinen Augen der Tausch der Organen gegen die Zerkaut. Die durch die Arbeit der Manufakturanten herzugebrachten Waaren galten also in seinen Augen nur für ein Equivalent des von ihnen angekauften Salariums. Während sie arbeiteten, hatten sie, um zu leben, die Früchte der Erde verzehrt. Ein anderes Produkt der Erde war der Organismus ihrer Beschäftigung; allein der Weber mußte in dem Weide der von ihm gefertigten Leinwand finden, zunächst den Preis des Flachses oder des Hanfes, aus welchem jene gefertigt war; sodann den Preis des Brotes und des Bleichens, das er verzehrt hatte, während er mit dem Spinn-

nen und Werken beschäftigt gewesen war. Das von ihm herabgelassene Werk stellte nicht mehr dar, als diese verschiedenen accumulirten Werthe.

Zuletzt richtete der französische Staatswirth seine Blicke auf den Arbeiter. Der Goldarbeiter erschien ihm in derselben Lage, wie der Kaufmann und der Handwerker. Gleich dem letzteren trieb er mit der Erde einen Austausch der Gegenwart gegen die Zukunft. Die Crediten, denen er Entlohnung gab, schlossen den angeschafften Werth seiner Arbeit in sich; sie bezahlten ihm ein Salarium, worauf er dasselbe Recht hatte, wie der Handwerker und der Kaufmann. Doch nachdem dies Salarium verworrgenommen war, blieb ein reines Einkommen, wie man es nicht aus den Warenaufnahmen und dem Handel entstehen sah: nämlich dasjenige, welches der Arbeiter dem Eigenthümer für die Benutzung des Grundes und Bodens bezahlte.

Dies Einkommen der Grundeigenthümer erschien Quesnay's in einem ganz andern Lichte, als jedes andere Einkommen. Nach einem von ihm geschaffenen Ausdruck zur Bezeichnung des Wiederertragsrechts des dem Arbeiter gemachten Verschusses, nennt es seine Zurücknahmen (*reprises*); es war auch nicht ein Salarium und eben so wenig das Ergebniß eines Austauschs. Es war vielmehr der Preis einer von der Erde verrichteten Arbeit, die Frucht der wohlthätigen Natur; und da es allein früher nicht vorhandene Reichthümer repräsentirte, so mußte es zur Quelle aller übrigen werden. Dem Werthe aller von Menschen geschaffenen Dinge unter allen ihren Verwandlungen folgend, erblickte Quesnay ihrem ersten Ursprung stess in den Früchten der Erde. Die Arbeit des Landmannes, des Hand-

verkauf, der Handelsreibenden versetzte diese Früchte als *Salarium*, und beachte sie unter neuem Gestalten wieder hervor. Der Grundeigenthümer allein empfing sie aus ihrem Quelle aus den Händen der Natur, und durch sie sah er sich in den Stand gesetzt, allen seinen Handelsleuten ein *Salarium* zu reichen, so daß diese nur für ihn arbeiteten.

Dies scharfsinnige System warf, vermöge seiner Grundlagen, das der Merkantilisten über den Haufen. Die Oekonomisten leugneten das Daseyn eines Handelsglücksgemisches, auf welches ihre Gegner einen großen Werth legten. Sie hielten es für unmöglich, einen ununterbrochenen Geldstrom vom Auslande her zu unterhalten; und was auch in dieser Hinsicht gelingen möchte, so sahen sie darin keinen Vortheil. Sie sprachen ferner den Handwerksleuten und Kaufleuten, diesen Lehrlingen des Merkantil-Systems, die Fähigkeit ab, das Nützliche hervorzubringen. Denn indem sie die Nation in drei große Klassen theilten, erkannten sie nur: 1) Grundeigenthümer, als einzige Vertheiler des Nationalvermögens; 2) Arbeiter, als produktive Verkäufer, welche das Einkommen der ersten in's Daseyn riefen; 3) Volksgelde, zu welchen sie eben sowohl den Handelsstand und die Künstler und Handwerker, als die Staatsbeamten rechneten, welche zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit vorhanden waren.

Die Rückschlüsse, welche die beiden Seiten der Regierung erhielten, waren eben so verschieden, als ihre Prinzipien. Während die Merkantilisten die öffentliche Interimide in alles zu verwickeln bemüht waren, wiederholten die Oekonomisten ohne Unterlaß ihr *Laissez faire et laissez passer*. Denn, so viele der öffentliche Vortheil zusammengesetzt ist aus

allen persönlichen Vortheilen, so ist der persönliche Vortheil für jeden Einzelnen ein besserer Führer zum Ziel des allgemeinen Vortheils, als die Regierung.

Als Vorkämpfer sahen die Oekonomisten in den Grundeigenthümern Wirthe, welche die ganze Nation zu ihrem Heerde zählten, Vorkämpfer alles Reichthums, Gebieter über die Existenz aller ihrer Mitbürger. Sie betrachteten also die Grundeigenthümer als die einzigen Stützen des Staats; und alle ihre Grundbesitze führten zur Feststellung einer unbedingten Aristokratie, inwiewohl sie der monarchischen Regierung nicht abhold schienen wollten. Die Pflichten, welche sie den Grundeigenthümern und der öffentlichen Gerechtigkeit auslegten, waren dieselben; und die Befugung über die Kraft der Gesellschaft sollte in den Händen dieser Eigenthümer bleiben.

Als Finanz-Männer zweifelten die Oekonomisten gar nicht daran, daß alle Steuern, in welcher Gestalt sie auch erhoben werden möchten, nicht in letzter Zugehörigkeit von dem Einkommen des Grundbesizers bezahlt würden; und demgemäß sollte der Staat nur von demjenigen eine Steuer einfordern, der sie in letzter Zugehörigkeit allein entrichtete. Diese Steuer sollte stets auf das Einkommen von Grund und Boden gelegt werden; und zwar um so mehr, weil jede andere Art der Besteuerung demselben Eigenthümer weit höher zu stehen komme, und im Grunde nur eine unnütze Verdrückung für diejenigen sei, welche sie vorzuschlagen müßten.

Als Verwalter waren die Oekonomisten des Staates, daß die ganze Regierungsgewalt darauf abgedacht müsse: 1) den Grundbesitzern oder der ersten Klasse die volle Ver-

fügung über Grund und Boden, so wie den fechtlichen Be-
 aus seiner Fruchte zu erhalten; 2) den Besessenen des Grund-
 bes und Bodens, oder der zweiten Klasse, ihren Lohn und
 die Wiedererstattung ihrer jährlichen Auslagen zu sichern;
 3) der untergeordneten Klasse, welche die Fabrikanten, die
 Kaufleute, die Künstler, die Handwerker in sich begreift,
 alle Rechte zu erhalten, welche in den drei Wörtern Frei-
 heit, Immunität und Konfurrenz enthalten sind.

In Beziehung auf den auswärtigen Handel setzten
 die Oekonomieen als Prinzip auf: daß man nie die Aus-
 fuhr irgend eines National-Produkts, oder irgend einer Na-
 tional-Waare verbieten sollte; und eben so wollten sie es
 mit der Einfuhr fremder Produkte und Waaren gehalten
 wissen. Dabei sollte weder auf die Ausfuhr der eigenen
 Produkte und Waaren, noch auf die Einfuhr der aus dem
 Auslande anlangenden irgend eine Steuer gelegt werden
 und in den Häfen und auf den Märkten kein Unterschied
 zwischen Eigenthümern und Fremden Statt finden.

So verhielt es sich mit den Anschauungen der Oeko-
 nomisten oder Physiokraten; so also mit dem Stoff, wel-
 chen Adam Smith nach England brachte, um ihn auf
 seine Weise zu verarbeiten und eine Wissenschaft zu grün-
 den, worin die gesellschaftlichen Phänomene eben so auf Ge-
 setze zurückgeführt wären, wie die Phänomene des Welt-
 alls es durch Newton in der Astronomie waren.

Ein solches Werk zu vollenden, war er sich nicht in
 das kleine Haus, das seine Mutter in dem Dorfe Kirkcaldy,
 einige englische Meilen von Edinburgh, besaß. Was ihn,
 als einen Schüler Newtons, vor allen einbrachte, war,
 daß nichts dabei herauskommen werde, wenn er, wie seine

Vergänger, a priori eine Theorie erfände, der sich hinunter die Thatsachen anbequemen müßten. Die Wissenschaft der Regierung erschien ihm als eine Erfahrungswissenschaft, welche nur auf die Geschichte der verschiedenen Völker gegründet werden kann; und dem gemäß wollte er die Thatsachen nicht aus Prinzipen, sondern die Prinzipie aus den Thatsachen ableiten. Die beiden Systeme, von welchen das eine den Reichthum nur dem Handel, das andere ihn nur dem Ackerbau zuschreiben wollte, gleich sehr verwerfend, fand er die Quelle desselben in der Arbeit. Jede Arbeit, welche einen Tauschwerth geschöpft, erschien ihm als hervorbringend, sie mochte der ländlichen oder der städtischen Betriebsamkeit angehören, sie mochte den austauschfähigen Gegenstand, welcher Theil des Reichthums wurde, ins Daseyn bringen, oder den Werth einer bereits vorhandenen Sache vermehren.

So wie nun die Arbeit in seinen Augen die einzige Urheerin des Reichthums war, eben so war die Erziehung für ihn das einzige Mittel zur Anbahnung desselben. Nur die Erziehung schuf Kapitale: eine Benennung, unter welcher er nicht bloß Geld und Silber begriff, wie die Familien zu thun pflegten, sondern Reichthümer aller Art, angeschafft durch die Arbeit der Menschen, und von ihrem Besizern, mittelst einer Entschädigung, dazu verwendet, neue Arbeit in's Leben zu rufen.

Nach ihm besteht der Nationalreichthum: 1) aus Grund und Boden, welcher, ergiebig gemacht durch die Arbeit der Menschen, nicht bloß diese Arbeit reichlich vergütet, sondern auch für den Eigenthümer desselben einen Klein-Ertrag abwirft, den er Nente nennt; 2) aus Kapitalien, welche,

benutzt zur Bedienung der Betriebsamkeit, diese gemeinnützlich machen, so daß ihr Umlauf für die Besitzer derselben ein gewisses Einkommen hervorbringt, das er durch Gewinn bezeichnet; 3) aus Arbeit, welche für diejenigen, welche sie verrichten, ein drittes Einkommen bringt, das von ihrer Arbeitslohn genannt wird.

Adam Smith erkannte nicht bloß, daß jede Art von Arbeit zum Vortheil Aller und zum Nachtheil des Reichthums beiträgt, sondern er stellte auch als Princip auf: daß die Gesellschaft zu der Arbeit, deren sie am meisten bedarf, durch das Organ derer auffordert, die sie zu bezahlen versprochen; daß diese Nachfragen und diese Angebote der einzige Ausdruck der Arbeitslohnweise sind, auf welche man vertrauen kann, und daß die öffentliche Autorität hinsichtlich des Ganges der Betriebsamkeit sich auf den individuellen Vortheil verlassen darf. Dabei lehrte er, daß die am meisten nachgesuchte Arbeit stets die angemessenste für den Vortheil Aller seyn werde; aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie am besten werde vergütet und eben so am besten werde beachtet werden. Alle Fortschritte der gesellschaftlichen Entwicklung gründete er auf die Zunahme des Reichthums, nicht ohne zu behaupten, daß die Nachfrage des Marktes stets den Uebergang der Kapitalien und der Arme von dem schwächenden zu dem einträglichen Betriebsamkeit-Zweige bestimmen werde. Für Ackerbau und Handel forderte er von den Regierungen keine andere Vergünstigung, als gänzliche Freiheit; und so stützte er die Entwicklung der National-Reichthümer auf die Konkurrenz. Es ist er eine allgemeine Wahr-

heit ausdrückt, ist dieser abstrakte Satz nur der gekürzte Ausdruck mehrerer wirklichen Thatsachen, die er zusammengefaßt hat. Auf diese Weise verliert er sich nie in leere Voraussetzungen und getragte Vermuthungen, am wenigsten in Raisonnement, worin nicht Rücksicht genommen wird auf Umstände, die, ohne einen Einfluß auf die Argumentation auszuüben, nicht selten von der höchsten Wichtigkeit für die Resultate sind. Wenn er nicht alle Fragen, welche die Staatswirtschaft angehen, seiner Prüfung unterworfen hat, so ist dies vielleicht aus keinem andern Grunde geschehen, als weil es ihm nur darauf ankam, der Wissenschaft, deren Umgestaltung er auf sich genommen hatte, eine feste Grundlage zu geben, die man nicht wieder verlassen konnte. Doch muß es erlaubt seyn, anzunehmen, daß gewisse Probleme sich ihm noch gar nicht dargeboten hatten. So enthält sein gründliches Werk nichts über das allgemeine Verfahren der Hervorbringung und über die Vertheilung und den Verbrauch der Reichthümer. Auch über das Wesen derselben findet sich in seinem Werke nirgends ein genügender Aufschluß; und eben so wenig sind die verschiedenen Eigenschaften der so veränderlichen und flüchtigen Qualität, die man *Werk* nennt, auf eine befriedigende Weise bestimmt. Die Theorie der Handels-Produktion ist gänzlich vergessen worden; eben so die Theorie der Austauschungen, welche den Völkern ein Interesse für ihre gegenseitigen Consumente einflößt und für die Zukunft das sicherste Unterpfand ihrer gegenseitigen Wohlfahrt zu werden verspricht. Smith hat ferner die Möglichkeit derjenigen Hervorbringung, aus welcher die immateriellen

Produkte herzugeben, vollständig verwerfen. Hatte er hierin richtig gesehen? Man hat jedochhin bewiesen, daß diese Art von Produktion für die Erhaltung der Gesellschaft nicht weniger kräftig, als die streng sogenannte materielle; ja, man ist dahin gelangt, Dienste, welche sich bis dahin jeder Abschätzung entzogen hatten, einer solchen zu unterwerfen und so zur Verbesserung der gesellschaftlichen Einrichtungen beizutragen. Das, worüber man sich am meisten wundern möchte, ist, daß Smith das Kapitel von den Anleihen so ganz mit Emisschweigen übergangen hat. Vielleicht geschah es nur, weil in jener Zeit, wo er sein Werk vollendete, der Mißbrauch, der später von öffentlichen Anleihen, von Anleihen auf Unterzeichnung und von Tilgungslösen gemacht werden ist, sich nicht vorherrschen ließ. Sein Landsmann Robert Hamilton hat seitdem das Gefährliche dieses Verfahrens aufgedeckt, und diesen Treiz der Staatswirtschaftslehre in ein solches Licht gestellt, daß die Wiederkehr desselben Mißbrauchs fast unmöglich geworden ist.

Nur: das Verdienst des schottischen Philosophen, von welchem hier die Rede ist, beruht hauptsächlich darauf, daß er es zuerst gesagt hat, nur, was ihm nur auf reinphysische Erscheinungen angewandte Methode auf gesellschaftliche Erscheinungen anzuwenden, und daß er dadurch die Bahn zu einer neuen Wissenschaft gebrochen hat, die, wenn sie je vollendet wird, nur die Benennung der gesellschaftlichen Physik führen kann. Zwei gewaltige Begebenheiten haben, seit der ersten Erscheinung des Werks: „Ueber das Wesen und die Ursachen des National-Reichthums“

thum⁸⁸ ganz unabhängig von allen, was Menschen gewollt haben, das beigetragen, daß die Gründe richtiger Begriffe von gesellschaftlichen Dingen viel ergiebiger geworden ist, als sie es in früheren Zeiten war. Die eine dieser Begebenheiten ist die Entdeckung Noth-Amittelad, die andere die französische Revolution. Beide haben mehr als einen Fortschritt erzeugt. Würden sie jedoch diese Kraft gehabt haben, wenn dem menschlichen Geiste für die Erforschung des Wahren nicht eine neue Bahn gebrochen wäre durch eine Methode, die allein zur Erreichbarkeit führt? Was sich nicht leugnen läßt, ist der rasche Fortschritt der physischen und mathematischen Wissenschaften seit dieser Epoche. Wie hätten aber Handwerke, Künste, Handel, Gewerkschaften aller Art unter diesen Umständen zurückbleiben können?

Vergleicht man Smith mit Descartes, so macht man ohne Mühe die Entdeckung, daß jener sich zu diesem verhält, wie Newton zu Kepler oder zu Galilei. So wie nun die Astronomie seit Newton's Hinscheiden nicht ohne Fortschritt geblieben ist, weil die von diesem Natur-Philosophen aufgestellte Methode durch sich selbst zu neuen Entdeckungen einlud; eben so, und aus denselben Grunde, ist seit Smith's Hinscheiden die Staatswirtschaftslehre nicht ohne Fortschritt geblieben. Und diesen wir uns darüber erinnern, daß nur Entdeckungen in diesen Fächern besonders von demjenigen herrühren, welche sich die Methode des schottischen Staatswirtschaftslehres vorzüglich angeeignet haben? Wenn demüthige Gelehrte in dieser Beziehung zurückgeblieben sind, so kann der letzte Grund dieser En-

Schönung schenken ein andern sehr, als daß sie, verführt durch den Metaphysicismus der Hochschulen, noch immer die Thatfachen dem Gedanken unterordnen möchten, da das Resultat verglichener Thatfachen werden soll, und folglich der Hypothese nicht huldigen, als Wahrscheinlichkeitsforschung gesetzt.

Umständlichere Nachricht
 von der
 gewaltsamen Entführung Pius des
 Siebenten aus Rom
 im Jahre 1809.

(Ein Auszug aus den Denkschriften des Cardinals Farn.)

Die Gefangenschaft Pius des Siebenten bildet in der Regierung Napoleon's eine ansehnliche Episode.

Daß die päpstliche Gewalt des Papstes zu einem Schatten herabgesunken war, daraus machte sich Niemand, wenn er des Nachdenkens fähig war, ein Geheimniß. Nichts desto weniger schloß sich Europa überwacht und in Erfassung versetzt, als eine Macht, welche, so viele Menschenalter hindurch, die christliche Welt mit Ehrenbeugung erfüllt hatte — eine Macht, welche ehemals Thronen und Herrlichkeiten, Fürstenthümer und Gewalten durch ihre geistlichen Donner zu Boden schlug — ohne allen Widerstand, auf den bloßen Wink eines glücklichen Soldaten, in den Staub sank — als, um dies noch andern auszudeuten, der Nachfolger eines Innocenz des Dritten, eines Sixtus des Fünften, gleich einem weltlichen Erzbischoflichen, seinem Palaste entzogen und in fremdes Land versetzt wurde.

Höchst entsetzliche Betrachtungen ließen sich über diese Begebenheit anstellen, welche, zwei Jahrhunderte früher,

die Welt mit Blutvergiessen erfüllt haben würde; vor allem ließe sich, auf diese Veranlassung, ins Licht stellen, wie sehr der Homschrift in echter Wissenschaft dazu beigetragen hat, daß die Rechte des Übergläubens gerissen sind.

Doch dies liegt nicht in unserm Absichten. Wir wollen nur Nachsicht geben über die Art und Weise, wie, nach der Erzählung des Kardinals Parca, der französische Kaiser sich der Hauptstadt des Kirchenstaats bemächtigte, den Papst seiner geistlichen Herrschaft beraubte und seine geistliche Macht zu einem bloßen Schatten herabdrückte. Die Beschlüsse, welche in seiner Denkschrift gegeben werden, verdienen um so volleren Glauben, weil diese Denkschrift, wie er sich darüber ausdrückt, *currente calamo* und nur behufs hiesiger Anmerkungen, durchaus nicht für irgend einen öffentlichen Zweck niedergeschrieben wurde.

Kardinal Parca trat während einer höchst kritischen Periode in das Ministerium des französischen Papstes; denn er wurde nach der Vertreibung des Kardinals Sobrielli aus Rom zum Staats-Schreiber ernannt. Schon einige Monate früher war, wie er berichtet, in Rom das Gerücht verbreitet, daß der französische Kaiser damit umgehe, dem Papste aller französischen und geistlichen Macht zu berauben. Nichts desto weniger versammelten sich Häupter und Prälaten um den päpstlichen Thron, voll von der Ueberzeugung, daß es Mittel gäbe, diesen Sturm abzumenden. Diese Einsicht wurde zerstört durch das Eintreffen französischer Truppen in Rom am 2. Februar 1808, durch die Einforderung der Edelleute, welche die Leibwache des Papstes bildeten, durch die Vertreibung der neapolitanischen Cardinale aus dem italienischen Königreiche, vorzüglich aber durch die Kon-

festation des Herzogthums Urbino und der Anconitanischen Mark und deren Vereinigung mit dem Königreich Italien. Auf alles dies folgte eine neue Verabredung, welche damit endigte, daß der Cardinal Pacca zum Minister ernannt wurde, und welche wir hier mit seinen eigenen Worten wiedergeben wollen. Er sagt:

„Des 16. Juni trat ich bei drei französischen Officieren, wenn ich nicht sehr irre, unangemeldet, in das Zimmer Sr. Eminenz des Cardinals Gabrielli, damaligen Staats-Sekretär, und kündigten ihm nicht bloß an, daß er unter Haft sei und Kern auf der Stelle verlassen müsse, sondern sie begingen auch das unerhörte Verbrechen, sein Schreibpult zu durchsuchen, welches leicht Papiere enthalten konnte, welche Staats-Angelegenheiten und die innersten Dinge der allgemeinen Kirche betrafen. Am Abend desselben Tages that mir der heilige Vater in den verbindlichsten Ausdrücken zu wissen, daß er mich zum Nachfolger Sr. Eminenz des Cardinals Gabrielli ernennen habe. Ich erhielt die Rete Sonnabends den 8. Juni bald nach Mittag, und noch denselben Abend begab ich mich in den Cardinal-Palast, um die Depeschen und Briefe zu unterschreiben, welche noch in derselben Nacht abgehen sollten.“

Die päpstliche Regierung war unfähig, den Entwürfen des Usurpators den geringsten Widerstand zu leisten. Alle ihre regelmäßigen Truppen, ja selbst die Uscieri, welche aus der Peinor-Kasse des Papstes bezollet wurden, waren, wie der Verfasser berichtet, in französischen Dienst, so daß der Cardinal-Minister keine bewaffnete Macht hatte, um seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen, bloß mit Ausnahme einer kleinen Anzahl von Schutzhern, welche die

Thore des Palastes bewachen. Aber dem Mangel an Menschen war noch ein zweiter Mangel wirksam, nämlich der Mangel an Geld, das, wie der Kardinal nicht unrichtig bemerkt, wirksamer ist, als Armeen. Die anhaltenden Durchzüge der Franzosen, verbunden mit schweren Requisitionen und Kriegssteuern, hatten den päpstlichen Schatz gänzlich erschöpft. Nichts konnte demnach zu Wege gebracht werden durch die Anwendung der Gewalt — nichts durch die Wirksamkeit des Goldes und Silbers; und derselbe geistliche Thron, der ehemals allen Monarchen Europas trost geboten hatte, sah sich jetzt in Staub gestreut.

Und doch waren dies nicht die einzigen Schwachheiten, womit die päpstliche Regierung zu ringen hatte: unter den Bewohnern der römischen Staaten war, lange vor dem Einmarsch der französischen Truppen, Unruhe gegen die Regierung vorherrschend geworden; mehr auf einander gefolgte Minister wurden verabscheut vom Volke, das, „wie sehr es auch die Franzosen haßte und bei dem Gedanken einer veränderten Regierungsform zittern mochte“ (so brüht der Kardinal sich darüber auf), dennoch solche Verweise feindseliger Gesinnung gab, daß es dem Papste, als er eines Tages die Straßen der Hauptstadt durchzog, die Bogenriffe von Huldigung und Verehrung versagte, womit einst der Sieger bei solchen Gelegenheiten stets begrüßt worden war.

Als Kardinal Piccolomini das Einmüßigen des Staats ergriff, ging sein Bestreben, wie er erzählt, nur dahin, den Staat durch friedfertige und verständliche Maßregeln zu beschützen. Doch die Forderungen der Franzosen und ihrer Anhänger waren so unerschöpflich und so wenig zu befriedigen, daß er dem Papste den Rath ertheilte, ein Verfab-

zu anganehen, das Entschlossenheit voraussetze. Demnächst erschien ein Edikt, welches dem Unterthanen des Reichthums den Eintritt in das französische Militär verbot; und gleichzeitig wurde ein strenger Befehl an die sämmtlichen Provinzial-Gouvernere gerichtet, von welchen einige, aus Furcht, sich in Gefahr zu bringen, dem französischen Ober-Genera! eine Abschrift einhändigen ließen. Dies führte zu einer Verheißung des Cardinals, über welche er Folgendes zu Sprache bringt.

„Eines Morgens (es war der 6. September), während ich mit einem Prälaten beim Tribunal des Consiglio etwas abzumachen hatte, vernahm ich, daß Jemand angemeldet wurde; und unmittelbar darauf trat der Major Reggio, ein Pinnenetischer Offizier, der zum Generalstabe des Generals Niellet gehörte, begleitet von einem Kapitän der französischen Armee, in mein Zimmer ein. Nach dem bewegten Ausdruck ihrer Gesichter schloß ich sogleich, daß sie einen unangenehmen Auftrag auszurichten hätten. Ich erhob mich und fragte, was mir die Ehre ihrer Besuche bedachte. Major Reggio antwortete mir: Sie kämen von dem General Niellet, um mir den Haß zu bekunden, den der General über mein Betragen gegen ihn empfinde; und hierauf zeigte mir der Major eine Abschrift meines Befehls an die Provinzial-Gouvernere und das päpstliche Edikt. Er fügte hinzu, der General befehle mir, Morgen am nächsten Tage zu verlassen; und dabei kündigte er mir an, daß ich am St. Johannes Thier ein Detaschement Dragoner finden würde, welche den Befehl hätten, mich nach Vercenza, meiner Vaterstadt, zu begleiten. Ich erwiderte mit Zerknüththeit, daß ich keine andere Befehle annehmen

konnte, als solche, die dem Papste hängen, und daß, wenn Sr. Heiligkeit mir befähle, Rom zu verlassen, ich unfehlbar gehorchen würde. Major Muggio antwortete, er habe vom Senatus Mollis den gemessenen Befehl, nicht zu gestatten, daß ich das Zimmer, worin ich mich befinden würde, verlasse; er konnte also auch nicht erlauben, daß ich mich in die Zimmer des Papstes begäbe; thät ich es, so würde daraus Nachtheiliges hervorgehn. Er fügte hinzu, daß, wenn ich das Quirinal auf der Stelle verlassen wollte, um mich in meine Wohnung an der Piazza Capiteoli zu begeben, ich die Erlaubniß erhalten würde, noch einige Tage in Rom zu verweilen. Ich gab zur Antwort, daß ich mich von Rom nicht ohne den ausdrücklichen Befehl des Papstes verlassen würde, und daß, wenn ich nicht zu Sr. Heiligkeit gehen dürfte, ich an dieselbe schreiben und sie bitten würde, mir ihre ferneren Beschlüsse anheim zu geben. Muggio willigte ein, und zog sich zurück. In Gegenwart des Kaplans, der bei mir blieb, schrieb ich an den Papst und theilte ihm alles mit, was mir widerfahren war. Nachdem ich nun mein Schreiben durch einen Schützen des Schatzes des Staats-Offiziums abgesendet hatte, unterließ ich mich mit dem Kaplan über gleichgültige Gegenstände. Wenig Minuten darauf wurde die Thüre mit Gewalt geöffnet und die Ankunft des heiligen Vaters angekündigt. Ich eilte ihm auf der Stelle entgegen, und sah bei dieser Gelegenheit etwas, wovon ich zwar hier reden gehört hatte, was mir jedoch niemals vorgekommen war, nämlich, daß er einem heftigen Anfall von Nerven des Harns sich unterwerfe und das Gesicht sich in allen Zügen vermindert. In diesem Zustande fand ich den verehrlichen Papst. Er

erkannte mich nicht, ob ich gleich in meiner Kardinalschu-
tze gekleidet war. „Wer ist da?“ rief er mit lauter
Stimme. „Der Kardinal“ erwiderte ich, indem ich seine
Hand küßte. „Wo ist der Ossifier?“ fragte er nunmehr.

„Der Kaplän stand in meiner Nähe in ehrerbietiger
Einknieung. Ich wies den Papst auf ihn hin. Dieser wand-
te sich noch ihm, und befohl ihm, dem französischen Ge-
neral zu sagen, daß er die Erklärungen und Schwähim-
gen von Seiten, die sich Katholiken nennen, nicht länger
ertragen werde; daß er sehr wohl begreife, was diesem Ge-
neralhaften zum Grunde liege; daß die Franzosen damit un-
gingen, ihm seine Minister zu entsenden, um sein apostoli-
sches Ministerium in Ausübung zu bringen, und ihn selb-
st der heiligen Oberaufsicht-Nachte zu bereuben; daß er nun,
als einum Kardinal, befohle, den Anordnungen des franzö-
sischen Generals nicht Folge zu leisten, sondern ihm (dem
Papste) in seine Zimmer zu folgen, um dasselbst seine Ge-
sengeschaft zu theilen. Der heilige Vater schloß mit der
Erklärung, „daß, wenn der gemachte Entwurf durchgeführt
und ich von ihm getrennt würde, dieses nur erfolgen könnte,
wenn man entschlossen wäre, mit bewaffneter Macht in
seine Zimmer einzubringen, und daß, wenn dies wirklich
geschähe, er den General verantwortlich machen würde für
die Folgen.“ Der Kaplän, der sich achtungsvoll an mich
wandte, bat mich, daß ich ihm in französischer Sprache
sagen möchte, was der heilige Vater dem General kund
zu thun verlange. Dies that ich, und Monsigneur Berge,
welcher gegenwärtig war, hat hinterher Zeugniß darüber
abgelegt, daß meine Uebersetzung treu und genau war. Der
französische Ossifier bat darauf, daß ich dem heiligen Va-

ter die Versicherung geben möchte, daß er seine Verfassung pünktlich ausrichten werde. Der Papst nahm mich schon bei der Hand mit den Worten: „Kommen Sie, Signor Cardinal.“ Neben der großen, mit einem Schwarm von Dienern besetzten Treppe weg, gingen wir in seine Zimmer. Seine Heiligkeit bezeugten drei derselben, welche dicht an die schwingen stießen, zu meinem Aufschalt; und hier hatte ich, sechs Monate lang, die Ehre und den Troß zu verwahren, bis in der verhängnißvollen Nacht vom 6. Juli der Papst und ich gewaltsamer Weise aus Rom entfernt und nach Frankreich verschickt wurden.“

Der würdige Cardinal sammelt im Verlauf seiner Denkwürdigkeiten über die von den Franzosen verübten Gewaltthaten. Dahin rechnet er die Unterdrückung der Mönchs-Orden in den von Frankreich abhängigen Ländern, vorzüglich aber die Abschaffung der Inquisition, die er als ein Tribunal bezeichnet, welches der Kirche so nützlich sei und doch so grausam verkrumdet werde. Am höchsten steigt sein Unwille über die Einführung der Freimaurerei in Rom. In den bittersten Ausdrücken äußert er sich über diese Hordenverwirr, von welchen er ausfragt, „daß sie ihre Organe im Venti-Palast unter den Augen des heiligen Papstes begangen haben.“

Der Papst entschloß sich zuletzt, seine Zuflucht zu dem Douarschlägen der Kirche zu nehmen. Er versuche hierbei nach den Rathgebrungen des Cardinals; doch ob er wohl daran that, daß er gegen seine Unverwundeter mit abgeschliffenen Waffen zu Felde zog, die ihn so leicht tödtlich machen konnten, darüber mag Jeder entscheiden, nur nicht die Mitglieder des heiligen Collegiums.

Eine Exkommunikations-Bulle oder Verbe lag seit dem Jahre 1806 zur Unterzeichnung des Papstes in Vertheilung, und nicht lange darauf hatte der Cardinal Gen' schi, damals Staats-Schreiber, das römische Volk von dem bevorstehenden Angriff des französischen Kaisers auf den heiligen Stuhl unterrichtet. Es wurde vermuthet, daß die Franzosen, nach ihrer Ankunft in Rom, das heilige Kollegium aus einander jagen und den Gliedern desselben nicht gestatten würden, mit dem Papste in Zusammenhang zu bleiben; es wurde also alles in Vertheilung gehalten für die Unterzeichnung einer Bulle, die in jedem Augenblick bekannt gemacht werden konnte. Doch diese Vorsichtsmaßregel bewies sich als schlecht berechnet; und eine neue Bulle wurde im September 1808 von dem Cardinal de Piero vertheilt, wiewohl sie erst den 19. Juni 1809 unterzeichnet und bekannt gemacht wurde. Am merkwürdigsten dabei war, daß Pius der Elbete, indem er die Bulle des Papstes in seine nervenlose Hand nahm, sich verpflichtet fühlte, als Besondere dafür zu sorgen, daß diejenigen, welchen die Vertheilung der Bulle in der Hauptstadt angetragen war, nicht ergriffen und erschossen werden möchten. Nach der Aussage des würdigen Cardinals waren die Franzosen bestürzt und voll Angst über ihre Ausschließung von dem Tröst der heiligen Kirche; dies mehrten wir jedoch in Zweifel setzen, nicht bloß nach einer allgemeinen Verurtheilung des herrschenden Geistes der Zeit, sondern sogar nach der Erzählung des Cardinals, welcher sein Geheimniß daraus macht, daß die Vertheilung der Bulle zu einem Angriff auf den Quirinal-Palast, zu einer Gefangennehmung des Papstes und seines Ringens, und zu seiner Verhaftung

nach Frankreich geführt habe. Die Nachricht, welche er von dieser wichtigen Angelegenheit giebt, lautet wie folgt:

„Am Abend des 6. Juli 1809 besetzten meine Kavallerie-Patrouillen die Straßen, welche in verschiedenen Richtungen nach dem Quirinal führen. Auf gleiche Weise waren auf verschiedenen Punkten Truppen aufgestellt, um die Kommunikation mit dem Innern zu verhindern; und um 7 Uhr brach ein Infanterie-Korps aus den benachbarten Quartieren der Stadt in beschleunigtem Marsche, wiewohl ohne alles Geräusch, auf, um den Palast von allen Seiten einzuschließen. Bald nach Tagesanbruch begannen die Missethäter, die Gendarmen und einige rebellische Unterthanen, welche von Seiten ihrer Abneigung von der päpstlichen Regierung ausgezeichnet waren, den Palast zu erstürzen. Nach dem ich den ganzen Tag in Angst und Sorge zugebracht und die ganze Nacht bis um 6 Uhr Wiegens wachend verbracht hatte, begab ich mich, da kein Geräusch auf der Straße, oder in deren Nachbarschaft wahrzunehmen war, in meine Schlafkammer, um ein wenig auszuruhen. Indess hatte ich mich kaum zu Bette gelegt, als mein Kammerdiener eintrat, um mir zu verkünden, daß die Franzosen bereits im Palaste waren. Ich stand sogleich auf, und ging auf den Hof, wo sich mir Bewaffnete mit Fackeln in den Händen zeigten: sie zogen durch den Garten und schauten nach den Thüren, um ihren Einzug in die Gemächer zu bemerken. Sogleich gewachte ich Andere, welche über eine Mauer kletterten, an welcher Leitern gelegt waren. Noch Andere kletterten mittelst Leitern empor zu den Fenstern mehrerer Diener des Papstes, öffneten diese durch Heile, durchließen die Gemächer und eilten das große Thor zu öffnen, das nach

der Pflanz sieht, um eine Menge Soldaten einzulassen. Auf der Stelle befahl ich meinem Vassen, Johann Lohr, ein Parca, den heiligen Vater zu wecken, gemäß der Absicht, die ich mit ihm für den Fall genommen hatte, daß sich während der Nacht etwas Außerordentliches ereignen sollte. Bald darauf begab ich mich selbst zu ihm in mein Schlafstübchen. Der Papst stand auf, ohne sonderlich betört zu seyn; und nachdem er ein Messgewand und eine Stola angelegt hatte, trat er in das Zimmer, wo er gewohnt war, Audienz zu ertheilen. Kardinal Desping und ich versammelten einige Prälaten, welche in dem Palaste ihren Wohnsitz hatten, so wie einige Beamte des Staats-Offiziums. Wüthend erbrachen die Cämmerer die Thüren und erschienen endlich das Zimmer, wosin wir versammelt waren mit dem heiligen Vater, der, um einer uneheligen Vermittlung zuvor zu kommen, verschied auch um irgend ein schreckliches Ereigniß abzuwenden, den Befehl ertheilt hatte, daß man die Thüre öffnen sollte. Wüthend hatte der Papst seinen Sitz verlassen, und sich an das Bureau gestellt, das in der Mitte des Zimmers aufgestellt war. Ihm zur Seite standen der Kardinal Desping und ich; die Prälaten und die Beamten umgaben uns. Als nun die Thüre geöffnet war, trat General Rader ein. Dieser Offizier stand an der Spitze des Unternehmens. Ihm folgten mehr Offiziere von der französischen Gendarmerie und zwei bis drei christliche Rebellen, welche die Opanation mit der Franzosen in ihrem Angriffe auf den Palast geleitet hatten.

Rader, ungehen von seinem Erfolge, stellte sich stracks dem Papste gegenüber. Es herrschte ein tiefes Schweigen,

das einzige Minuten anhielt; wir sahen einander mit Verwunderung an, ohne ein Wort hervorzubringen und ohne uns in der Stellung zu rühren, die wir genommen hatten. Endlich erklärte General Nabet, blaß und fast unfähig, ein Wort zu artikuliren, dem Papste, daß er eine schmerzliche Pflicht zu vollbringen habe, deren Erfüllung er nicht ablehnen dürfe, weil er dem Kaiser Treue und Gehorsam geschworen habe. Er habe dem Papste anzukündigen, „daß Sr. Heiligkeit verpflichtet müße auf die päpstliche Excommunication Roms, und daß er, im Falle der Weigerung, beauftragt sei, den Papst zu dem General Nielist zu führen, welcher ihn mit dem Orte seiner Bestimmung bekannt machen werde.“

Ohne alle Verlegenheit antwortete der Papst in einem festen und würdigen Tone:

„Wenn Sie glauben, zur Vollziehung dieser Befehle verpflichtet zu seyn, weil Sie dem Kaiser Treue und Gehorsam geschworen haben: so werden Sie auch begreifen, weshalb Wir es für unsere Pflicht halten, die Rechte des heiligen Stuhls zu vertheidigen. So mancherlei Übel verbinden und dazu. Wir können nicht verzichten auf etwas, das uns nicht gehört; das päpstliche Domänium gehört der römischen Kirche, und Wir sind bloß der Verwalter desselben. Ja Endlich kann uns der Kaiser entreißen, doch nie wird er erhalten, was er begehrt. Und noch allem, was wir für ihn gethan haben, erwarteten wir nichts weniger von ihm, als eine solche Behandlung.“

„Heiliger Vater,“ sagte der General Nabet, „ich weiß, daß der Kaiser Luc. Heiligkeit sehr große Verbindlichkeiten hat.“

„Nicht, als Sie voraussetzen,“ bemerkte der Papst in einem bedeutenden Tone. „Wissen Wir allein gehen?“ fügte er hinzu.

„Ew. Heiligkeit“ erwiderte der General, „darf Ihren Minister, den Cardinal Pauci mit sich führen.“

Ich stand in diesem Augenblick dicht bei dem Papste und sagte auf der Stelle zu ihm: „Welches sind Ihre Befehle für mich, heiliger Vater? Wenn ich die Ehre haben, Sie zu begleiten?“

Der Papst willigte ein und ich bat um die Erlaubniß, in das nächste Zimmer gehen zu dürfen. Begleitet von zwei Gendarmen-Offizieren begab ich mich dahin. Sie schienen das Zimmer zu durchsuchen. Ich legte mein Kardinal-Gewand an, d. h. meine Chertre und meine getreichte Kopfbedeckung; denn ich setzte voraus, daß ich dem Papst werde nach dem Verlaß-Palaste begleiten müssen, wo der General Nicolis wohnte. Während meiner Abwesenheit entwarf der heilige Vater eine Liste derjenigen Personen, von welchen er wünschte, daß sie ihn begleiten möchten; dabei befragte er sich mit dem General Radet. Während jener in dem Zimmer eins und das andere anordnete, sagte dieser: Ew. Heiligkeit kann sich darauf verlassen, daß nichts angerichtet werden wird. „Wer sich nichts aus dem Leben macht,“ erwiderte der Papst, „bestimmt sich wenig um die Dinge dieser Welt.“

Radet wünschte, der Papst möchte seinen Anzug verändern, so daß er nicht erkannt würde; doch hatte er nicht das Herz, ihm dies zu sagen. Als ich in das Zimmer zurückkam, hatten sie ihn bereits verwechselt, dasselbe zu verlassen, ohne daß seinen Dienern so viel Zeit übrig geblie-

den war, als nöthig schien, um einige Wäpfe für ihn in den Mantelhof zu thun. Erst in den vordersten Zimmern stieß ich wieder zu ihm. Umgeben von Bedienten, Arzisten und empöten Unterthanen des heiligen Stuhls, und nicht ohne Beschwerche wandernd unter den Trümmern zerstörter Thüren und Leitern, welche auf dem Boden gestreut lagen, gelangten wir über den Hofraum, wo ein Corps französischer Truppen und der Liberrest der Hebräer aufgestellt war. So erreichten wir das Hauptthor des Monte-Cavallo, wo General Nabet Wagen auf und wartete. Auf der Piazza sahen wir ein zahlreiches Corps neapolitanischer Truppen, welche vor wenigen Stunden angelangt waren, das große Unternehmen zu unterstützen. Sie machten, daß der Papst zuerst in die Kutsche stieg; ich folgte. Die Klende zur Seite des Papstes war vernagelt und beide Kutschenschnäbel waren verschlossen, als General Nabet und ein Deskaner, Namens Cardinal (ein Quartier-Meister) den Schlüssel einsteckten und den Befehl zur Abfahrt gaben. Mehrere Soldaten und Diener, so wie einigen Beamten des Staats-Offiziums, war erlaubt worden, uns bis zum Thore Monte-Cavallo zu folgen, und selbst der Kutsche näher zu treten . . .

Als wir um die Wälle bogen, stiegen wir auf Kavallerie-Brigaden und Soldaten-Bataillons mit gezogenem Degen. General Nabet entfaltete diesen Brigaden seine Befehle mit einer Art von Triumph, gerade als ob er diesen großen Sieg davon getragen hätte. Außerhalb der Stadt fanden wir Postpferde in Bereitschaft, und während diese vorgelegt wurden, machte der Papst dem General Nabet milde Bemerkungen wegen des Betrugs, den er sich erlaubt hatte in

der

der Täuschung, als führen wir zu dem General Wicliß. Auf gleiche Weise beklagte sich der heilige Vater über die Betrüchlichkeit, womit man ihn zwang, Rom zu verlassen ohne seine Diener, entließ von dem Nothwendigsten, beschränkt auf das, was er um und an sich habe. Nadet erinnerte, daß mehr von den Personen, welche Sr. Heiligkeit zu Monte Cassino gefordert hatte, zu uns stoßen und alles Nothwendige mitbringen würden. Der französische General stimmte sogar einem Expreß an den General Wicliß ab, um ihre Absicht zu beschleunigen. Er bemerkte bald darauf gegen mich, wie froh er darüber wäre, daß seine Mission so gut abgelaufen sei, daß alle Gewalt aus dem Spiele geblieben wäre.

„Ew.“ sagte ich, „bestanden wir uns in einer Fassung, und waren wir des Widerstandes fähig?“

„Ich weiß,“ erinnerte er, „daß Ew. Einhorn dem Befehl gegeben hatte, es solle kein Widerstand eintreten; ja, daß Sie sogar gewisse Personen verhindert hatten, Monte Cassino mit Hintergecktem zu passieren.“

Einige Zeit darauf fragte mich der Papst, ob ich einiges Geld mit mir genommen. Ich erinnerte: „Ew. Heiligkeit sah, daß ich in Ihrem Zimmer verhaftet war und nicht die Erlaubniß hatte, nach dem meinigen zurück zu kehren.“ Wir gegen hierauf unsere Vörken, und trotz dem Kummer, in welchem man uns gefürzt hatte, so wie trotz unserer Trennung von Rom und dessen gütigen Volke, konnten wir nicht umhin zu lachen, als sich in der Vörke des Papstes ein einziger Papetto und in der meinigen ein Groschen befand. So hatten sich denn der Suberän von Rom und sein erster Minister auf eine mehrhafte apostolische Jagd

begeben, d. h. ausgestattet nach den Worten unseres Herrn an die Apostel: *Nihil tulistis in via, nihil paravi* — denn wir hatten keine Vorräthe — *neque duas tunicas* — denn wir hatten keine andere Kleider, als unseren Anzug, der noch dazu höchst unbequem war — *neque pecunias* — denn wir besaßen nur 35 Bajochi zusammen. Schreijend zeigte der Papst dem General Rabot seinen Papetto und sagte: „Dies ist alles, was mir von meiner Cabriolettür übrig bleibt.“

Ich adhrte, Anfangs der Reise, die Befürchtung, Plut der Siebener möchte die energischen Massregeln, wodurch er seiner Qual eine Solange gesetzt hatte, bereuen und mir Vorwürfe darüber machen, daß ich ihm dazu gestatten. Doch ich sah mich in dieser Hinsicht betrogen; denn Sr. Heiligkeit sagte zu mir: „Cardinal, wir haben wohl daran, die Falle den 10. Juni bekannt zu machen; denn jetzt könnten wir es nicht.“ Diese Worte gewähren mir viel Beruhigung und geben mir die Stärke, alle Körperliche und geistige Beschwerden dieser unglücklichen Reise mit Langmuth zu ertragen.

U e b e r

Pressfreiheit als Wirkung und als
Ursache.

Krone gedruckt.

Hippocrates.

Die Gazette de France vom 1. Oktober enthält nachfolgenden Artikel:

„Das Verfahren der Regierung gegen die Leute, denen sie alles verdankt, ist eine der auffallendsten Erscheinungen der jetzigen Zeit. Jene Unternehmenden, welche die denkbare Zahne in Paris aufspangen, sind nach St. Polye oder nach St. Michel geschickt worden, und jene angebliche Zahne der Freiheit nicht von dem Gefängnisse herab, wo man die Julius-Ceser zusammenknecht. Herr von Lesapette hat sein Domizil verlegt gesehen, und Herr Delmel, den er beschuldigt, ist gendehgt werden, Frankreich zu verlassen. Jedermann kennt die Anstrengungen, die man gemacht hat, um Herrn Cassite aus seinem Elgensthum zu vermeiden. Herr Ludwig de Puyrabeau ist durch die vielen erlittenen Verfolgungen in die Gesellschaft der Menschheitsrechte vertrieben worden, und Herr Dupont von der Esne, den man den tugendhaften Dupont nannte, sieht sich von allen Geschäften entfernt. Der Marschall Clausel besucht als einfacher Privatmann jene Abgeschiedenen Kolonien, deren Leitung man ihm genommen hat. Herr Mau-

geln ist nicht einmal Staatsanwältin. Der National endlich, der den Krieg gegen den älteren Zweig des Hauses Bourbon begonnen hat, darf nicht mehr die Verhaftung eines Leichnamdieses anrufen. Herr Balmat Leprieux, einer von den Redakteuren des Courrier Français, hat seine Zeit im St. Pelagie-Gefängnisse abgesehen. Fünf und sechzig Jahre Gefängniß und über 300,000 Fr. Geldstrafe sind der Presse auferlegt worden, für die man im Juli 1830 Verurtheilten schlagen ließ."

Der letzte Satz dieses Urtheils ist ein wenig dunkel. Ihn aufzuklären, muß, vor allem, bemerkt werden, daß man sich in den letzten Monaten die Mühe genommen hat, ein Verzeichniß derjenigen Journale zu geben, welche seit dem 2. August 1830 wegen Verstoßes gegen das Gesetz gestellt worden sind. Es ergibt sich daraus im Wesentlichen Folgendes: Die Tribune hat 86 Prozesse zu bestehen gehabt, ist 17mal verurtheilt worden, und muß 14 Jahre und 2 Monate Gefängniß, und 82,474 Fr. Geldstrafe erlauben. Die seitdem eingegangene Revolution stand 32mal vor Gericht, wurde 11mal verurtheilt und hatte 9 Jahre 3½ Monat Gefängniß, und 41,469 Fr. Geldstrafe zu tragen. Die Quotidienne ist im Ganzen zu 1 Jahr und 10 Monat Gefängniß, und zu 23,637 Fr. Geldstrafe verurtheilt worden. Die Gazette de France erlidet ungefähr gleiche Strafen. Der National hat einmonatliche Gefängniß, und 6175 Fr. Geldstrafe zu tragen. Die Total-Summen stellen sich hiernach folgendermaßen: Eingekerkerte Prozesse — 411; Verurtheilungen — 143; Gefängnißstrafen — 65 Jahre und 2 Monat; Geldstrafen — 301,555 Fr. 55 Cent. Uebrigens darf nicht

unbemerkt bleiben, daß hier nur von Pariser Journalen die Rede ist, und daß sich die Total-Summen der Gefängniß- und der Geldstrafen bei weitem höher stellen, wenn man die bestraften Vergehens der Provinzial-Journale hinzurechnet.

Was zunächst aus diesen Angaben hervorgeht, ist, daß diejenigen sich im Irrthum befinden, welche an die Möglichkeit einer unbedingten Pressfreiheit glauben. Was sich auch gegen die Censur einwenden lassen möge: aus ihrer Beseitigung folgt nichts Besseres, als — eine Verschlimmerung, welche darin besteht, daß das nicht abgewendete Vergehen von Tribunalen bestraft werden muß, welche für ihr Verfahren keine andere Regel haben, als die ungefähre Abschätzung des Nachtheils, der aus der Unterwerfung der Regierung für die ganze Gesellschaft hervorgeht: eine Abschätzung, deren Unsicherheit sich nicht verkennen läßt, die aber außerdem den wesentlichen Fehler in sich schließt, daß sie nothwendig partiell ist, weil ein Tribunal, welche Benennung es auch führen möge, nicht aufhören kann, Theil der Regierung zu seyn. Wäre ein Organismus möglich, durch welchen die Regierung zu einem Gegenstande unbedingt Hochachtung und Ehrfurchung würde: so ließe sich zu gleicher Zeit annehmen, daß, in dieser Ordnung der Dinge, mit der Censur jede Pressgesetzgebung da facto auf der Gesellschaft verhängen würde. Doch an einem solchen Organismus ist nicht zu denken, weil, was auch in dieser Hinsicht gelingen möge, das in jeder menschlichen Verfassung lehrhafte Ermüdungsgesetz im Verlauf der Zeit Abänderungen nöthig macht, die nicht immer auf der Stelle erfolgen können; und gerade hinein liegt es, daß

Vorstellungen getroffen werden müssen, um dieselbe Autorität zu bewahren, ohne welche die Gesellschaft zu einem Chaos werden würde. Es gebe also eine Zensur, welche den Pressevergehen polizeilich vorbeugt, oder eine Pressegesetzgebung, welche über begangene Vergehen diese Art richterlich entscheidet: immer wird die eine oder die andere nothwendig seyn, und zwar in einem so hohen Grade, daß, wenn sie wegfiele, die nur durch Autokratie zusammen gehaltene Gesellschaft sogleich in Unordnung und Auflösung übergehen würde. Als Alexander der Große, nach der Einführung der Buchdruckerei, zuerst die Zensur einführte, that er nicht mehr und nicht weniger, als was jeder andere einsichtsvolle Regent, der auf die Erhaltung seiner Befehle bedacht ist, an seiner Stelle gethan haben würde; und alle Vorwürfe, die ihm deshalb jemals gemacht worden sind, verrathen nur Unwissenheit und Unverstand.

Nach diesen Vorbemerkungen wird es, so nicht leicht, doch wenigstens möglich seyn, eine Erscheinung zu erklären, welche die Gajette de France als auffallend bezeichnet.

Was Frankreich gegenwärtig ist, d. h. was seinen ganzen gesellschaftlichen Zustand charakterisirt, kann nur als das Ergebniß der Julus-Revolution betrachtet werden. Wir haben über die Nothwendigkeit oder Unnothwendigkeit dieses großen Ereignisses in diesem Zusammenhange auch nicht das Mindeste zu bemerken; genug, daß es sich in einer Empörung ausdrückte, nach deren Beendigung die Volkshooveräntheit nicht mehr that. Das politische Gebäude, das auf dieser Grundlage errichtet wurde, hatte seinen vorherrschenden Charakter nothwendig in der Wahl. Wir sehen also das Wahl-System viel vollständiger auf-

gebildet werden, als es früher ausgebildet war. Die erbliche Krone ward auf ein Individuum übertragen, das zwar zum Bourbonnischen Geschlecht gehörte, von dem jedoch behauptet ward, „daß es wegen diesem Umstande gewählt worden sei.“ Auf diese Weise ward aus dem Könige, der ein Prinzip sein sollte, ein Werkzeug gemacht. Diese Eigenschaft in ihm zu betheuern, veränderte man das Wahl- und Wahlbestätigungsgesetz, nicht ohne den Repräsentanten der Volks-Genossenschaft Rechte beizulegen, welche sie früher nicht gehabt haben; vor allem das Recht der Initiative, wenn gleich nicht der ausschließenden. Das Gesetzgebungsgeschäft in der Kammer der Abgeordneten zu centralisiren, ward die Erbschaft der Pairie abgeschafft. Die Verhandlungen der Gesetzgeber sind öffentlich, und damit die ganze Bevölkerung Frankreichs daran Theil nehmen möge, werden Journalisten beauftragt, den Inhalt dieser Verhandlungen über das ganze Reich zu verbreiten. Ihre Bezeichnung zu verändern, laßt man sie in Publizisten um. Ihnen vertraut man die Leitung der öffentlichen Meinung, und sofern sie diesem Geschäfte gewachsen sind, geht alle Regierung von ihnen aus; sie sind folglich die alleinigen Gewalten, beauftragt, den Grundsatz aufzustellen: *le Roi règne, mais il ne gouverne pas*. Die Ausbildung des Gesetzes ist dem Konfite der drei Gewalten anheim gegeben, welche Ministerium, Deputirten-Kammer und Pairie-Kammer genannt werden. Was sich nun auch in dieser Form zeigen mag: seine Sanction erhält es nur durch die Publizisten, die ihren Beifall geben, oder versagen, je nach den Partei-Ansichten, von welchen sie geleitet werden.

Daß bei dieser Anordnung kein Vertrauen zur Regie-

rung entstehen kann, versteht sich ganz von selbst, und wer
 am meisten dabei leidet, ist ganz unschuldig — wir sagen
 nicht die Regierung, wohl aber derjenige Theil derselben,
 welchem die Vollziehung der Gesetze übertragen ist. An
 wem nun soll dieser Theil sich halten? Es bleibt ihm keine
 andere Wahl, als sich gegen diejenigen zu wenden, die ihn
 den meisten Mißbrauch thun. Dies sind, ohne Widerrede,
 die Publizisten, deren Bestimmung nichts so sicher mit sich
 bringt, als die Vertheidigung des Prinzips der
 Volkssouveränität, in welcher Form diese Vertheidig-
 ung auch geführt werden möge. Streng genommen ist
 ihnen nichts anzuhaben durch die Beschuldigung: „daß sie
 zu Haß und Verachtung der Regierung aufstodern;“ doch
 indem weder die bürgerliche, noch die priucliche Befugung
 dem auf Volkssouveränität gebauten politischen Systeme
 entspricht, oder ihm jemals entsprechen kann, hält man sich
 an diesen Anstande, um Diejenigen zur Verantwortung zu
 ziehen, die, als Legitimisten, oder als Republikaner (An-
 timonarchisten), nicht anhin können, der Regierung in dem
 Antheil der großen Menge zu schaden. Daher die Menge
 der Pressen, deren Gegenstand sogenannte Prescriptions sind.
 Die wahre Quelle, aus welcher sie hervorgehen, ist das
 gelsten sollende politische System. Wäre dieses, wie es seyn
 sollte, d. h. enthielte es die Kraft, der Regierung diejenige
 Autorität zu verschaffen, die sie zur Erfüllung ihrer Bestim-
 mung bedarf, so würde von Stundalen dieser Art gar nicht
 die Rede seyn. Was läßt sich überhaupt von einer Re-
 gierung erwarten, welche sich unaussprechlich darüber beklagt,
 daß man sie zum Gegenstande des Hasses und der Ver-
 achtung macht? Wie weit will sie diese Klage treiben, ohne

lächerlich zu werden? Und was bleibt ihr noch übrig, wenn sie dahin gelangt ist, einen einzelnen, ihr nachtheiligen Artikel (wie es der französischen Tribune widerfahren ist), mit 22,000 Franken und einer dieser Summe entsprechenden Gefängnißstrafe zu belegen?

Ihren wir nicht, so ist aus dem Gesagten klar, wie die sogenannte Pressfreiheit eine Wirkung des politischen Systems seyn kann, das unter gegebenen Umständen gelten soll. Als bloße Wirkung nun würde sie das Ueberschüssige von der Welt seyn, und weder eine Beschränkung, noch eine Verfolgung zulassen. Doch weil der Zustand, worin sie bloße Wirkung ist, als ein unentzählich empfunden wird, so macht man sie zur Ursache; und wie könnte dies geschehen, ohne den Stand der Dinge, zwar nicht auf der Stelle, doch nach und nach so wesentlich zu verändern, daß er sich längst nicht mehr ähnlich sieht? Der Kampf, worin die französische Regierung der gegenwärtigen Zeit mit der sogenannten Pressfreiheit liegt, ist also gewiß nicht die schlimmste Erschränkung, welche Frankreich darbietet; er kann sogar als eine höchst nothwendige betrachtet werden, sofern er alles in sich schließt, was zur Verbesserung derjenigen Mautschicht beitragen kann, die einer Regierung nothwendig ist, welche das Ordnungsprincip für nicht weniger als 32,000,000 Menschen seyn soll. Fortdauern wird dieser Kampf — dies läßt sich mit der größten Bestimmtheit vorhersagen — so lange die Idee der Volks-Entscheidung behält, und sich in getheilter Gewalt und öffentlicher Schöpfung ausdrückt; doch welche Wahrscheinlichkeit, daß ein so unverantwortliches und gebrechliches System noch lange bestehen werde? Es ist dahin gekommen, daß ein Typo-

silenz-Journal die Befreiung der Pressegeheim, d. h. die Beschränkung der Pressfreiheit, als eine Noth darstellend, welche Ludwig Philipp durch die Verleumdung auslöst, um einen Ersatz für die Schandthat zu finden, die er sich in der Ziviliste hat gefallen lassen müssen. Läßt sich die königliche Würde noch tiefer herabsetzen, als es in dieser Erklärung geschehen ist? Ein anderes Blatt (der National) fragt, was Pressfreiheit sei, wenn die Verleumdung über gerichtliche Verhandlungen zu einer Geldstrafe von 10,000 Franken und zu einer vierjährigen Unterdrückung führen könne? und eben dieses Blatt schließt mit der Bemerkung, „daß, indem die Pressfreiheit unter solchen Umständen zu einem leeren Worte werde, nur die Freiheit übrig bleibe“; eine Bemerkung, welche so tief in der Sache selbst gegründet ist, daß sich dagegen schwerlich etwas einwenden läßt. Da man Geld- und Gefängnißstrafen nicht ins Unendliche steigern kann, und auf der andern Seite die Autorität der Regierung nur dadurch zu retten ist, daß die Bruchtheile derselben auf eine angemessene Weise bestraft werden: so läßt sich mit der größten Sicherheit vorhersehen, daß der Kampf mit der Pressfreiheit sehr bald ein Ende finden werde. Wird dies aber geschehen können, ohne daß auf der Höhe der Volkswirtschaft errichtete politische Gebäude gleichsam über den Haufen zu werfen? Wird — um dies mit noch andern Worten auszudrücken — wenn die Hindernisse unbedingter Pressfreiheit aufgegeben werden muß, das Repräsentativ-System und die daran geknüppte Öffentlichkeit der Gesetzgebung sonderbar können? In unserer Ansicht sind Pressfreiheit und Öffentlichkeit der Gesetzgebung Correlata, die ohne einander nicht gedacht wer-

den Mienen; beide sehen und fallen mit einander, und will man erfassen, was in der ersten verloren geht, so braucht man bloß zu erschaffen, worauf der Witz der zweiten beruht.

Eine solche Erschöpfung dürfte hier nicht am unrichtigen Orte seyn; doch werden wir die Wiederholung dessen vermeiden, was wir über diesen Gegenstand bei andern Gelegenheiten bemerkt haben.

Ohne Mühe begreift man, weshalb die Beschöpfung barbarischer Völker eine öffentliche ist, die sich sogar unter so fernem Himmel vollzieht; solche Völker sind in der Regel klein, und was in Beziehung auf sie Erseß genannt werden kann, beschränkt sich auf Verabredungen, deren Gegenstände bloß einfache Verrichtungen sind, wie Jagd, oder Krieg, oder Heirathen und dergleichen. Was man aber weit weniger begreift, ist die Nothwendigkeit einer öffentlichen Beschöpfung für zahlreiche Völker, welche bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht haben. Denn, worin sollte diese Nothwendigkeit gegründet seyn?

Die Civilisation selbst kann nur gedacht werden als das Product einer weit getriebenen Theilung der gesellschaftlichen Arbeit; und da der Zweck der Beschöpfung nicht wohl ein anderer seyn kann, als Beschöpfung der Personen und des Eigenthums: so ist an und für sich klar, daß das Geschäft, die Gesellschaft mit den ihr nöthigen Gesetzen zu versehen, nur denjenigen mit Erfolg übertragen werden kann, welche die gesellschaftlichen Vergehungen zu einem besondern Studium gemacht haben, und zu solchen Resultaten gelangt sind, daß die Anwendung ihrer Einsicht und Wissenschaft nur glückliche Wirkungen hervorbringen kann. Dies

man voraussetzt, dürfte geradezu unerklärlich seyn: einmal, wie man habe auf dem Gebiete gerathen können, die Wahl der Besessener dem Zufalle in einem so hohen Grade preiszugeben, als es in den hergebrachten Wahl- und Wählbarkeits-Anordnungen wirklich geschehen ist; zweitens, wie es möglich gewesen sei, zu glauben, daß die Oeffentlichkeit der Voraussetzungen den Nachtheilen der Unwissenheit und Ueberzählung abhelfen werde. Mittel und Zweck stehen bei einer solchen Anordnung in einem so auffallenden Widerspruch, daß man sich nicht darüber wundern darf, wenn das Resultat den Erwartungen nicht entspricht, und wenn, im Verlaufe der Zeit, an die Stelle der wenigen guten Besäße, deren Befolgung leicht seyn würde, eine so große Fülle von schlechten tritt, daß Anarchie und Unordnung unvermeidlich werden. Die Falschheit der Voraussetzung, daß in Sachen der Gesetzgebung die öffentliche Erörterung von irgend einem Nutzen seyn könne, ist aber auch daraus erwiesen, daß von allen Verfassungen des menschlichen Geistes, nächst der Mathematik, keine die Oeffentlichkeit mehr ausschließt, als die der Gesetzgeber. Und hiernach ist es unmöglich, in dem bisher üblichen Gesetzgebungs-Verfahren (die Oeffentlichkeit, die ihn begleitet, als zu seinem Wesen gehörend betrachtend) etwas Anderes zu sehen, als einen Ueberrest alter Barbarei, der sich zwar entschuldigen, aber durchaus nicht rechtfertigen läßt.

Dies ist jedoch bei weitem nicht alles, was sich zu seinem Nachtheil sagen läßt. Je weniger er zur Erhaltung des gesellschaftlichen Friedens beiträgt, desto mehr muß er als positiv schädlich aufgefasset werden. Wenn man ihm nachrühmt, daß er den fürstlichen Despotismus besänftigt,

so läßt man dabei aus der That, daß er an die Stelle des-
selben einen andern Despotismus bringt, der noch mehr
verabscheut zu werden verdient, nämlich den Despotis-
mus schlechter Gesetze, der nur mit Umfury und Wü-
gung endigt. Er raubt dem Fürstenthum (welchen Ti-
tel dieses auch führen möge) seinen erhabenen Charakter,
indem er aus dem Prinzip — denn das sollte jedes Für-
stenthum seyn — ein Werkzeug mache; allein es gewährt
dafür nicht einmal diejenige Sicherheit, die sich in der Per-
son des Fürsten abschließt, und dies ist unstreitig ein so
beträglichwerthes, weil jede Gesellschaft nur sohinfort durch
die Autorität, die in ihr realit, diese Autorität aber nur
dadurch zu einer sivilen werden kann, daß sie nicht von
einer Kriegersehaft, sondern von der Person eines Einzelnen
ausgeht.

Man werde dagegen ein, was man wolle: ganz Un-
recht haben diejenigen nicht, welche das Fürstenthum auf
ein höheres Gesetz beziehen, das nicht menschlichen Ursprungs
ist. Bläht die theologische Auslegung aus dem Epide,
so läßt sich noch erkennen, daß die besondere Beschaffen-
heit der menschlichen Gesellschaft, nach welcher sie in je-
dem ihrer Zustände einer erneuten Gewalt bedarf, dem
Fürstenthum seine Entstehung und seine Fortdauer durch
alle Zeiten gegeben hat. Man könnte dies das Mysterium
des Prinzipats nennen; was man aber bedauern möchte,
ist, daß, allen Fortschritten in der Zivilisation zum Trost,
nichts allgemeiner bekannt wird, als die Bestimmung und
das Wesen dieses Prinzipats. Ich erlaube mich näher.

Die Zahl der Menschen, welche eine gegebene Verri-
chtung einkernen, muß stets den Bedürfnissen der Gesellschaft ent-

sprechen; für die Ausübung einer großen Minderheit, die zugleich eine starke ist, bedarf es dagegen unter allen Umständen nur einer einzigen. Die Erblichkeit, welche verlangt werden soll, sei also noch so zahlreich: immer reicht eine einzige Familie für das Unterthans-Bedürfniß derselben aus. In dem Erblichkeits-System steht die Regierung nie; und dies ist für einen sehr wesentlichen Vortheil zu achten. Die Erblichkeit ist deshalb jedoch nicht ein Privilegium, das zum ausschließenden Vortheil jener Einen Familie eingeñhrt werden: denn das Wort „Privilegium“ schließt schon die Idee des besondern Vortheils in sich, den der Privilegirte zum Nachtheil der Andern Laboret genießt; bei dem Fürstenthume aber kommt nichts weiter in Betracht, als seine allgemeine Nützlichkeit. Eben dies Fürstenthum kann nicht einmal als Eigenthum angesehen werden, da derjenige, welcher damit bekleidet ist, darüber nicht nach Willkür verfügen kann. Es ist und bleibt eine Funktion, welche unter der Hypothekbedingung anvertraut wird, daß man sie ausüben werde, so daß, wenn man sich derselben beirauben läßt, die Klausel verliert wird, in deren Kraft man sie erhalten hat.

Diese eigenthümliche Beschaffenheit des Fürstentums hätte den jeder zur Auffindung des besten Verfassungs-Modus einladen sollen; und der beste würde, über allen Widerspruch hinaus, derjenige gewesen seyn, der das Prinzipat, oder, um in der Sprache der Reuten zu reden, den Ehren am sichersten beschützt hätte. Man läßt sich zwar nicht sagen, daß in früheren Zeiten für diesen Endzweck nichts geschehen sei; man darf sogar behaupten, daß in jeder Epoche Versuche dieser Art mit nicht oder wenigstens glücklichem Co-

folge gemacht worden sind: denn, wenn dies unentbehrlich wäre, so würde das Prinzipat nicht durch alle Jahrhunderte fortgeführt seyn. Doch das Zweckmäßige hat nicht in allen Zeiten denselben Charakter, und nach den großen Veränderungen, welche die europäische Gesellschaft in den drei letzten Jahrhunderten getroffen haben, — Veränderungen, welche sich hauptsächlich in der Aufhebung aller Feudalgenossenschafts- und Erbkunnenähnlichkeits-Verhältnisse abschließen — ist es auf's Neue zu einer besondern Aufgabe geworden, daß ausgemittelt werde, durch welche organische und bürgerliche Gesetze der gesellschaftliche Friede am sichersten geschützt werde: eine Aufgabe, welche nur dann mit Erfolg gelöst werden kann, wenn vorher festgestellt ist, wor die meiste Fähigkeit zur Hervorbringung solcher Gesetze in sich trägt.

Sofort nun am Tage liegt, daß Gesetzegeber, welche durch's Volk gewählt sind, und für welche nichts weiter gerächt, als der Wahl- und Wahlbarkeits-Zensur, dem sie ihre Bemächtigung verdanken, diese Fähigkeit nicht nachweislich besitzen, kann man nicht genug alles, diesen Gesetzgebungsmodus scheitern zu lassen, um einen andern, und zwar einen besseren, an seine Stelle zu bringen. Die Erfahrung hat hinlänglich gezeigt, wie jener nur geeignet ist, eine Auflösung herbeizuführen, deren Erlang sich nicht bekommen läßt. Was er am sichersten vernichtet, ist die Achtung, ohne welche eine Regierung nicht bestehen kann. Mit ihm ist nothwendig unschicklich: eine Hülfe von öffentlichen Willen, Gesetze genannt, welche zur Uebersicht führt, und eine solche Verlesung des hauptsächlichsten Theils der Gesellschaft, welche mit Ungeduld unter allen Verhältnissen an-

bigt. Die Öffentlichkeit, welche er zu seinem Wesen rechnet, bewirkt nichts weiter, als daß man in ihm einen Ersatz für Eitrigesicht und dergleichen ähuliche Beschäftigungen erhält; denn, da die Öffentlichkeit, indem sie die Leidenschaften nährt, nicht auf die höhere Vollkommenheit der Gesetze hinwirken kann, so wirkt sie nothwendig auf die Entsehung des Standals mit allem, was davon angetrenlich ist.

Doch welchen besseren Gesetzgebungs-Modus an die Stelle des verwerflichen bringen, der nicht länger fordbauern kann, wenn dem Zeitalter sein Recht widerfahren, d. h. wenn die Gesellschaft dem Entwicklungsgrade, den sie in sich trägt, gemäß behandelt werden soll?

Eines ist klar; nämlich, daß nur derjenige zur Gesetzgebung berufen ist, der sich zu diesem, alle gesellschaftliche Thätigkeiten umfassenden Geschäfte vorbereitet und dabei solche Beweise abgelegt hat, daß seinen Mitbürgern nichts weniger zweifelhaft ist, als seine Fähigkeit, bei der Gesetzgebung zu konfurren. Welchem Tadel Schriftsteller und Literatur man auch ausgesetzt seyn mögen: immer muß man der Erfindung der Buchdruckerpresse die Verantwortlichkeit widerfahren lassen, daß sie ein unersparliches Mittel beruht hat, die Köpfe zu prüfen, um diejenigen herauszufinden, welche für die wichtigste Verichtung des gesellschaftlichen Lebens die nöthige Geschicklichkeit in sich tragen. Was allein bedauert werden muß, ist, daß von diesem Mittel für die Gesetzgebung als der Gebrauch gemacht worden ist, der sich davon machen läßt. Vorurtheile aller Art haben bisher bewirkt, daß gerade diejenigen, welche die gründlichste Kenntnis der Gesellschaft und ihrer Erscheinungen beurlundet hatten,

ten, am sichersten von der Befestigung ausgeschlossen waren. Wer möchte nicht glauben, daß, nach der Erscheinung des berühmten Werks: „Über das Wesen und die Ursachen des National-Neichthums,“ ganz England sich berufen haben werde, den berühmten Verfasser desselben ins Parlament zu bringen, um seine Beiträge zur Befestigung um so gewisser zu werden? War dies wirklich der Fall? Es fehlt so viel daran, daß die einzige Behauptung, welche diesem großen Schriftsteller zu Theil wurde, das Amt eines schottischen Zoll-Kommissarius war: ein Stelle, welche tausend Andere eher so gut ausfüllen konnten, als er, trotzdem unter diesen tausend Anderen kein Einziger war, welcher fähig gewesen wäre, über Befestigung und Regierung mit demselben Erfolg, d. h. mit derselben Gründlichkeit und Belehrung zu schreiben, wie Adam Smith *). Was hier zu sagen: in der Gesellschaft fehlt es nie an Unverrichteten, deren Ansichten und Meinungen zu Rache gezogen zu werden verdienen, so oft es sich um neue Einrichtungen und Gesetze handelt; das Unglück besteht bloß darin, daß man, im Vertrauen auf die Kraft des menschlichen, nie darauf bedacht gewesen ist, sie hervorzu-
 ziehen, um sie nach ihrem ganzen Werthe zu benutzen.

Wie es scheint, wird der auf Volks-Repräsentation gegründete Gesetzgebungs-Modus sich in der bisher von

*) Bekanntlich arbeitete Adam Smith, als schottischer Zoll-Kommissarius, an einem Werk, das den Titel führte: „Von den allgemeinen Prinzipien der Befestigung und Regierung, so wie von den Ansehnlichkeiten, welche diese Prinzipien in den verschiedenen Jahrhunderten und unter den verschiedenen Umständen der Gesellschaft erfahren haben.“ Der Tod verhinderte ihn an der Vollendung dieses wichtigen Werks.

Ihm beschriebenen Vehn noch eine Zeit lang fortbewegen, ehe er ans Ziel gelangt. Je bestimmter er sich aber demselben nähert, desto mehr ist man versucht, vorher zu bestimmen, welcher neue Betrachtungs-Modus an seine Stelle treten werde. Sofern es sich nun hierbei um eine Vermeidung der Schreihen handelt, welche jeuen eigen sind, kann nicht klager die Rede seyn, weder von einer Wahl durch Loos, noch von einer Offenbarkeit der Verhandlungen; nicht von der ersten, weil die positiven Eigenschaften des Gesetzgebers nicht zweifelhaft seyn dürfen, nicht von der zweiten, weil sie das stärkste Hinderniß aller Sammlung und Besonnenheit ist, welche das Betrachtungs-Geschäft in einem so hohen Maße erfordert. Sollte aber die Wahl ganz regelmäßig solche Schelmskeller treffen, welche in ihren Werken bewiesen haben, daß die gesellschaftlichen Erscheinungen der Hauptgegenstand ihrer Forschungen gewesen sind: so würde darin nichts Auffallendes und Befremdendes liegen; und eben so würde es kein Gegenstand der Vermuthung seyn, wenn der Hies, etwa durch das Verthum einer Akademie der Wissenschaften, Preisaufgaben stellte, die keinen andern Zweck hätten, als ihn in immer größerer Allgemeinheit mit Denjenigen bekannt zu machen, die ihm bei der Leitung der Gesellschaft nachtheilig behülflich werden können. Ein auf diese Weise zusammengesehtes Kollegium von Vorgesetzten würde allerdings keinen Vorn verursachen; allein je reifer und nachhaltiger die von ihm ausgehenden Früchte wären, und je mehr Erleichterung es der Gesellschaft im Allgemeinen gewährte, desto mehr würde es gefördert werden. Selbst das bisherige Verhältniß der Schriftstellerwelt zu den Regierungen würde sich darüber wenigstens in

sehern abändern, als das alte Nitimur in verbleiben nehme für den politischen Theil derselben wegfalle, und der Geist der Wissenschaft ihm die Ordnung setze, die nie geändert werden wird, so lange der Konflikt fortdauert. Ist die Befehlsgewalt erst zu einem Gegenstande unbedingter Hochachtung geworden: so kann man sich darauf verlassen, daß die gerichtlichen Verfolgungen der Pressegehen ganz von selbst wegfallen und der endlos scheinende Kampf mit der Pressfreiheit oder Pressensfreiheit sein Ende finden wird. Man darf sogar die Frage aufwerfen, ob alsdann noch eine Zensur nöthig sein wird; so sehr hängt in gesellschaftlichen Dingen alles von der Vollendung oder Nichtvollendung ab, welche dem Regierungs-Organismus eigen ist.

Am Schluß dieser Bemerkungen wollen wir unseren Lesern kein Geheimniß daraus machen, daß wir uns zur Befassung derselben durch nichts noch mehr bewegen geschieht: höher, als durch eine kleine Schrift, welche den Titel führt: Ueber die unbeschränkte Pressfreiheit, von dem Obersten Bussafsson, ehemaligem Könige von Schweden. Der geistliche Kasten, welcher sich in der Pressfreiheit darbietet, ist, wie Jeder gesehen wird, durch diese Schrift nicht gelöst, wohl aber ziemlich verbannt worden. Es schien uns also der Wähe werth, zu zeigen, auf welche Weise dieser Kasten sich im Verlauf der Zeit ganz von selbst löset, und wie das Fürstenthum über alle Befahren liegen wird, von welchen es sich bedroht glaubt, oder auch wirklich bedroht ist.

F r a g m e n t

eines in der letzten Versammlung des brittischen
Vereins zur Beförderung der Wissenschaft gehaltenen
Vortrages.

V o r w o r t des Herausgebers.

Die diesjährige Versammlung des brittischen Vereins zur Beförderung der Wissenschaft (*british association for the advancement of Science*) nahm ihren Anfang den 24sten Juni zu Cambridge. Sie war zahlreicher, als die beiden früheren, von welchen die erste zu Poel, die zweite zu Oxford gehalten wurde; nicht weniger als zweihundert Freunde der Wissenschaft hatten sich versammelt. Der allgemeine Ausschuss versammelte sich in Trinity-Hall, um die Abtheilungen zu bilden, so wie zu anderen Vorrichtungen. Die Abtheilungen traten in den sogenannten Schulen zusammen. Männliche Mitglieder des Vereins wurden in das Senate-Haus eingeladen. Hier traten sie in einen geräumigen Saal, in welchem es nicht an Sitzen für die Frauen gebrach. Professor Sedgwick richtete zuerst das Wort an die Versammlung, um den männlichen Theil derselben zu ersuchen, daß er sich nicht eher niederlassen möchte, als bis die Frauen ihre Sitze eingenommen haben würden. Zur Rechten und Linken des Präsidenten standen Edelkute, der lehrende Ausschuss, die Vorstände der Abtheilungen, Secretäre, und Diejenigen, welche

Beerdigt zu halten gedachten. Ihre und Puffer wurden von der Dienerschaft der Universitäts-Bibliothek verhaftet, welche sehr fleißig zur Verrichtung der Bewirthungskosten unterrichtet hatten. In einer an die Lords und Gentlemen des brittischen Vereins zur Verbesserung der Wissenschaft gerichteten Rede, trat Dr. Buckland den Vorsitz an dem Professor Sedgwick ab. Dieser nahm unter lebhaftem Beifall den Beschluß an, nicht ohne vorher die ihm widerfahrne Ehre anzuerkennen zu haben. Nach dem neuen Präsidenten trat Herr William Whewell, Professor der Mineralogie, als Redner auf, um über den Inhalt und den Geist der Abhandlungen zu berichten, welche seit der ersten Versammlung des Vereins zu York im Druck erschienen sind. Gefamert es der Name, so würden wir seinem Vortrag nach dessen ganzem Umfange mittheilen, so geliezen, so umfassend und so wahrhaft philosophisch ist uns derselbe erschienen. Wir geben also hier nur den Schluß dieses Vortrages, nicht ohne auf den Dank der Leser zu rechnen, sofern er Jhrem enthält, deren Verbeinerung in Deutschland sehr nützlich werden kann.

B.

Herr William Whewell sagte:

„An diese besonders Reizten von dem Gesichtspunkt, unter welchem sich die verschiedenen Wissenschaften nach des Fortschritts des abgewichenen Jahres darstellten, leitet sich eine Bemerkung, die, wie ich glaube, von der allgemeinen Betrachtung dieser Wissenschaften abgeleitet werden kann, und die für uns um so wichtiger ist, sofern sie die Art und Weise

angeordnet, wie die Wissenschaft durch gemeinsame Arbeit gefördert werden kann; ich meine diejenige, deren Verlebung und Organisation der Zweck dieses Vereines ist.

„Die Bemerkung, die ich im Sinne trage, ist: — daß eine Vereinigung der Theorie mit den Thatfachen, der allgemeinen Ansichten mit der Beschädlichkeit im Experimentiren, dazu erfordert wird, sogar bei den untergeordneten Beförderern (contributors) der Wissenschaft. Es ist in der letzten Zeit gewöhnlich geworden, zu behaupten, daß Thatfachen allein in der Wissenschaft von Werth sind, daß die Theorie, so weit sie Werth hat, in den Thatfachen enthalten ist, und daß sie, so weit sie nicht in den Thatfachen enthalten ist, nur ihre Leiden und den Geist pedantisch machen kann. Aber die Auffassung dieses Gegensatzes zwischen der Theorie und den Thatfachen hat wahrscheinlich ihren Theil dazu beigetragen, zu rücken und zu vermitteln, und die Verbachungen und Speculationen Mancher möglich und fruchtlos zu machen. Denn allein durch irgend die eine oder die andere Ansicht von dem Zusammenhange und dem Verhältniß der Thatfachen können wir wissen, was für Umstände wir bemerken und festhalten müssen; und jeder Arbeiter im Felde der Wissenschaft, wie gering er auch sei, muß seine Arbeiten durch theoretische Ansichten leiten, diese seien eigene, oder fremde. Wenn das Wort Theorie unwillkürlich schädlich ist, wie es Einigen zu seyn scheint, so wird man doch wahrscheinlich zugeben müssen, daß die Gesetze der Thatfachen, sowohl als die Thatfachen selbst, es sind, womit uns bekannt zu machen unser Geschäft ist. Daß die Erinnerung daran nicht unnütz seyn mag, können wir an dem Contraste sehen, der

nach dem Berichte des Professors Airy zwischen den Astronomen unser und fremder Länder sich zeigt. „In England,“ sagt er S. 184, „glaubt ein Beobachter, er habe Alles gesehen, wenn er eine Beobachtung gemacht hat. Bei Beobachtungen der Ausländer,“ sagt er S. 190, „betrachtet man die Angabe des Resultats und die Vergleichung der Resultate mit der Theorie als etwas, das mehr die Aufmerksamkeit eines Astronomen verdient und eine größere Thätigkeit seines Geistes verlangt, als die bloße Beobachtung eines Körpers im Hadenhau eines Teleskops.“

„Wir können gewissermaßen die Ursache einsehen, welche unter und zur Vernachlässigung der Theorie geführt hat. Für einen langen Zeitraum beherrschte die astronomische Theorie größtentheils die Beobachtung, und diesem Gebiete wurde hauptsächlich abgeholfen durch die Beharrlichkeit und Genauigkeit englischer Beobachter. Es war natürlich, daß der Ehrgeiz und der Ruf, den unsere Beobachtungen für jene Zeit erlangt hatten, und verführte, mit zu wenig Achtung im Verhältniß von den übrigen Abtheilungen der Wissenschaft zu denken. Der Unterricht, den wir so bekommen haben, beschränkt sich aber nicht auf die Astronomie; denn, obgleich wir in andern Dingen nicht im Stande sind, unsere Thatfachen mit den Resultaten einer umfassenden und doch sichern Theorie zu vergleichen, so müssen wir doch nie vergessen, daß Thatfachen nur dann Theile des Wissens werden, wenn sie klassifizirt und verbunden sind; daß sie nur dann die Wahrheit bilden können, wenn sie in allgemeinen Sätzen eingeschlossen sind. Ohne auf diese Betrachtung sehr zu geben, können wir täglich die Verwirrungen der Munde und Wollen bemerken, und ein Tagebuch über das

Wetter führen, das nicht mehr Werth haben wird, als ein Tagebuch über unsere Erdumwelt. Alsin, wenn wir einst feste Masse erhalten können für das, was wir bemerken, und unsere Masse durch wahrscheinliche oder gewisse Gesetze zu verbinden vermögen, so ist es nicht länger eine willkürliche Beschäftigung, nach dem Willen zu schauen, oder ein unvortheilhaftes Aufstreichen von Bemerkungen über das Wetter; sondern die Launen der Atmosphäre werden beständige Dispositionen, und wir sind auf dem Wege zu einer meteorologischen Wissenschaft. Man kann hinzusetzen — als einen fernern Grund, weshalb kein Beobachter zusehen soll, ohne seine Beobachtungen zu ordnen, in welchem Theile der Physik es sei, und ohne wenigstens zu versuchen, sie zu klassifiziren und zu verbinden — daß, wenn dies nicht gleich Anfangs geschehen ist, es wahrscheinlich nie geschehen wird. Die Umstände bei der Beobachtung können sehr leicht je von Andern richtig verstanden oder erklärt werden; die Folgerungen, welche die Beobachtungen selbst darbieten, können, wegen Veränderung des Planes oder der Details, auf keine Weise richtig gemüßigt und darauf gebaut werden. Und sogar die bloße Menge von nicht analysirten Beobachtungen, kann diejenigen, die sich mit dem Gegenstand befassen, zu einer Verzweiflung bringen, welche sie gänzlich unnuß macht. Unter den übrigen Verbesserungen in der Astronomie, welche Professor Airy erwähnt, bemerkt er, daß „Bradley's Sonnenbeobachtungen, im Jahre 1750 gemacht, fast nutzlos waren, bis Bessel es unternahm, sie 1818 zu revidiren.“ Auf gleiche Weise sind „Bradley's und Maskelyne's Beobachtungen der Sonne noch jetzt fast nutzlos;“ und sie und manche andere werden

es bleiben, bis sie reduziert sind. Dies hätte nicht geschehen können, wenn sie zu ihrer Zeit mit der Theorie verglichen und reduziert wären; und es kann uns nur schmerzlich seyn, zu sehen, wie so viel Geschicklichkeit, Arbeit und Eifer so verloren ist. Das beständige Zurückführen der Beobachtungen, wenn sie auch noch so zahlreich sind, oder der Versuch, sie zurückzuführen zu den wahrscheinlichsten bekannten Regeln, kann allein dergleichen Uebeln vorbeugen.

„Es mag Manchem scheinen, daß wir, indem wir so die Theorie empfehlen, in die Gefahr gerathen, zu theoretischen Speculationen aufzusteuern, zum Nachtheil der Beobachtung. Dies thun, hieße in der That der Wissenschaft einen schlechten Dienst leisten; aber wir glauben, daß unsere Absicht nicht so sehr mißverstanden werden kann. Ohne hier zu versuchen, einen scharfen und technischen Unterschied zwischen Theorie und Hypothese aufzustellen, genüge es, zu bemerken, daß alle Herleitungen von der Theorie zu einem andern Zweck, als dem der Vergleichung mit der Beobachtung, subtile und nutzlose Uebungen des Scharfsinns sind, so weit es die Interessen der physischen Wissenschaften betrifft. Speculative Köpfe, wenn sie einem thätigen und ersahendischen Geist haben, werden immer Theorien machen, sie mögen es wünschen oder nicht. Diese Theorien können nützlich seyn, oder nicht; wir haben Beispiele von beiden. Wenn die Theorien lediglich zur Untersuchung der Thatfachen dienen, und untersucht werden, wie und wann die Thatfachen solche Modifikationen an die Hand geben, so mögen sie irrig seyn; allein sie werden doch Nutzen stiften; sie können sterben, aber sie werden nicht umsonst gelebt haben. Wenn auf

der andern Seite von unserer Theorie angenommen wird, sie besitze eine Wahrheit höhern Grades, als die That-
sachen — eine Zuverlässigkeit, unabhängig von ihrer An-
wendung (*exemplification*) in einzelnen Fällen; — wenn,
in dem Fall, daß Nachahmen von den Sagen vollkommen,
wie die Fakta hinweg erklären, anstatt die Theorie zu mo-
difiziren: dann wird unsere Theorie unser Zeugniss, und alle,
welche unter ihrem Befehle arbeiten, thun Stillenarbeit,
indem sie selbst keinen Nutzen von dem Resultat ihrer Arbeit
sehen. Um ein Beispiel zu haben, können wir auf die
geologische Geologie blicken: ein Verein, welcher, im ersten
Grade arbeitend, sich selbst durch dessen Anwendung
verbessert und bereichert hat; wenn aber irgend ein Verein
von Männern auf dem jährl. beschriebenen Wege arbeiten
wollte, so würden sie bald den geringen Gewinn ihrer *a*-
priori Wahrscheinlichkeit vorausgibt haben, womit sie ge-
nau ihr Werk anfangen müßten.

„Um diesen Unterschied einen Augenblick länger durch
Beispiele zu erläutern, so wollen wir uns erinnern, daß
gegenwärtig hauptsächlich zwei Theorien von der Geschichte
der Erde in den Köpfen der Geologen herrschen und
als Lebensbühler bestehen: die eine, welche behauptet, daß
die Veränderungen, deren Spuren wir in den Materialien
der Erde nachspüren, durch solche Ursachen hervorgerufen
sind, welche noch jetzt auf ihrer Oberfläche wirksam sind;
die andere, welche der Meinung ist, daß die Entstehung der
Bergketten und der Uebergang der organischen Welt von
der einen Formation zur andern, durch Begebenheiten her-
vorgebracht sind, welche, verglichen mit dem gegenwärtigen
Lauf der Dinge, Katastrophen und Kontaktionen genannt

werden können. Wer sieht nicht, daß Alles, was diese Theorien bis jetzt geleistet haben, darin bestand, die Gesetzmäßigkeiten zu veranlassen, die Gesetze der Permanenz und des Abwechsels in der bestehenden organischen und inorganischen Welt einseitig genauer zu studiren, und andererseits die Verhältnisse der Organismen zu einander, und die Erscheinungen, welche ihre Schicksale gegenseitig bedingen? Und wer preist, daß, wenn die volle Erleuchtung endlich da ist (welche zu erhalten freilich vielleicht noch manche Generationen erfordern mag), die Gesetzmäßigkeiten alsdann ihre Zustimmung der einen oder der andern, oder einer dazwischen liegenden Meinung geben werden, zu welcher beide sich ausserungsweise vereinigen mögen?

„Auf der andern Seite, um ein Beispiel von einer Wissenschaft zu nehmen, welche ich von Ausis wegen näher kenne: die Theorie, daß krystallinische Körper aus leichten Moleculen bestehen, welche eine bestimmte und beständige geometrische Form haben, mag als passend und philosophisch angenommen werden, so weit wir, vermöge derselben, das Vorkommen der sekundären Krystallflächen an solchen Körpern auf Regeln zurückführen können. Aber wenn wir die Leher von dieser Zusammensetzung annehmen, und dann willkürliche Zusammensetzungen aus diesen Elementen bilden, und diese für Erklärungen des Dimorphismus oder Pleiomorphismus, oder irgend einer andern ansehnlichen Ausnahmestücke von dem allgemeinen Prinzip ausgeben: so verfahren wir, wie mir scheint, auf eine unphilosophische Weise. Sammeln und klassificiren wir die Thatsachen des Dimorphismus und Pleiomorphismus, und sehen wir, was für Gesetze sie folgen: dann können wir hoffen zu

unterscheiden, ob unsere atomistische Theorie von den sy-
stematischen Molekülen halbar sei, und welche Modifica-
tionen derselben diese Fälle, welche bei ihrer ursprünglichen
Aufstellung nicht betrachtet waren, jetzt erfordern.

„Ich will es jetzt nicht versuchen, andre Lehren zu ent-
wickeln, welche der Bericht des letzten Jahres für unsere
zukünftige Meinung darbietet; obgleich sie von selbst aufste-
hen und zweifelsohne Einfluß auf den Geist unserer Ver-
handlungen während dieser Zusammenkunft haben werden.
Aber eine Betrachtung giebt es noch, welche zu dem ge-
hört, was ich die Moral der Wissenschaft nennen möchte:
sie scheint mir in diesem Bericht offen da zu liegen, und
ich kann es nicht über mich gewinnen, darüber hinweg zu
gehn. Wenn wir beständig auf die vergangene Geschichte
und den gegenwärtigen Zustand des physikalischen Wissens
blicken, so werden wir, denkt mich, unermesslich von dem
Er danken betroffen: — „Wie wenig ist geschehen und wie
viel bleibt noch zu thun; — und wiederum, dessen unge-
achtet, wie viel verdanken wir den großen Philosophen,
welche uns vorausgegangen sind!“ Es wird manchmal an-
geführt, als ein Vorwurf gegen das Studium der neuen
Wissenschaft, daß sie den Menschen eine düstelhafte An-
sicht von ihren eigenen Leistungen, von der Superiорität
der gegenwärtigen Generationen — und von der intellek-
tuellen Macht und den Fortschritten der Menschheit — gebe;
daß sie die Menschen bescheiden, stolz und stolz mache.
Daß sie dies nie thue, läßt zu viel von diesen oder von
anderen Studien sagen; aber, sicherlich, jene Menschen
müssen die Geschichte der Wissenschaft mit besonderem Vor-

her gefaßten Meinungen lesen, die darin eine Nahrung für solche Gefühle finden.

„Welcher Art ist das Gemüthe, das teils und vorgeführt haben? Unter allen Versuchen des Menschen, sein Wissen zu systematisiren und zu verstandigen, giebt es eine Wissenschaft, die Astronomie, von der man annehmen kann, daß er darin erfolgreich gewesen ist; er hat hier eine allgemeine und gewisse Theorie erreicht; zu diesem Erfolge ist die Arbeit des am höchsten begabten Theils des Menschengehirns seit 5000 Jahren erspenderlich gewesen.

„Es giebt eine andere Wissenschaft, die Optik, in welcher wir vielleicht im Begriff sind, denselben Erfolg zu erlangen, in Hinsicht auf den einen Theil der Erscheinungen. Aber alles Uebrige des Prospekts ist verhältnißmäßig Finsterniß und Chaos; beschädelte Negris, unvollständig gekannt, unvollständig verständig, verbunden durch keine bekannte Ursache, das ist Alles, was wir unterscheiden können. Sogar in denjenigen Wissenschaften, welche man als sehr erfolgreich betrachtet, wie die Chemie, verändern wenige Jahre den Gesichtspunkt, unter welchen die Theorie unserm Geiste die Thatsachen zeigt, während keine Theorie bis jetzt das bloße N.B.E. Auch des Kalküls übertreffen hat.

Was ist hier, worauf der Mensch stolz sein könnte, oder wozu er einen Grund hernehmen könnte, hochmüthig zu sein? Und selbst wenn die Entdecker, welchen diese Wissenschaften solche Fortschritte verdanken, als sie gemacht haben — die großen Männer der Gegenwart und der Vergangenheit — wenn Sie sich erheben und voll Selbstvertrauen in der Ausübung ihrer geistigen Fähigkeiten wären, wer sind wir, daß wir ihrer geistigen Werke nachahmen soll.

ten? — wir, die wir mit Mühe und Anstrengung einen festen Halt in den Ansichten gewinnen können, welche sie aufgeschloffen haben? Aber es ist nicht so gewesen; sie, die wirklich Großen in der Verstandeswelt, haben sich in ihrem Charakter nie ausgezeichnet durch Bewunderung ihrer selbst und Verachtung der Andern. Ihr höchst Adel ist immer erhaben gewesen über diese unedlen und niedrig gebornen Naturen. Ihre Ansichten von ihren eigenen Kräften und Vollkommenheiten sind mäßig und bescheiden gewesen, weil sie immer gefühlt haben, wie nahe ihre Vorgänger dem gewesen sind, was sie gethan haben, und was für eine Schuld und Verhelt ihrer eigenen kleinen Fortschritte gekostet haben. Das Wissen, so wie der Reichthum, macht uns nicht leicht stolz oder eitel, ausgenommen wenn es plötzlich oder unerwartet kommt; und in einem solchen Fall ist wenig Hoffnung da, daß wir unseren schlecht verstandenen Besitz gut gebrauchen oder vermehren werden.

„Vielleicht, daß einiger Anschein von einer übertriebenen Schätzung unserer selbst und unserer Generation, welche man der Wissenschaft vorgeworfen hat, entsprungen ist von dem natürlichen Jubel, welchen die Menschen fühlen, wenn sie Zeugen der Fortschritte der Kunst sind. Ich habe nicht nöthig mich bei dem Unterschiede zwischen Wissenschaft und Kunst — zwischen Wissen und Anwendung des Wissens auf die Dinge des Lebens — zwischen Theorie und Praxis, aufzuhalten. In den Fortschritten der mechanischen Künste giebt es vieles, worauf wir mit Bewunderung, gemischt mit einem triumphirenden Gefühle, blicken; und dies Gefühl ist hier natürlich und unadeltlich. Denn was ist alle diese Kunst anders, als ein Kampf; — ein

fortwährender Konflikt mit der Trägheit der Materie und ihrer Ungefügigkeit zu unsern Zwecken? Und wenn wir in diesem Streite einen Punkt gewinnen, so ist es unendlich, daß wir nicht etwas von dem Beschlecken des Sieges empfinden sollten. In allen Stadien der Zivilisation herrscht diese Spannung vor: — vom rothen Entschert der Inseln des Orients, welcher vermittelt eines Seiles von einem Fuelle durch die wüthenden und ansehend tödtlichen Fluten der Brandung gleitet, bis zu dem Reisenden, welcher eine Eisenbahn entlang fliegt mit einer Geschwindigkeit, welche das Auge schwindeln macht, wird diese triumphirende Freude über eine erfolgreiche Kunst allgemein gefühlt. Aber wir werden keine Schwierigkeit finden, dieses Gefühl von dem ruhigen Vergnügen zu unterscheiden, welches uns aus der Betrachtung der Wahrheit erwächst und wenn wir bedenken, was für ein geringer Fortschritt der speculativen Wissenschaft in jedem erfolgreichen Schritt der Kunst eingeschlißt ist: so werden wir nicht in Gefahr kommen, von der bloßen Freude, welche die überwundene Schwierigkeit verursacht, irgend eine exorbitante Meinung von dem zu haben, was der Mensch gethan hat, oder thun kann — und irgend einem verkehrten Begriff von dem maßen Maßstabe seiner Zeit und Hoffnungen zu erheben.

„Dennoch würde es uns nicht wohl anstehen, hier ungenügend gegen die praktische Wissenschaft zu sein. Die Praxis ist immer der Ursprung und der Sporn der Theorie gewesen: die Kunst war immer die Mutter der Wissenschaft; die freundliche und geschäftige Mutter einer Tochter von weit sanfterem und erhabenerem Schicksal. Und so wird es auch wahrscheinlich ferner sein: es giebt keine

Gegenstände, worin wir mit mehr Hoffnung einem Fortschritt in gesunden theoretischen Ansichten entgegen sehen können, als diejenigen, in welchen die Forderungen der Praxis die Menschen willig machen, nach einem ausgedehnten Maßstabe mit Schärfe und Beharrlichkeit zu experimentiren, und welche jede Vermehrung unseres Wissens mit einer Vermehrung unserer Kraft belohnen. Und sogar diejenigen — denn ungewißhaft gibt es mehr solche — welche keine Belohnung der Art als einen Anreiz für ihre eigenen Untersuchungen verlangen, mögen sich doch freuen, daß es noch einen Grund giebt, der die Mittel ist, untergeordnete Arbeiten zu ermuntern und zu belohnen.

„Ich will Sie nicht länger aufhalten durch den Versuch, einer Anwendung dieser Beobachtung auf das Verfahren der allgemeinen und Section-Verfammlungen in dieser Woche näher ins Detail zu folgen. Aber ich bemerke, daß einige Gegenstände, genau so beschaffen, wie ich sie beschrieben habe, zu Ihrer Kenntniß werden gebracht werden durch die Berichte, welche wir bei der gegenwärtigen Versammlung zu hoffen haben. Es ist der Zustand unserer Kenntniß von der Bewegung der Flüssigkeiten von allgemeiner Wichtigkeit, da die Bewegung der Veste jeder Art, die hydraulischen Maschinen, die Ebbe und Fluth, das Fließen der Flüsse, alles davon abhängt. Herr Stevensen und Herr Kussle haben es unternommen, und eine Nachricht von verschiedenen Zweigen dieses Gegenstandes zu geben, welche mit der Praxis zusammenhängen; und Herr Haller will uns einen Bericht über den gegenwärtigen

Sten

nigen Zustand der analytischen Theorie abstattem. Auf gleiche Weise wird der Gegenstand der Endur verschiedener Materialien, welchen die vielfältigen Anwendungen von Eisen, Stein und Holz so interessant machen, durch Herrn Van- leu Ihnen vorgestellt werden. Dieses sind zwei Theile der Werkstatt, über welche man am frühesten nachgedacht hat; und hierin haben die letzten, welche sich damit beschäftigt haben, es wenig in ihrem Aussehen weiter gefördert, als die ersten. Ich erwähne dieses bloß als Beispiel der Punkte, auf welche wir mehr unsere besondere Aufmerksamkeit richten sollen. Ich will nur hinzufügen, daß, wenn einige Studien, wie z. B. die der Naturgeschichte und Physiologie, bis jetzt weniger Raum in unseren Verhandlungen eingenommen zu haben scheinen, als ihre Wichtigkeit und ihr Interesse mit Recht verlangen konnte, dies geschehen ist, weil die Berichte über andere Gegenstände den Vorzug zu haben in dem ersten Augenblicke schienen; und ich habe die Zuversicht, daß das Gleichgewicht bei der gegenwärtigen Zusammenkunft wieder hergestellt werden wird.

„Ich habe nicht nöthig über diesen Gegenstand noch mehr zu sagen. Unter einer Versammlung solcher Personen, wie jetzt an dieser Stelle zusammengekommen sind, kann kein Zweifel seyn, daß die wichtigsten und besten Fragen der Wissenschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande die seyn werden, welche am natürlichsten in unseren Versammlungen und Diskussionen verkommen werden. Es bleibt mir nur noch übrig, dem Vereine Glück zu wünschen zu den Umständen, unter welchen er sich versammelt; und meine

Uebungsgang auszusprechen, daß wir alle, die wir hier unter dem erhebenden und hoch zur Besonnenheit stimmenden Gedanken, mit der großen Sache der Befriedigung wahrer Wissenschaft beschäftigt zu sein, thätig sind, und die Hoffnungen und Gefühle, welche eine solche Lage einflößt, haben, Zufriedenheit und Nutzen von der gegenwärtigen Woche haben fragen werden."

Dr. Philipp.

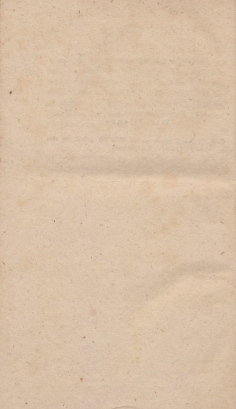


010242



Verichtigung.

Seite 258 Zeile 3 von unten, und Seite 259 Zeile 4 von oben
ist: Preißhark statt Preißerb



BIBLIOTEKA

UNIWERSYTECKA

010242 / 1839

W. TORVELL